



## Ein vielgeprüfter Gottesmann.

Von Otto Cohausz, S. J.

Auf den christlichen Bekenner wendet die Kirche das Wort der Heiligen Schrift an, daß die göttliche Weisheit den Gerechten auf rechten Wegen führe, ihm das Reich Gottes zeige, ihm die Erkenntnis des Heiligen verleihe und seine Mühen und Arbeiten segne (Weish 10, 10). Oft genug wollen sich diese Wege aber als recht verschlungene und dunkle, das verheißene Reich Gottes als durch des Teufels Widerstand in weite Entfernung entrückt und alle angewandten Mühen als vergeblich erweisen. Wie mancher Gotteskämpfer — heute zumal — möchte über Mißerfolge, Widerstände im apostolischen Leben und über so viel Dunkel, Geistesfinsternis in seinem eigenen Innern sich wie von Gott verlassen und mit seinem ganzen Beruf auf Irrwege gedrängt vorkommen! Und doch bleibt es wahr, daß die Weisheit den Gerechten auf rechten Wegen führt, ihm immer mehr das Reich Gottes zeigt und seine Arbeiten segnet. Beweis dafür ist der Prophet Jeremias. Was immer nur einem Gottesstreiter an äußerer und innerer Drangsal begegnen kann, er hat es in größtem Ausmaß erlebt und doch ging er groß aus allem hervor.

### I.

Schon mit seiner Berufung begann das Leid. Arglos lebte der junge Priestersohn von Anatot in der Stille des Landstädtchens dahin. Eine sinnige, religiöse Natur, tief und fein empfindend, mit leicht verwundbarer Seele, be-

schaulich und zaghaft veranlagt, Lärm scheuend, dachte er wohl an nichts weniger, als sich in den Streit der großen Welt und das Geschrei des Marktes zu mischen. Und erst recht lag ihm, dem Friedliebenden und Bescheidenen, jeder Gedanke fern, im Kampfe der Zeit mit der Rolle eines der großen, gottbegnadeten Führer, der eines Propheten, betraut zu werden. Nahmen diese Männer doch in der Gedankenwelt Israels eine solche Höhenstellung ein, daß die Annahme, ihnen jemals gleich werden zu wollen, dem jungen Priestersohn schon als Frevel erschienen wäre. Und doch erging an ihn, da er noch jung — etwa 20 bis 25 Jahre alt — war, das berufende Wort: „Ehe ich dich im Mutterleibe bildete, habe ich dich gekannt; ehe du hervorgingst aus dem Mutterschoße, habe ich dich geheiligt und dich zum Propheten für die Völker bestellt“. (Jer 1, 5.)

Wir verstehen es, daß die plötzlich enthüllte Aufgabe ihn, den mit wenig Selbstvertrauen Ausgestatteten, schauern macht, daß er Gott umzustimmen sucht und seine mangelnden Fähigkeiten ins Feld führt: „Da sprach ich: Ach, ach, ach! Herr und Gott, siehe, ich weiß nicht zu reden, denn ich bin ein Kind“! (Jer 1, 6). Gott aber antwortet: „Sage nicht: Ich bin ein Kind; denn zu allem, wozu ich dich sende, sollst du gehen und alles, was ich dir befehlen werde, sollst du sprechen. Fürchte dich nicht vor ihnen, denn ich bin mit dir, dich zu erretten, spricht der Herr.“ Alsdann streckte der Herr seine Hand aus, berührte den Mund des Neuerwählten und sprach: „Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund; sieh', ich bestelle dich heute über die Völker und über die Reiche, um auszureißen und zu zerstören, zu verderben und niederzureißen, aufzubauen und zu pflanzen“ (Jer 1, 7—10). So ist denn das Unabwendbare geschehen, der junge Mann zum Propheten bestellt. Und Prophet sein, das heißt: jetzt die ländliche Stille und beschauliche Ruhe verlassen, aller Schüchternheit zum Trotz sich mitten in Jerusalem hineinwagen und dort Gottes Gesetz künden. Wie Bergeslast senkt es sich auf die Seele des Berufenen hernieder.



Verschärft wurde seine Lage noch durch das, was Gott ihm zu sagen auftrag. Er zeigt ihm in einer weiteren Vision einen siedenden Topf, der von Norden her seine Wasser ergießt. „Siehe“, spricht Gott, „ich werde alle Völker der Reiche des Nordens berufen, daß sie kommen und ein jeder seinen Stuhl an dem Eingange der Tore Jerusalems aufstelle und gegen alle seine Mauern ringsum und gegen alle Städte Judas. Und ich werde mein Straf-urteil über sie aussprechen wegen all ihrer Bosheit, daß sie mich verlassen und fremden Göttern geopfert und das Werk ihrer Hände angebetet haben. So gürte denn deine Lenden und mach dich auf und rede zu ihnen alles, was ich dir auftrage! Fürchte dich nicht vor ihnen; denn ich will machen, daß du vor ihnen nicht zu zagen habest. Make ich dich doch heute zu einer festen Stadt, zu einer eisernen Säule und zu einer ehernen Mauer gegenüber dem ganzen Lande, wider die Könige von Juda und seine Fürsten, die Priester und das Volk des Landes“ (Jer 1, 15—18). Auftreten soll der zaghafte Jüngling also gegen das ganze Volk und alle Großen des Landes, einen Riesen-kampf übernehmen — er der Schwache — allein. Unheil soll er künden, Totenbitter seines Volkes werden!

Wohl sichert ihm Gott seine Hilfe zu: „Wenn sie wider dich kämpfen werden, so werden sie doch nichts über dich vermögen, denn ich bin mit dir, spricht der Herr, dich zu erretten“ (Jer 1, 19). Doch hart ist's, unheilschwer die neue Laufbahn, wolkenbehangen die ganze Zukunft! Wahrlich, *der* Weihetag war mehr düsteres Tor zum Märtyrergang denn Girlandenbogen zu königlichem Pfad. Aber Gottes Hand legt sich zu wuchtig auf die Seele des Jungmannes und läßt ein Entrinnen nicht zu. „Du, Herr, hast mich dahingezogen, und ich ward hingezogen, du bist stärker gewesen denn ich und hast übermocht“ (Jer 20, 7).

Zaghaft, aber doch auf Gott vertrauend, tut der Neuerwählte nun seine ersten Schritte ins Prophetenleben hinein. Er zieht eines Morgens aus nach Jerusalem und hält wohl im Tempelvorhof seine ersten Ansprachen. Welche Gefühle mochten ihn bei diesem ersten Auftreten

erfüllen! Doch die Zeitumstände waren ihm anfangs nicht ungünstig. Auf dem Throne saß der fromme König Josias (621—608). Dieser benutzte wie andere unterworfenen Fürsten die nach Assurbanibals Tode (626) eingetretene Schwächung des Assyrischen Reiches, Juda wieder selbständig zu machen — nicht nur politisch, sondern auch religiös. Mit Assurs Herrschaft war ja auch Assurs Götzendienst in Israel eingeführt und unter fremdstaatlichem Druck verheerend verbreitet worden. Da nun griff der edle König ein. Er ließ alle Baalen aus dem Tempel entfernen und verbrennen, die Götzenpriester verjagen, die Opferstätten rings um Jerusalem zerstören, dann den Tempel wieder erneuern, das Gesetz einschärfen und den Gottesdienst in alter Reinheit und Pracht wiederherstellen. Es ging ein neues Aufleben, ein Frühlingserwachen durch das ganze Land. (4 Kn 23, 24, 2 Chr 34, 3 ff.)

So fand Jeremias an dem Könige eine Stütze. Mit aller Kraft hilft er bei dessen Reform. Ungeschminkt hält er dem Volke, den Ältesten und Priestern ihre unter den letzten Königen vollzogene Untreue gegen Jahwe vor Augen. In immer neuen und eindringlicheren Wendungen sucht er ihnen ihre ganze Undankbarkeit, Verstocktheit und Bosheit zum Bewußtsein zu bringen, andererseits sie durch Aufdeckung der ganzen Hohlheit und Schändlichkeit des Götzendienstes, der angedrohten Strafe, aber auch durch die rührendsten Hinweise auf Gottes Barmherzigkeit und Gnadenrufe, zur Umkehr zu bewegen. Durchpult sind die Reden seiner ersten Zeit von der ganzen Wucht eines neuerwählten Apostels und seinem noch ungebrochenen Glauben, im Sturme die religiös-sittliche Lage von Grund auf umändern zu können. Bald aber muß er sehen, daß die neu eingeleitete Reform nur an der Oberfläche haften blieb. Man belebte die Feier des Gottesdienstes, verlas das Gesetz, tat die Götzenbilder äußerlich ab, aber im Geheimen pflegte man ihren Kult weiter und an Ausrottung der in allen Ständen tiefengewurzelten Laster dachte man nicht. Man streute Samenkörner in Fülle aus, aber da sie unter Dornen fielen,



wurden sie, anstatt Frucht zu bringen, erstickt. So legt der junge Prophet seine Hand an diese Wunde. „Denn so spricht der Herr zu den Männern von Juda und Jerusalem, brechet euch einen neuen Bruch um und säet nicht unter die Dornen! Beschneidet euch für den Herrn und entfernt die Vorhaut eures Herzens, ihr Männer von Juda und ihr Bewohner von Jerusalem“! (Jer 4, 3. 4.)

Nur seelische Erneuerung kann die wahre Erneuerung und Versöhnung mit Gott bringen. Sie aber wird übersehen. Darum richtet der Prophet in der jetzt folgenden Zeit sein Drängen auf sie hin. Aber je mehr er, der Sohn vom Lande, nun bei seinen Gängen in alle Gassen, Winkel und Stände Jerusalems hineinschaut, umsomehr ist er über die moralische Versumpfung, die sich vor seinen Augen auftut, betroffen. Voll Schmerz beginnt er zu klagen: „Durchstreifet die Straßen Jerusalems, schauet und spähet, forschet auf ihren Plätzen, ob ihr jemand findet, der Recht übe und nach Treue frage, so will ich Jerusalem gnädig sein! Denn wenn sie auch sagen: ‚So wahr der Herr lebt!‘, so schwören sie darum doch falsch. Herr, deine Augen sehen auf Treue; du hast sie geschlagen, aber sie haben es nicht gefühlt; du hast sie zermalmt, aber sie wollten nicht Zucht annehmen; sie machten ihr Angesicht härter als Felsen und wollten sich nicht bekehren! Da sprach ich: Vielleicht sind es nur Arme und Betörte, welche den Weg des Herrn, das Recht ihres Gottes nicht kennen; so will ich denn zu den Vornehmen gehen und mit ihnen reden; denn diese kennen den Weg des Herrn, das Recht ihres Gottes; doch siehe, gerade sie haben das Joch allzumal zerbrochen, die Bande zerrissen“ (Jer 5, 1—5).

Bitterer für ihn ist die Verblendung des Volkes, mit den Führern an der Spitze. Weil es sich augenblicklich politischer Ruhe erfreut, wähnt es, Gott habe ob seines neuen, religiösen Eifers seine Drohungen zurückgenommen. Ihm, dem Propheten, enthüllt Gott aber klar die furchtbare Wetterwolke, die herannaht. Vor innerem Weh wie von Sinnen stürzt er in die Festmenge am Tempel: „In

meinem Innersten ergreift mich Weh, meines Herzens Gefühle toben in mir; ich kann nicht schweigen, denn meine Seele hört den Posaunenschall, den Ruf des Kampfes. Zerstörung über Zerstörung wird verkündet, ja, das ganze Land ist verwüstet; plötzlich sind meine Hütten verwüstet, in einem Augenblicke meine Zelte“ (Jer 4, 19. 20). In den packendsten Bildern und Schilderungen, wie sie zu den großartigsten der ganzen Weltliteratur gehören, malt er die kommende Verwüstung des Landes (Jer 4, 23).

Aber nichts nutzt es. Man überhört den Mahner, ja betrachtet ihn als Schwarzseher. Zeigt sich doch am Himmel kein Wölkchen; lebt man doch jetzt ruhiger als seit Jahrzehnten. Falsche Propheten und selbst Priester reden ihm entgegen und bestärken das Volk in seiner falschen Sicherheit: „Die Propheten weissagen Lügen und die Priester klatschen dazu in die Hände und mein Volk liebt es so. Was wird denn mit ihm am Ende geschehen?“ (Jer 5, 31.)

Gott mahnt durch Jeremias: „Laß dich warnen, Jerusalem, daß sich mein Herz nicht von dir abwende, daß ich dich nicht zur Wüstenei, zum Lande mache, das nicht bewohnbar ist“ (Jer 6, 8). Aber gegen den verführerischen Wortschwall der Gegner kommt seine Stimme nicht mehr auf. Liebt das Volk Jasager zu seinen Lieblingsansichten und Sünden ja stets mehr als Unheilsspropheten. Vom Weh zerrissen, klagt der Prophet: „Zu wem soll ich reden? Wen soll ich beschwören, daß er höre? Siehe, ihre Ohren sind unbeschnitten und sie vermögen nicht zu hören; siehe, das Wort des Herrn ist ihnen zum Spott geworden, und sie nehmen es nicht an. Darum bin ich vom Grimme des Herrn erfüllt und vermag ihn nicht mehr zurückzuhalten“ (Jer 6, 10. 11). Noch einmal schlägt er mit dem Hammer seines schmerzzerzerrenen Eifers auf die harten Herzen, aber nur neue Verhärtung ist die Folge.

Was hat er nun in den ganzen ersten Jahren seines Prophetentums erreicht? Wozu all das Mühen? Warum rief Gott ihn denn zum Propheten, drängte er ihn zu sol-



chen wuchtigen Mahnreden, da sie doch kein Gehör fanden? Handelte Gott nicht widersinnig? Gott klärt ihn auf. „Dich habe ich zu einem starken Prüfer über mein Volk bestellt, daß du ihren Weg erkennest und prüfest. Alle jene Fürsten sind abtrünnig, wandeln voll Trug, sind Eisen und Erz, alle sind verderbt. Das Gebläse schnaubt, das Feuer glüht, aber nur Blei kommt heraus. Nennet sie verworfenes Silber, denn der Herr hat sie verworfen“ (Jer 6, 27—30). Also nicht um das Volk zu bekehren sandte Gott den jungen Prediger — denn er sah die bleibende Verstocktheit voraus — sondern um die Bosheit wie ein Metallprüfer vor aller Welt festzustellen und Gottes Gericht zu rechtfertigen.

„Nennet sie verworfenes Silber“ — mit dem Ergebnis schließt die erste Zeit der Tätigkeit des Propheten ab. Und doch, wie hatte er so sicher auf innere Umgestaltung des Volkes gehofft! Wie eindringlich alle Großen und Kleinen beschworen! Seine erste Sendung sieht er beendet. Blutenden Herzens tritt er für Jahre vom Schauplatz seiner Tätigkeit ab und lebt in ländlicher Stille seinem Weh und dem Gebet.

## II.

Da ruft ein folgenschweres Ereignis ihn wieder auf den Plan. Die Schwäche Assurs reizte Necho, den König von Ägypten (609—601), alte Rechte auf den südlichen Orient geltend zu machen. Mit großem Heer zieht er aus, nimmt die philistäische Küste im Flug und bedroht Israels Selbständigkeit. Josias eilt ihm entgegen, verliert aber in der Schlacht von Megiddo Leben und Krone. Unter Schmerzenslauten trägt man den Toten nach Jerusalem und veranstaltet ihm eine große Trauerfeier. Da duldet es Jeremias nicht mehr im stillen Winkel; er eilt herbei, dem geliebten Fürsten die Totenklage zu halten (2 Chr 35, 25).

Das Volk wählt nun den Joachas zum König, doch Necho, der nach Norden weitergezogen war, ernennt Joakim zum Herrscher (608—604). Das bestimmt Jeremias, der inzwischen zum reifen Manne geworden war,

zu neuem Auftreten. Einerseits schienen das die Unzuverlässigkeit Joakims und die verworrenen Verhältnisse notwendig zu machen, andererseits mochte der Prophet sich jetzt, da auf den Traum von nationaler Selbständigkeit und Erhebung eine grausame Ernüchterung eingetreten war, für seine Mahnungen einen empfänglicheren Boden versprechen. Er begann, wo er vor Jahren aufgehört hatte: mit der Aufforderung zur sittlichen Umkehr. Um so nötiger war das, als Joakim „tat, was vor dem Herrn böse war, ganz wie seine Väter getan“ (4 Kn 23, 37).

Die Verwilderung erhob wieder mehr als je das Haupt. Dabei tröstete man sich noch immer mit dem vermeintlichen religiösen Eifer. Stand Necho auch drohend im Norden, man hatte ja den Tempel Gottes und brachte darin Opfer dar. Das bot, so behaupteten Lügenpropheten, Sicherheit genug. Da erging Gottes Wort an den Propheten: „Tritt in das Tor des Hauses des Herrn und verkünde daselbst diesen Ausspruch und sage: Höret das Wort des Herrn, ganz Juda, die ihr durch diese Tore eintretet, um den Herrn anzubeten! So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Machet euren Wandel und eure Bestrebungen gut, so will ich bei euch an dieser Stätte wohnen. Setzet euer Vertrauen nicht auf Lügenworte und sagt nicht: Der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn, der Tempel des Herrn ist dies . . . Seht, ihr setzt euer Vertrauen auf lügnerische Reden, welche euch nichts nützen werden. Stehlen, morden, die Ehe brechen, falsch schwören, den Baalen opfern, fremden Göttern nachwandeln, die ihr nicht kennt; und darnach kommt ihr und tretet vor mich hin in diesem Hause, über das mein Name angerufen ist, und sprecht: ‚Wir sind gerettet, obschon wir alle diese Greuel verübt haben . . .‘ Nun aber, weil ihr alle diese Taten verübt habt, spricht der Herr, und ich zu euch redete vom frühen Morgen an immerfort, ihr aber nicht gehört habt, weil ich euch rief, ihr aber nicht Antwort gabet: So will ich diesem Hause, über welches mein Name angerufen ist und auf das ihr euer Vertrauen setzt, und der Stätte, die ich euch und euren Vätern ge-



geben, so tun, wie ich Silo getan, und ich werde euch von meinem Angesichte verwerfen, wie ich alle eure Brüder verworfen.“ (Jer 7, 2—4; 8—10; 13—15.)

Zu allem wagt sich nun der durch Josias verbotene Götzendienst wieder offen hervor: „Siehst du nicht, was sie in den Städten Judas und auf den Straßen Jerusalems tun? Die Kinder lesen Holz und die Väter zünden das Feuer an, die Weiber aber schmorren das Fett, um der Himmelskönigin Kuchen zu backen, fremden Göttern Trankopfer zu spenden und mich zum Zorne zu reizen“ (Jer 7, 17. 18). Schlimmer wird es als zuvor, und alle Reden prallen an der Verstocktheit ab. Gott selbst bezeugt es: „Wenn du nun zu ihnen alle diese Worte redest, so werden sie doch nicht auf dich hören; und rufest du ihnen zu, so werden sie dir keine Antwort geben“ (Jer 7, 27). Reiher und Schwalben halten die Zeit der Heimkehr ein. Israel jedoch kennt das Recht Gottes nicht (Jer. 8, 7).

Endlich hätte der Mahner doch einige Früchte seines Wirkens erwarten können, aber: „vorüber ist die Ernte, zu Ende ist der Sommer, und uns ist keine Hilfe geworden“ (Jer 8, 20). Dazu offenbart Gott aufs neue das kommende Unglück. Doch nichts, nichts fruchtet. Tiefes Weh packt aufs neue Jeremias. „Tief bin ich betrübt über das große Elend der Tochter meines Volkes, ich gehe voll Trauer einher, Entsetzen hat mich ergriffen. Ist denn kein Balsam mehr in Galaad? Oder ist kein Arzt mehr dort? Warum ward die Wunde der Tochter meines Volkes nicht verbunden?“ (Jer 8, 21. 22.) Aber kein Heilmittel will sich mehr finden lassen; aus scheint es zu sein. Fort drängt es den Gottesmann von solch harthöriger Gemeinde: „O, hätte ich in der Wüste eine Herberge, wie die der Wanderer, so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen hinweggehen! Denn alle sind Ehebrecher, eine Rotte von Treulosen“ (Jer 9, 2).

Doch Gott entläßt ihn nicht. Ist das Feld auch noch so unfruchtbar, er muß bleiben, es weiter bebauen. Aber weit schwerer noch wird es als bisher. Die letzten Reste der josianischen Reform werden beseitigt. Der König geht

mit dem schlechtesten Beispiel voran und verbrennt sogar schriftliche Mahnungen des Sehers öffentlich (36, 23). Ja, es bildet sich eine Vereinigung zum Sturze des alten Jahwe- und zur Wiedereinführung des Baalkultes (11, 9). Etwas wie eine Kirchengaustritts-Bewegung! Das nicht nur: Ein Anschlag gegen Jeremias' Leben wird von den Männern seiner eigenen Vaterstadt geplant (11, 18): „Laßt uns ihn austilgen aus dem Lande der Lebendigen!“ (11, 19.) Gott warnt ihn rechtzeitig (11, 18), aber seine Vaterstadt bleibt ihm unter diesen Umständen verschlossen.

Da will es ihn wieder erdrücken: Warum doch behalten seine Feinde die Oberhand, muß er nur Mißerfolge sehen, er, der es doch mit Gottes Sache so ernst meint? Gott muß er es klagen: „Gerecht bist du, Herr, wenn ich mit dir rechten wollte; gleichwohl aber möchte ich vom richterlichen Walten mit dir reden. Warum geht es den Gottlosen wohl, wohl allen, die treulos sind und unrecht tun?“ (12, 1.) Ja, selbst die Bitte entschlüpft ihm, Gott möge doch endlich das gottlose Volk strafen: „Sammle sie wie eine Herde zum Schlachtopfer und weihe sie dem Tage des Mordens!“ (12, 3.) Der aber antwortet: „Wenn du schon Mühe hast, mit Fußgängern zu laufen, wie wirst du es mit Rossen aufnehmen können?“ (12, 5.) Wenn der Prophet sich jetzt schon so niedergeschlagen zeigt, wie wird er dann standhalten, wenn noch Schwereres kommt! Und das wird kommen. Nicht nur die anderen Einwohner Anatots, selbst die eigenen Verwandten und Brüder werden ihn als Toren behandeln, ihm spöttisch nachrufen, ja ihn wie einen Narren einzufangen und einzusperren suchen (12, 6). So steht der arme Mann denn ganz vereinsamt da.

Aber trotzdem läßt Gott ihm keine Ruhe. Er sendet ihn wieder und immer wieder mit Unheilsbotschaft auf den Markt und in das Festgetümmel am Tempel. Selbst dem Könige muß er furchtbare Wahrheiten sagen (13, 18). Alles aber scheitert an den optimistischen Versicherungen der falschen Propheten (14, 13). Denn je näher das Unheil heranrückt, umso mehr verklebt Israel sein Auge. Dem tiefempfundnen Freunde seines Volkes will es das Herz



abdrücken. Wie so oft beschwört er Gott im Gebet um Gnade! Aber der erwidert: „Bitte nicht für dieses Volk zum Heile! Wenn sie fasten, werde ich nicht auf ihr Flehen hören; und wenn sie Brandopfer und Schlachtopfer darbringen, werde ich diese nicht annehmen; vielmehr will ich sie durch Schwert, Hunger und Pest aufreiben“ (14, 11, 12). Jeremias will das Volk entschuldigen. Es sei ja nur eine Beute seiner Verführer. Aber noch unerbittlicher antwortet der Herr: „Wenn auch Moses und Samuel vor mich hinträten, so würde mein Herz sich doch nicht diesem Volke zueignen; treib sie hinweg von meinem Angesichte, daß sie von dannen gehen! Und wenn sie dann zu dir sprechen: Wohin sollen wir fortgehen? so sage ihnen: Also spricht der Herr: Wer für den Tod bestimmt ist, in den Tod; wer für den Hunger, zum Hunger; wer für die Gefangenschaft, zur Gefangenschaft“ (15, 1. 2). Also keine Gnade mehr! Der Untergang unabänderlich beschlossen! Gott dem Volke gram! Wir verstehen, wie solche Kunde, besonders ihr letzter Teil, den sein Land so zärtlich liebenden Volksfreund traf! Das furchtbare, kommende Unglück: Krieg, Blut, Tränen, Verwüstung herannahen, Israel blind hineinrennen sehen, da sich doch alles noch wenden ließ, und nicht helfen können — das trieb den inneren Krampf zur Verzweiflung. „Wehe mir, meine Mutter! Warum hast du mich geboren, einen Mann des Haders, einen Mann des Streites für die ganze Welt? Ich habe nicht auf Wucher ausgeliehen, noch hat jemand mir geliehen, und doch fluchen mir alle“ (15, 10).

Gott beruhigt das wogende Gemüt: „Wahrlich, was dir noch übrig ist, führe ich zu gutem Ende; ich will dir zu Hilfe kommen in der Zeit der Bedrängnis und der Trübsal wider den Feind“ (15, 11). — Friedlicher wird es wieder in des Propheten Seele. Wie ein Sohn schüttet er dem Herrn sein Herz aus. Er bittet ihn, daß er seiner gedenke und ihn schütze. Seine Aufträge seien ihm ja stets eine hohe Freude gewesen. Seinetwegen habe er doch alle Freuden des Lebens gemieden. „Du weißt es, Herr, gedenke mein und behüte mich und schütze mich

vor meinen Verfolgern; laß mich durch deinen Langmut nicht zugrunde gehen, bedenke, daß ich deinetwegen Schmach ausstehe! Fanden sich Worte von dir, so verschlang ich sie und dein Wort gereichte mir zur Freude und zur Wonne meines Herzens; denn dein Name ist über mich angerufen, Herr, Gott der Heerscharen! Nicht saß ich in der Gesellschaft der Fröhlichen, sondern rühmte mich dessen, was deine Hand an mir getan; ich saß einsam, denn du erfülltest mich mit deinem Dräuen“ (15, 15—17). — Gott verzeiht ihm den leidenschaftlichen Herzenserguß, verspricht ihm abermals, ihn zu einer ehernen Mauer zu machen und ihn aus der Hand der Gewalttätigen zu erlösen (15, 19 ff.). Jeremias findet wieder festen Boden unter den Füßen.

Doch Gott verlangt noch neue, schwerere Opfer. Mochte er, der Einsame, Verachtete, sich nach einem lieben Familienkreise sehnen, darin Heilung von seinen Seelenwunden zu finden, Gott befiehlt: „Nimm dir an diesem Ort kein Weib und zeuge weder Söhne noch Töchter“ (16, 2). Ja noch mehr: Nicht soll er teilnehmen an einem Festmahl, nicht einmal mehr Trost bringen in ein Trauerhaus (16, 8. 5). Als gänzlich Einsamer soll er seine Wege gehen.

Und wiederum entsteht eine Verschwörung gegen sein Leben (18, 18) und nochmals entrinnt er ihr. Doch anstatt ihn aus dem Kampfe zurückzuziehen, mutet Gott seinem Diener eine Tat zu, die in der damaligen Lage an Verwegenheit grenzt. Kaufen soll er sich einen irdenen Topf und ihn am Scherbentor inmitten von Ältesten und Priestern zerschmettern (19, 1 ff.), dabei künden: „Wie man ein Töpfergefäß zerbricht, daß es nicht wiederhergestellt werden kann, so will ich dieses Volk und diese Stadt zerbrechen“ (19, 11). Zu behaupten, Gott werde Israel wie einen Topf zerbrechen, das klang den Ohren der noch immer auf den Tempel bauenden Gegnerschaft nicht nur wie eine neue Herausforderung, sondern auch als Gotteslästerung. Der Mann wurde mit seiner abenteuerlichen Phantasie und Miesmacherei allmählich gemeingefährlich.



Voll Wut läßt ihn Phassur, der Tempeloberste, mit Ruten peitschen und in den Tempelkerker werfen. Da bringt nun der von Schmerzen gefoltete, blutende Mann, in einen Block gekrümmt, die Nacht zu. Ob er damals jene Stimmung empfand, der er in den Klageliedern (Kl 3) später Ausdruck gab?

Aber auch diese Qual brach den Mut des Tapferen nicht. Am Morgen vor Phassur geführt, kündigt er diesem ungeschminkter als je seinen und des Volkes Untergang an (Jer 20, 3 ff.). Ganz spurlos gingen jedoch die bitteren Erfahrungen der letzten Zeit an dem Herzen des Propheten nicht vorüber. Oft genug drängt ihn die Natur, endlich das nutzlose Streben aufzugeben. Doch wie so oft bei den einmal Berufenen, läßt die Überzeugung von seinem Berufe ihn nicht los. Ergreifender wie unser Prophet hat wohl niemand diesen seelischen Widerstreit geschildert. „Du, Herr, hast mich dahingezogen, und ich ward hingezogen, du bist stärker gewesen denn ich und hast übermocht, aber ich bin zum Spott geworden den ganzen Tag, alle verlachen mich . . . Sprach ich: Ich will seiner nicht mehr gedenken, noch ferner in seinem Namen reden, so ward es in meinem Herzen wie ein brennendes Feuer, eingeschlossen in meine Gebeine; ich ward kraftlos und unvermögend, es zu ertragen . . . Aber der Herr ist mit mir wie ein starker Held“ (20, 7. 9. 11).

Da man ihm aber neue Fallen legt, will es ihm doch zu viel werden. Nach echt orientalischer Weise beginnt er den Tag seiner Geburt zu verfluchen und zu klagen: „Warum bin ich denn aus dem Mutterleibe hervorgegangen, daß ich Mühsal und Schmerz schaue und sich meine Tage in Schmerz verzehren? (20, 18.)

### III.

Mitternacht war es um den Vereinsamten geworden. Da ergeht ein neuer Alarmruf. Die assyrische Herrschaft brach unter den vereinten Schlägen des Meders Kyaxares und des Chaldäers Nabopolassar zusammen. Necho aber

hielt noch den südlichen Teil des Reiches besetzt. Ihn schlug bei Karkemisch (605) der chaldäische Kronprinz Nebukadrezar bis zur Vernichtung. In eiliger Flucht zog Necho sich in sein Land Ägypten zurück. Vor ihm war Jerusalem sicher. Aber nun übte Nebukadrezar an Jerusalem für seine Begünstigung Ägyptens Rache. Er erschien (597) und hielt furchtbare Abrechnung. Joakim war eben gestorben. Aber sein Sohn Joachin und ein großer Teil der Priester, Adelsgesellschaft, Ratsherren, Grundbesitzer, Handwerker wurde vom Eroberer nach Babylon verschleppt — der erste Anfang der babylonischen Gefangenschaft. Tiefe Bestürzung lagerte darob über Stadt und Land. Jeremias selbst ging das Leid seines Volkes wohl am meisten zu Herzen. Aber er stand mit seinem Warnen vor dem ägyptischen Bündnis und seiner Weissagung von dem Unglück aus dem Norden gerechtfertigt da. Sein Ansehen hob sich wieder, sein Wort ward nicht mehr verlacht und seine Hauptgegner waren verschwunden. Mit mehr Freiheit als vordem konnte er unter dem jetzt den Thron besteigenden König Sedekias den letzten Abschnitt seines Wirkens beginnen (597—586). Gebleicht waren durch all die Enttäuschungen, Verdrießlichkeiten und Leiden Haupthaar und Bart, gebeugt von der nun Jahrzehnte lang getragenen Last der Rücken, und die ihm noch gebliebene Aufgabe, weit entfernt leichter zu werden, sollte sich zur allerschlimmsten auswachsen.

Sein Kampf galt in dieser Zeit vor allem der durch die Nabis genährten trügerischen Vertrauensseligkeit. Gott, wähten diese, könne sein Volk doch unmöglich in den Händen der Heiden lassen. Schnell werde er die Wegführung der Gefangenen und so vieler Tempelgefäße an den Chaldäern rächen und Israels Schicksal wenden. Von solchem Pochen auf Jahwes Schutz und die eigene Selbstgerechtigkeit getragen, anstatt in sich zu gehen, regten sich dann auch kriegerische Gelüste gegen den nördlichen Bedränger und Bestrebungen, sich gewaltsam seiner Oberherrschaft zu entziehen. Wahnwitz unheilvollster Art wollte sich festsetzen.



Da wieder griff Jeremias ein. Auf Gottes Geheiß legt er sich eine Kette um den Nacken (27, 2 ff.) und wandert damit durch Jerusalem zum Zeichen: Gewiß ist Babylons Oberherrschaft ein Joch, aber jetzt von Gott verordnet. Ein Abschütteln würde nur größeres Unheil heraufbeschwören. „So spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels . . . Nunmehr aber gebe ich alle diese Länder in die Hand Nabuchodonosors, des Königs von Babylon, meines Knechtes; selbst die Tiere des Feldes gebe ich ihm, daß sie ihm dienstbar seien. Und alle Völker sollen ihm und seinem Sohne und seinem Sohnessohne dienstbar sein, bis auch seine und seines Landes Zeit kommt, und viele Völker und große Könige sollen ihm dienstbar sein. Dasjenige Volk und Reich aber, das Nabuchodonosor, dem Könige Babylons, nicht dienen will, und wer immer seinen Hals nicht unter das Joch des Königs von Babylon beugt, mit Schwert und Hunger und Pest werde ich ein solches Volk heimsuchen, spricht der Herr, bis ich sie durch seine Hand vertilgt habe“ (27, 4. 6—8). Auch an den König erläßt der Prophet den Ruf: „Beuget euern Hals unter das Joch des Königs von Babylon und werdet ihm und seinem Volke dienstbar, so werdet ihr am Leben bleiben“ (27, 12).

Bei dem Einfluß, den Jeremias jetzt genießt, fauchen die Überpatrioten auf. Wie? Dulden, sich der Fremdherrschaft beugen? Hananias springt herbei und zerbricht die Kette an Jeremias' Hals. Die Antwort des Propheten lautet: „So spricht der Herr: Ketten aus Holz hast du zerbrochen, aber du bereitest an deren Stelle solche aus Eisen. Denn so spricht der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Ein Joch von Eisen lege ich auf den Hals aller dieser Völker, daß sie Nabuchodonosor, dem Könige von Babylon, dienstbar werden“ (28, 13. 14). Auch auf Babylons Gefangene hat der falsche Optimismus und das Unruhegelüste übergegriffen. Jeremias tritt ihnen auch dahin brieflich entgegen (29, 1 ff.).

Verschärft wurde die Lage ums Jahr 594. Nebukadrezar war durch Medien und Elam gebunden. Diesen

Augenblick hielten viele südorientalische Ländchen für gekommen, sich zu einem Bunde zusammenzuschließen und das chaldäische Joch abzuschütteln. Zahlreiche Gesandtschaften erschienen werbend in Jerusalem. Die Hurrapatrioten jubeln, drängen. Jeremias warnt und dieses Mal hat er den Erfolg, daß Sedekias standhaft bleibt und durch eine eigene Gesandtschaft dem Chaldäer seine Treue versichert.

Da aber bereitet sich der Schlußakt vor. Der neue König Ägyptens, Hofra, bricht zum Sturm auf das Chaldäerreich auf (588). Nun sagt sich Sedekias offen von diesem los und tritt in den Dienst Pharaos. Doch bald steht ein Chaldäerheer vor Jerusalems Mauern. Bestürzt fragt Sedekias den Propheten um Rat (37, 8 ff.). Der erklärt, Gott werde dem Volke gnädig sein, aber nicht jetzt, denn erst nach siebenzig Jahren sei das Bußgericht vollendet. Jetzt heiße es, sich Babylon fügen. So sei es von Gott beschlossen. Jetzt sei jeder Widerstand nutzlos; und unaufhörlich mahnt er in der Stadt zum Friedensschluß. Die Belagerung geht weiter. Doch der Ägypter rückt vor und zwingt das chaldäische Heer, ihn abzuwehren. Jerusalem wird frei. Wie lügendestraft steht Jeremias da! Seine Feinde jubeln, doch Jeremias spricht: „Siehe, das Heer Pharaos, welches ausgezogen ist euch zur Hilfe, wird in sein Land nach Ägypten umkehren und die Chaldäer werden zurückkommen und wider diese Stadt kämpfen und sie einnehmen und in Brand stecken“ (37, 6. 7). Solche Miesmacherei erregt aufs neue die Wut der Kriegshetzer. Als nun der Prophet noch einen Ausgang nach Anatot wagen will, unterschiebt man ihm Verratsabsichten an die Chaldäer, nimmt ihn am Wachtor gefangen, schlägt ihn voll Wut und wirft ihn als Hochverräter für lange Zeit ins Gefängnis (37, 12 ff.).

Doch der Chaldäer naht mit seinem Heere wieder heran. Ratlos läßt der König den Propheten aus dem Gefängnis holen: „Ist wohl ein Ausspruch vom Herrn da?“ Jeremias antwortet: „Ja!“ und fährt fort: „In die Hand des Königs von Babylon wirst du überliefert werden“ (37, 16).



Die Gelegenheit benutzt der Prophet, um Erleichterung seiner Kerkerhaft zu bitten (37, 17 ff.). Sie wird ihm vom Könige gewährt. Im Wachthofe des Gefängnisses darf er sich frei bewegen (37. 20).

Ob dieser Gnade aber entrüstet und wieder vom feindlichen Heer umlagert, wenden sich die Fürsten an den König: „Wir bitten, laß doch diesen Menschen töten, denn geflissentlich macht er die Hände der Kriegsleute, die noch in dieser Stadt übrig sind, und die Hände des ganzen Volkes schlaff, indem er solche Worte redet; dieser Mann sucht nicht, was diesem Volke zum Frieden, sondern was ihm zum Unglücke dient“ (38, 4). Sedekias wird schwach. Er antwortete: „Sehet, er ist in eurer Hand; denn es geziemt sich nicht, daß der König euch etwas versage.“ Da nahmen sie Jeremias und warfen ihn in die Zisterne des Melchias, des Sohnes Amelechs, die im Hofe des Gefängnisses war; und sie ließen ihn an Seilen in die Zisterne hinab, in der kein Wasser, sondern Schlamm war, so daß Jeremias in den Schlamm sank“ (38, 5. 6).

Erst das mitleidige Gesuch eines schwarzen Äthiopiens an den König erlaubt die Überführung des Gequälten zurück in den Hof des Gefängnisses. Wieder fragt Sedekias den Gottemann um Auskunft und wiederum weist der darauf hin, daß freiwillige Übergabe dem Könige und dem Volke das Leben rette, Widerstand aber Vernichtung bedeute. Doch von der Kriegspartei verblindet, hält der König am letzteren fest. Und so vollzieht sich sein und seines Volkes Geschick.

Die Stadt wird erobert und verbrannt (39, 8), Sedekias auf der Flucht gefangen genommen, geblendet und mit dem Volke nach Babylon verschleppt (39, 7. 9). Den mit Ketten gefesselten Jeremias aber läßt der fremde Eroberer aus der Mitte der schon zur Abführung Gesammelten hervorholen, rechtfertigt ihn vor allem Volke, wie wahr er geredet habe und spricht zu ihm: „Und nun siehe, ich löse dir heute die Fesseln, die an deinen Händen sind; gefällt es dir, mit mir nach Babylon zu kommen, so komm und ich will für dich Sorge tragen, gefällt es dir aber nicht,

mit mir nach Babylon zu kommen, so bleibe; siehe, das ganze Land liegt vor dir offen“ (40, 4). Gerettet ward so die Ehre des greisen Propheten. Was Israels Kinder sein ganzes Leben lang nicht sehen wollten, daß durch ihn der Mund Gottes rede, jetzt bei ihrer Verschleppung in fremdes Land mußten sie es laut anerkennen.

Doch nicht zum Frohlocken des Greises. Fern aller selbstgefälligen Genugtuung sieht der zitternde Greis voll Wehmut den Scheidenden nach, setzt sich inmitten der Trümmer nieder und läßt sein Klagelied erschallen. Aber selbst jetzt soll ihm nicht Ruhe werden. Die Zurückgebliebenen nehmen noch immer keine Vernunft an, zerreiben sich in Unruhen (41, 1 ff.), ja schreiben das Landesunglück sogar dem Verlassen der Götter zu (44, 18), stellen den alten Götzendienst wieder her (44, 19), erklären dem Propheten auf seine Vorhaltung hin frech: „Das Wort, welches du zu uns im Namen des Herrn geredet, wollen wir nicht von dir hören; sondern wir werden nun einmal alles tun, was unser Mund ausspricht“ (44, 16. 17) und wandern trotz seiner Mahnungen nach Ägypten aus. Auch da also noch keine Einsicht!

Mit diesem letzten Fehlschlag schwindet der Prophet aus der Geschichte. Selbst wann und wo er starb, fand niemand wert aufzuzeichnen. Ein Mißerfolg nach dem andern bezeichnet seine lange Prophetenlaufbahn. Und doch zwang Gott ihn, zu bleiben. Und das ohne jeden irdischen Trost, in Vereinsamung, in Verkennung, im allgemeinen Abfall und Untergang, in Schlägen, Kerker und Todesgefahr und mit der trüben Aussicht, alles sei doch umsonst. Recht hat er, wenn er klagt: „Mich drängte er und führte mich in Finsternis und nicht zum Lichte . . . Ringsum umbaute er mich und umgab mich mit Galle und Mühsal. Er versetzte mich in Finsternis, gleich den auf ewig Toten“ (Kl 3, 2. 5. 6).

Und doch war sein Wirken nicht vergebens. In der Zeit allgemeiner Verwirrung und Verwilderung hielt er allein Glauben und Moral aufrecht, und mochte man ihn jetzt nicht hören, an Babylons Flüssen riefen Israels



Kinder sich seine Worte ins Gedächtnis zurück und wandelten danach ihr Herz und Leben um. Und mochte der von ihm geschaute Bußweg (Jer 3, 21) sich noch so lange hinziehen, das Volk trat ihn bei der Rückkehr von Babel doch an, tat für immer die Götzen von sich ab und blieb von jetzt an Jahwe treu. Den Propheten selbst formte der lange Lebenskampf zu überragender Größe. Obschon wegen seiner Zaghaftigkeit, Empfindsamkeit und Weichheit zu nichts weniger als zu einem Manne starker Tat geeignet scheinend, ward er doch in der Esse der Prüfung, wie Gott gesagt, zu einer ehernen Mauer (1, 18) geschmiedet. Gott ließ ihn nicht und er fand in regem Gebetsanschluß an Gott stets wieder die Kraft, aller Verzagtheit und allen Berufszweifeln die Überzeugung von seiner Sendung und den Willen zum Aushalten abzurufen. So steht er als Vorbild für alle in schwere, undankbare Zeit hineingestellten Gottesstreiter da in der Geschichte.

---

## Vom Wandel der Begriffe.

Von Viktor Cathrein S. J., Valkenburg (Holland).

In weiten Kreisen huldigt man heute dem sogenannten *Relativismus*, der alle absoluten und unwandelbaren Begriffe und Wahrheiten leugnet. Von Gott, dem Ewigen und Unveränderlichen, so behauptet man, kann man nichts wissen. Alles Sein ist der Veränderung und Entwicklung unterworfen und mit dem Sein der Dinge ändert sich auch unsere Erkenntnis. „Die Wirklichkeit“, sagt *Fr. Paulsen*,<sup>1)</sup> „ist in beständigem Fluß, ihr folgt die Erkenntnis . . . . Einer Welt des Werdens entspricht die genetisch-relativistische Denkweise“. *H. Spitta* meint:<sup>2)</sup> Wenn man behauptet:  $2 \times 2 = 4$  sei überall und stets in Vergangenheit und Zukunft, von Ewigkeit zu Ewigkeit wahr, „so ist das nichts mehr als eine unerwiesene und unbeweisbare Behauptung“. Ähnlich sagt *O. Spengler*:<sup>3)</sup> „Es gibt nichts Bleibendes, Allgemeines. Allgemeingültigkeit ist immer ein Fehlschluß von sich auf andere“, und wiederum:<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Immanuel Kant. Sein Leben, seine Lehre. 1899. S. 399.

<sup>2)</sup> Mein Recht auf Leben. 1900. S. 61.

<sup>3)</sup> Der Untergang des Abendlandes. I<sup>4</sup>. S. 31.

<sup>4)</sup> Ebd. S. 58.

„Es gibt keine ewigen Wahrheiten. Jede Philosophie ist der Ausdruck ihrer und *nur* ihrer Zeit.“ Nach der „materialistischen Geschichtsauffassung“, die nicht nur von den Anhängern von Karl Marx, sondern auch von vielen anderen geteilt wird, sind alle unsere geistigen Begriffe nur die Widerspiegelung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Köpfen der Menschen, und da sich die wirtschaftlichen Verhältnisse beständig ändern, ändert sich auch der ganze „geistige Überbau“. Das gilt allgemein, auch von dem religiösen, moralischen und politischen Gebiete.

Diese relativistische Anschauung ist die notwendige Folgerung aus dem Subjektivismus und im Grunde nichts als die Verzweiflung an der Erkenntnis jeder objektiven Wahrheit. Wir können nach ihr nicht wissen, was die Dinge an sich sind und morgen oder nach einem Jahrhundert sein werden, wir können bloß wissen, wie wir uns die Dinge *heute vorstellen*. Spätere Geschlechter werden sich die Dinge vielleicht ganz anders vorstellen. Damit wird auch jede wahre Wissenschaft unmöglich. Die Würde der echten Wissenschaft besteht darin, daß ihre Ergebnisse unumstößlich sind. Sie hat, wie schon Aristoteles gezeigt, das Notwendige und Unwandelbare zum Gegenstand, sie baut für die Ewigkeit. Solange wir fürchten müssen, daß das, was wir heute für wahr halten, von einer späteren Zeit als irrig verworfen werde, haben wir keine Wissenschaft.

Doch wir wollen hier keine eingehende philosophische Untersuchung des Relativismus anstellen, sondern nur auf die Gefahr hinweisen, die uns Katholiken von dieser Seite droht. Wer in einer von Miasmen erfüllten Atmosphäre lebt, wird leicht von ihr angesteckt. Tatsächlich fordern manche Katholiken die Umgestaltung gewisser althergebrachter Begriffe. So wird von nicht wenigen der herkömmliche Eigentumsbegriff beanstandet. Er soll durch einen neuen ersetzt werden, der besser in unsere heutigen Wirtschaftsverhältnisse paßt. Andere erblicken in dem alten Begriff von Keuschheit und Schamhaftigkeit ein Überbleibsel aus der Zeit mönchischer Weltflucht. Auch der katholische Ehebegriff erscheint manchen als zu eng, als ein Hindernis gegen das freie Sichausleben der Persönlichkeit. Man klagt überhaupt über das *starre Festhalten an veralteten Begriffen*. Jede Zeit, so sagt man, hat ihre Begriffe von Religion und Moral, von Staat und Gesellschaft, von Ehe und Familie. Wie haben heute andere Begriffe als die Menschen vergangener Jahrhunderte, die eben Kinder ihrer Zeit waren.



Wenn das wahr ist, dann wird wahrscheinlich eine spätere Zeit über uns heutige Menschen gerade so urteilen, wie wir es gegenüber den vergangenen Geschlechtern tun. Woher sollten wir denn das Vorrecht haben, allein\* unwandelbare Begriffe zu haben? Durch solche Zugeständnisse an die Wandelbarkeit der Begriffe tritt man auf eine schiefe Ebene, auf der ein Hinabgleiten in den Schlund des Relativismus unvermeidlich ist. Einige Überlegungen werden uns davon überzeugen.

Wie die allgemeine Erfahrung lehrt, bilden sich alle Menschen, sobald sie zum vollen Vernunftgebrauch kommen, kraft natürlicher Veranlagung einen Grundstock von Begriffen, die sozusagen zum Hausbedarf des täglichen Lebens in der menschlichen Gesellschaft gehören. Jeder normale Mensch weiß bald, was etwas und was nichts, was sein und nicht sein, was reden und hören, denken und wollen, Leben und Tod, Bewegung und Ruhe, Licht und Finsternis, Veränderung, Zeit und Ort, Freude und Schmerz, Liebe und Haß und dergleichen ist. Mit Hilfe dieser Begriffe kommt jeder zu gewissen von selbst einleuchtenden Grundsätzen. Wer den Begriff von Sein und Nichtsein hat, sieht gleich ein, daß nichts zugleich sein und nicht sein, zugleich und unter derselben Rücksicht wahr und nicht wahr sein kann. Wer diesen Grundsatz nicht wenigstens praktisch anerkennt, könnte kein sicheres Urteil fällen, weil das Wahre zugleich falsch sein könnte. In ähnlicher Weise sieht jeder gleich ein, daß es für jedes Geschehen und jede Veränderung einen Grund oder eine Ursache geben muß. Wenn man Rauch aufsteigen sieht oder die Erde anfängt zu beben, fragt jeder gleich, was die Ursache davon sei, denn daß nichts geschehen könne ohne Ursache, leuchtet jedem von selbst ein. Desgleichen sieht jeder gleich ein, daß das Ganze größer sei als ein Teil davon, daß zwei Dinge, die einem dritten gleich sind, auch unter sich gleich sein müssen. Das sind Begriffe und Grundsätze der *spekulativen* oder theoretischen Vernunft.

Auch für die *praktische* Vernunft, die es mit der Leitung unserer Handlungen zu tun hat, gibt es solche Begriffe, die sich jeder unwillkürlich bildet, und ebenso von selbst einleuchtende Grundsätze. Sobald der Mensch zum Vernunftgebrauch kommt und wenigstens praktisch erkennt, daß er mehr ist als ein vernunftloses Tier, bildet er sich den Begriff des Guten, d. h. dessen, was ihm als Vernunftwesen angemessen oder begehrenswert ist, und ebenso den Begriff des Gegenteils davon oder des Bösen, und er sieht gleich ein, daß er das Gute erstreben, das Böse

meiden, daß er vernünftig handeln und sich nicht wie ein vernunftloses Tier benehmen soll. Er bildet sich ferner den Begriff von Mein und Dein, von Recht und Unrecht. Er will in seinen Gütern von andern nicht ungerecht geschädigt werden und erkennt sofort, daß er diese Forderung nur dann mit Recht erheben kann, wenn er sich andern gegenüber an dieselbe Regel hält. Daher der allen Menschen bekannte Grundsatz: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das füge auch keinem andern zu. Schon die Kinder haben ein scharfes Rechtsgefühl. Sie empfinden es schmerzlich, wenn sie ungerecht zurückgesetzt oder gestraft werden.

Diese primitiven Begriffe und Grundsätze sowohl der theoretischen als der praktischen Vernunft muß sich jeder Mensch selber bilden. Er kann sie gar nicht von andern empfangen oder lernen. Jede Belehrung muß an Erkenntnisse anknüpfen, die der Lernende schon hat. Der Lehrer muß sich der Fassungsgebe des Schülers anpassen. Dieser könnte den Lehrer gar nicht verstehen, wenn er nicht schon einen Vorrat von Begriffen hätte, die er sich selbst gebildet. Die Mutter kann dem Kind wohl Brot zeigen und dabei das Wort Brot aussprechen, aber den *Begriff* des Brotes muß sich das Kind selbst bilden. Die Mutter wäre gar nicht imstande, ihm das Brot zu erklären. Selbst der Philosoph gerät in Verlegenheit, wenn er das Brot oder die Suppe definieren soll. Um wieviel weniger ist eine gewöhnliche Mutter dazu imstande.

Was wir vom Brot gesagt, gilt von allen Grundbegriffen der menschlichen Erkenntnis. Wie sollten die Eltern imstande sein, den Kindern zu erklären, was Sein und Nichtsein, was Bewegung und Veränderung, was Wahrheit und Irrtum, was gut und böse im allgemeinen, was Mein und Dein, Ursache und Wirkung, Ordnung und Pflicht u. dgl. sei? Alle Menschen haben klare Begriffe von diesen Dingen, aber keine distinkten Begriffe, d. h. sie können die verschiedenen Begriffe sehr wohl voneinander unterscheiden, aber sie sind nicht imstande, davon Rechenschaft zu geben oder sie zu erklären und zu definieren. Es gilt von ihnen, was der heilige Augustinus von der Zeit sagt: „Was ist die Zeit? Wenn mich niemand fragt, so weiß ich es, wenn ich es andern erklären will, weiß ich es nicht.“ Dasselbe läßt sich von den Begriffen von Mein und Dein, von Recht und Unrecht sagen. Jedermann weiß, was Recht und Unrecht ist. Jeder weiß, wann ihm Unrecht geschehen ist und wann er sein gutes Recht fordern darf, aber er ist nicht imstande, diesen



Begriff zu definieren. Das ist Sache der Wissenschaft und fordert tieferes Nachdenken. Selbst die Rechtsgelehrten streiten sich um die Definition des Rechtes. So schreibt *R. Stammler*:<sup>1)</sup> „Noch suchen die Juristen eine Definition zu ihrem Begriff des Rechtes und dieses ironische Wort Kants war bisher nicht veraltet, soll es für immer sein Bewenden dabei haben?“ Nun, die Juristen mögen diese Definition suchen, so lange sie wollen, die gewöhnlichen Menschen wissen längst klar, was Recht und Unrecht ist, und werden es immer wissen.

Die genannten obersten Vernunftgrundsätze müssen völlig einleuchtend und sicher sein. Sonst kämen wir nie zur Sicherheit. Alles läßt sich nun einmal nicht beweisen. Schließlich muß man zu Grundsätzen kommen, die durch sich selbst einleuchtend sind und keines Beweises benötigen. Gäbe es keine solchen Grundsätze, so hätte Gott nicht genügend für den Menschen gesorgt oder er würde sich selbst widersprechen. Er hätte dem Menschen den Verstand verliehen, damit er die Wahrheit erkennen könne, aber ihm zugleich die Mittel zur sichern Erkenntnis der Wahrheit versagt.

Mit Recht sagt deshalb der heilige Thomas:<sup>2)</sup> die menschliche Erkenntnis gehe auf dem Wege der Untersuchung und Auffindung von gewissen feststehenden Einsichten aus und schreite dann von einer Wahrheit zur andern fort. Diese Einsichten müssen der menschlichen Natur von Haus aus unauslöschlich eingepflanzt sein.

Sind nun diese Prinzipien, die Grundlage aller sichern Erkenntnis, unumstößlich wahr, so müssen selbstverständlich auch die Begriffe, die sie enthalten oder voraussetzen, unwandelbar sein. Denn die Prinzipien sind allgemeine Urteile, in denen ein Begriff von einem andern bejaht oder verneint wird. Änderten sich die Begriffe, so würden sich auch die Prinzipien ändern. Der Mathematiker sagt z. B.  $2 \times 2 = 4$  oder  $2 + 3 = 5$ . Würden sich die Begriffe dieser Zahlen ändern, so blieben auch diese Sätze nicht mehr allgemein wahr. Den Kreis definiert der Mathematiker als eine ebene Figur, die von einer krummen, in sich selbst zurücklaufenden Linie in der Art umgrenzt wird, daß alle Punkte ihres Umfanges von einem innerhalb der umschriebenen Ebene gelegenen Punkte gleich weit entfernt sind. Diese Definition gilt nicht nur von diesem oder jenem, sondern von jedem möglichen Kreis. Würden

---

<sup>1)</sup> *Wirtschaft und Recht*. 1896. S. 492.

<sup>2)</sup> *Summa th.* 1. q. 79 a. 8 et 12.

sich aber die Begriffe: krumme Linie, Kreis, Entfernung u. s. w. ändern, so könnte die aufgestellte Definition auch falsch sein. Was wir von der Mathematik gesagt haben, gilt von allen Wissenschaften. Jede Wissenschaft muß von feststehenden Begriffen und Grundsätzen ausgehen, die sie nicht mehr beweisen kann und unveränderlich sind.

Es gibt also einen Grundstock von Begriffen und Grundsätzen, die ein Gemeingut aller Menschen sind und die unerschütterliche Grundlage der menschlichen Erkenntnis bilden. Auf dieser sichern Grundlage können dann die Menschen weiterbauen; sie können zu weiteren Begriffen und Grundsätzen gelangen und so ihre Kenntnisse immer mehr erweitern. In allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben machen die Menschen Fortschritte und gelangen so zu Begriffen, die frühern Geschlechtern unbekannt waren. So haben wir heute Begriffe von Telegraphen, Telephonen, Röntgenstrahlen, Radium und vielem andern, von denen frühere Zeiten keine Ahnung hatten. Dieser Fortschritt stößt aber die ersten und allgemeinen Begriffe und Grundsätze nicht um, setzt sie vielmehr notwendig voraus, gerade so wie der Fortschritt in der Mathematik das Einmaleins und die elementaren Rechnungen (die vier Spezies) nicht umstößt, sondern immer als unveränderlich voraussetzt.

Gäbe es nicht einen solchen unveränderlichen Grundstock von Begriffen und Grundsätzen, der ein Gemeingut aller Menschen und völlig unveränderlich ist, so könnte eine *Verständigung unter den verschiedensten Völkern* gar nicht stattfinden. Wir erforschen heute die Denkmäler der alten Kulturvölker, nicht nur der Griechen und Römer, sondern auch der Ägypter, der Babylonier, der Inder und Chinesen und suchen in ihre Anschauungen einzudringen. Wir studieren ihre Religion, ihre Moral, ihre Auffassung von Staat, Familie, Eigentum, ihre Kunst und Wissenschaft. Wie wäre das möglich, wenn es nicht einen Grundstock von Begriffen und Grundsätzen gäbe, der uns mit ihnen gemeinsam ist? Hätten sie in einer ganz andern Begriffswelt gelebt, könnten wir sie gar nicht verstehen.

Was wir von den alten Kulturvölkern gesagt haben, gilt ebenso von den Naturvölkern. Die Ethnographie hat längst bewiesen, daß es einen Grundstock von Erkenntnissen gibt, der auch den am tiefsten stehenden Wilden nicht fehlt. Im Jahre 1806 ankerte ein englisches Schiff an der Küste von Lefuga, einer der Tonga-Inseln. Fast die ganze Mannschaft wurde von den Eingeborenen nieder-



gemetzelt. Unter denen, die man am Leben ließ, befand sich der junge und gebildete William Mariner. Der König Finau interessierte sich für ihn und nahm ihn in seine Dienste. Es gelang dem Engländer, die Freundschaft des Königs zu gewinnen und er lebte nun volle vier Jahre unter den Tonganern. Im Jahre 1810 gelang es ihm, zu entfliehen. Schon während seines Aufenthaltes bei den Tonganern führte er ein Tagebuch, das er im Jahre 1818 in England herausgab. Er fand auf den Inseln einen wohlgeordneten Staat mit einem König an der Spitze, mit verschiedenen Ständen, mit Familien, Eigentum, Gesetzen, mit einer bestimmten Religion. Sie glaubten an eine Vergeltung von Gut und Böse im Jenseits. „Ihre Begriffe von Ehre und Gerechtigkeit sind wenig von den unsern verschieden, außer dem Grade nach, indem sie einige Dinge mehr, andere weniger als wir für ehrenvoll halten . . .“ Kurz, er hatte keine Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen und sich in allem mit ihnen zu verständigen.

Auch von *Kolumbus* wissen wir, daß es ihm möglich war, sich bald mit den Eingeborenen zu verständigen und Vereinbarungen mit ihnen zu treffen. Sie hatten die gewöhnlichsten Begriffe wie wir Europäer. Dasselbe bezeugen die Missionäre, die zuerst zu den Wilden kamen, um ihnen das Evangelium zu predigen. War diesen Völkern auch vieles neu, so hatten sie doch die gewöhnlichen menschlichen Begriffe, die sozusagen zum täglichen Hausbedarf des Menschen gehören und auf denen die Missionäre weiter bauen konnten. Mit Recht sagt der bekannte Ethnologe *Fr. Ratzel*:<sup>1)</sup> „Die Tatsache, daß die notwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten *über die ganze Menschheit hin verbreitet sind*, so daß der Gesamteindruck des Kulturbesitzes der Naturvölker der einer fundamentalen Einförmigkeit ist, läßt den Eindruck entstehen, daß dieser ärmliche Kulturbesitz nur der Rest einer größeren Summe von Besitztümern sei, aus welcher alles nicht absolut Notwendige nach und nach ausgefallen ist.“ Ebenso urteilt *F. Birkner*:<sup>2)</sup> „Spricht schon die Gleichheit der körperlichen Eigentümlichkeiten der Menschenrassen für die einheitliche Abstammung, so ist dies noch viel mehr in der *Gleichheit der geistigen Eigenschaften* der Rassen begründet.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Völkerkunde. 1894. I. 8.

<sup>2)</sup> Die Rassen und Völker der Menschheit. I. 532.

<sup>3)</sup> Eingehend hat der Verfasser dieser Zeilen die Einheit und Allgemeinheit der sittlichen Begriffe bei allen uns bekannten Völkern nach-

Die geistige Gleichförmigkeit läßt sich übrigens nicht durch die einheitliche Abstammung allein erklären. Sie hat vielmehr ihren eigentlichen Grund in der Natur der Menschen selbst mit ihren unveränderlichen Anlagen. Viele Völker entwickelten sich Jahrtausende lang unabhängig voneinander, und wäre die geistige Einheit nur in der Abstammung begründet, so ließe sie sich nicht genügend erklären. Die geistigen Begriffe lassen sich nicht vererben. Jedes Kind kommt völlig unwissend auf die Welt und muß alles allmählich erlernen. Wie wären nun die Eltern imstande, ihren Kindern die zum täglichen Leben notwendigen Begriffe beizubringen und ihnen zu erklären, was Zeit und Raum, Bewegung, Licht, Gut und Böse, Recht und Unrecht u. dgl. sei? Diese Begriffe, die die Grundlagen eines vernünftigen Lebens sind, bildet sich, wie schon gesagt, jeder Mensch unwillkürlich und kraft natürlicher Veranlagung. Und da die menschliche Natur im wesentlichen immer und überall dieselbe bleibt, begegnen uns auch die notwendigsten Begriffe immer und überall in gleicher Weise.

Wie kann aber, so könnte man einwenden, bei der Wandelbarkeit der existierenden Dinge von unwandelbaren Begriffen und Wahrheiten die Rede sein? Weil das *Wesen* der Dinge, wie wir es in unsern allgemeinen Begriffen erfassen, sich nicht ändert. Wir sehen Körper sich verwandeln, anfangen und aufhören sich zu bewegen, sich bald langsamer bald schneller bewegen. Dadurch aber wird der Begriff des Körpers, der Bewegung, der Veränderung kein anderer. Ein Mensch kann geboren werden, sich vielfach verändern und sterben, aber dadurch wird der Begriff des Menschen nach seinem Inhalt kein anderer. Selbst wenn kein Mensch mehr existierte, würde der Begriff des Menschen derselbe bleiben.

Worin hat nun diese Unwandelbarkeit und Ewigkeit unserer Begriffe und Urteile ihren Grund? Auf diese Frage kann nur der Theismus eine befriedigende Antwort geben. Unsere Begriffe drücken die Wesenheiten der Dinge aus und diese Wesenheiten haben ihren Grund in der Wesenheit Gottes selbst. Der heilige Augustinus schreibt:<sup>1)</sup> „Nichts ist ewiger als das Wesen des Kreises und der Satz: zwei und drei sind fünf.“ Dazu bemerkt der heilige Thomas:<sup>2)</sup> „Das Wesen des Kreises und der Satz, daß zwei

gewiesen in dem Werk: „Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit“. 3 Bände. 1914. Herder, Freiburg.

<sup>1)</sup> De lib. arbitr. I. 2. c. 8.

<sup>2)</sup> Summa th. I. q. 16 a. 7 ad 1.



und drei fünf sind, haben ihre Ewigkeit im göttlichen Geiste.“ Alle unsere wahren Erkenntnisse sind nur eine Teilnahme und ein Abglanz der ewigen Weisheit, die uns ihre Gedanken entweder durch die Zeichensprache der Geschöpfe oder durch übernatürliche Offenbarung mitteilt. Mit Recht sagt derselbe heilige Thomas:<sup>1)</sup> „Die körperliche Sonne erleuchtet von außen, die geistige Sonne aber, die Gott ist, erleuchtet innerlich. Deshalb ist das natürliche, der Seele eingepflanzte Licht eine Erleuchtung von Gott, durch die wir von ihm erleuchtet werden, um das zu erkennen, was zur natürlichen Erkenntnis gehört.“ Und an einer andern Stelle:<sup>2)</sup> „Jede Erkenntnis der Wahrheit ist eine gewisse Einstrahlung und Teilnahme am ewigen Gesetz, welches die unwandelbare Wahrheit ist, wie der heilige Augustinus sagt.“

Auch *Leibniz* bemerkt mit Recht:<sup>3)</sup> Die Frage nach dem letzten, tiefsten Grund der Wahrheit „führt uns zu jenem höchsten Wesen, welches notwendig existiert, dessen Vernunft die Heimat der ewigen Wahrheiten ist, wie Augustinus erkannt und richtig ausgesprochen hat“.

Wer das Dasein Gottes, des allein aus sich Ewigen und Unveränderlichen, leugnet, oder behauptet, man könne von ihm nichts wissen, entzieht den ewigen Wahrheiten die notwendige Grundlage, und weil heute so viele dieser Anschauung huldigen, darf es uns nicht wundernehmen, daß sie alle unwandelbaren und ewigen Wahrheiten leugnen. Kant wollte zwar noch an ewigen absoluten Wahrheiten festhalten, namentlich auf sittlichem Gebiete, aber das war von seinem Standpunkt nicht konsequent. Wir selbst sind die Schöpfer der Wahrheit, wir sind aber nicht ewig und unwandelbar. Der Evolutionismus hat denn auch alle unwandelbaren Wahrheiten aufgegeben. So schreibt *Westermarck*:<sup>4)</sup> „Da die Gefühlsanlagen der Menschen sehr verschieden und veränderlich sind, so kann es keine streng allgemeinen sittlichen Wahrheiten geben.“

Wir Katholiken haben einen noch durchschlagenderen Grund, den Relativismus abzulehnen, der alle Begriffe in den Fluß der Entwicklung stellt. Gibt es keine unwandelbaren Begriffe, so auch keine *unwandelbaren Dogmen*. Der Relativismus erschüttert die Grundlage unseres Glaubens.

---

<sup>1)</sup> Ebd. 1. 2. q. 109 a. 1 ad 2.

<sup>2)</sup> Ebd. 1. 2. q. 93 a. 2.

<sup>3)</sup> Nouveaux essais I. 4 c. 11.

<sup>4)</sup> Ursprung und Entwickl. der Moralbegriffe. I. (1907) 13.

Schon das Vatikanische Konzil sah sich veranlaßt, gegen den Relativismus Stellung zu nehmen. Nachdem es darauf hingewiesen, daß die geoffenbarte Lehre ein von Christus der Kirche anvertrautes Gut ist, das sie treu bewahren und allen Völkern übermitteln soll, fährt es fort:<sup>1)</sup> „Deshalb ist auch immerfort an dem Sinn der heiligen Dogmen festzuhalten, den die heilige Mutter, die Kirche erklärt hat, und *nie darf man von diesem Sinn unter dem Schein und dem Namen eines tiefern Verständnisses abgehen* . . . Es möge also bedeutend fortschreiten das Verständnis, die Wissenschaft und Weisheit, aber nur in ihrer Art, nämlich *in demselben Sinne und in derselben Bedeutung*.“

Als dann die Modernisten den Relativismus in die Kirche einzuschmuggeln suchten, verurteilte Pius X. feierlich dieses Beginnen. In dem Dekret „Lamentabilis“ vom 3. Juli 1907 verwarf er die folgenden Thesen:<sup>2)</sup> „Die Wahrheit ist nicht unveränderlicher als der Mensch, da sie mit ihm, in ihm und durch ihn sich entwickelt.“ „Die Hauptartikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses hatten für die Christen der ersten Zeiten nicht denselben Sinn, den sie für die Christen unserer Zeit haben.“ „Die Kirche erweist sich als unfähig, die evangelische Ethik wirksam zu schützen, weil sie hartnäckig an unwandelbaren Lehren festhält, die mit den heutigen Fortschritten unvereinbar sind.“ Ausführlich hat dann Pius X. am 7. September 1907 in seinem Rundschreiben „Pascendi Dominici gregis“ das System des Modernismus verurteilt.

Die Dogmen können aber nur dann immer denselben Sinn bewahren, wenn die Begriffe unverändert bleiben, in denen sie uns geoffenbart wurden. Gott kann sich uns nur offenbaren im Anschluß an die Begriffe, die wir von Haus aus haben und aus der Erfahrung schöpfen. Es ist das leicht einzusehen. Christus hat uns das Geheimnis der Heiligsten Dreifaltigkeit geoffenbart, die eine göttliche Natur in drei Personen: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Dieses Geheimnis bleibt ewig dasselbe wie Gott selbst, in dem „keine Veränderung und kein Schatten von Veränderlichkeit besteht“ (Jak 1, 17). Christus hat uns aber nicht geoffenbart, was Einheit und Dreiheit, was Natur und Person, was Vater, Sohn, Geist, was Gleichheit und Verschiedenheit, was Unveränderlichkeit und Ewigkeit und dergleichen sei. Ändern sich nun diese Begriffe, so ändert sich auch der Sinn des Dogmas. Hatten die ersten Christen

<sup>1)</sup> Denzinger, Enchiridion<sup>10</sup>, n. 1801.

<sup>2)</sup> Denzinger, Enchiridion, n. 2058, 2062, 2063.



nicht dieselben Begriffe von Einheit, Gleichheit, Ewigkeit u. dgl., so hatten sie auch einen andern Glauben als wir. Die Apostel haben ohne Zweifel, wenigstens nach der Herabkunft des Heiligen Geistes, die Lehre Christi richtig verstanden und die Gläubigen richtig darin unterwiesen, und diese selbe Lehre sollten sie und ihre Nachfolger allen Völkern aller Zonen verkünden bis ans Ende der Zeiten. Hätten sich nun unsere Begriffe umgewandelt und verstanden wir die Lehre Christi in einem andern Sinn als die ersten Christen, so hätten wir nicht mehr denselben Glauben wie sie und mithin wäre unser Glaube falsch. Oder es wäre das Wort Christi falsch: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Mt 24, 35).

Was wir vom Dogma der Dreifaltigkeit gesagt haben, gilt in gleicher Weise von allen Lehren Christi und der Apostel: von der Menschwerdung, von der Erlösung aus der Sünde durch Christus, von der Gnade der Rechtfertigung durch die Taufe, von der Schlüsselgewalt des heiligen Petrus, von der Eucharistie als dem fortwährenden Opfer des Neuen Bundes, von der Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Jesu Christi, desgleichen von den Geboten Christi über die Gottes- und Nächstenliebe, über die Ehe, und unzählige andere Lehren. Wer den Wandel der Begriffe annimmt, muß auch annehmen, daß unser Glaube ein anderer ist als der, den die Apostel verkündet haben.

Nun sagt man allerdings, nicht alle, sondern nur *einige* Begriffe haben sich geändert. Aber da fragt sich gleich, welches sind diese Begriffe? Es gibt wohl wenige Begriffe des täglichen Lebens, die in der Heiligen Schrift und besonders in den Worten Christi nicht vorkommen. Haben sich seither diese Begriffe geändert? Dann verstehen wir Christi Lehren in einem andern Sinn als die Apostel und folglich nicht mehr richtig. Es kann deshalb kein Zweifel sein, sowohl in dogmatischen als moralischen Dingen hatten die Apostel und die ersten Christen im wesentlichen keine andern Begriffe als wir heutigen Christen sie haben. Wohl sind im Laufe der Zeit manche Begriffe klarer entwickelt worden, manche Wahrheiten wurden als im Depositum fidei enthalten entdeckt, die früheren Christen noch nicht oder nur dunkel bekannt waren. Aber daraus folgt nicht, das, was die ersten Christen glaubten, sei falsch gewesen. Der wahre Fortschritt besteht nicht darin, daß man die schon bekannten Wahrheiten verwirft, sondern darin, daß man auf ihnen weiterbaut.

Zu den Begriffen, die sich seit den Tagen Christi nicht geändert haben und sich nie ändern werden, gehört nun auch der *Begriff des Eigentums*. Christus hat keinen neuen Eigentumsbegriff aufgestellt, sondern nur den Begriff angenommen, den sich alle Menschen *natura duce* bilden. Alle Menschen verstehen unter dem Eigentumsrecht das Recht über eine Sache frei zu bestimmen, soweit nicht die Rechte Dritter oder die öffentlichen Gesetze entgegenstehen. Dieser Begriff begegnet uns auch im Evangelium. Dem reichen Jüngling, der sich nach dem Weg zum ewigen Leben erkundigte, sagte Christus, er solle die Gebote Gottes beobachten, so das Gebot, nicht die Ehe zu brechen, nicht zu stehlen u. s. w. Als dann der Jüngling bemerkte, diese Gebote habe er von Jugend auf beobachtet, und weiter fragte, was ihm jetzt noch fehle, erwiderte ihm Christus: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und komm und folge mir nach“ (Mt 19, 21). Man beachte die Worte: „alles, was du hast“, d. h. alles, was dir gehört oder dein Eigentum ist. Christus setzt also voraus, der Jüngling dürfe sein Eigentum verkaufen und den Erlös an die Armen verschenken, er sei also voller Eigentümer, der frei über sein Eigentum verfügen dürfe. Er fügt dann bei: „Wenn du *vollkommen* sein willst, so verkaufe alles, was du hast.“ Er gebietet also dem Jüngling nicht, sein Eigentum daranzugeben, er kann es behalten. Nur empfohlen wird ihm der Verzicht auf sein Eigentum als Mittel zur Vollkommenheit. Auch in dem Verbot des Diebstahls, das Christus von neuem einschärft, liegt eine Anerkennung des Privateigentums.

Auch aus den Parabeln des Herrn ersehen wir, daß er das Privateigentum in dem Sinne voraussetzt, wie wir es tun und daß er dieses Eigentum anerkennt. Ein reicher Herr ernannte einen Verwalter für seine Öl- und Weizenpflanzungen. Der Verwalter verkauft die Produkte und trifft Vereinbarungen mit ihnen über den Preis. Er ist aber ein untreuer Verwalter, weil er einen Teil des Einkommens nicht an den Eigentümer abliefert, sondern verschleudert und deshalb von seinem Herrn abgesetzt wird. Ein anderer Mann kauft einen Acker, um einen darin verborgenen Schatz zu erwerben. Der Besitzer eines Weinberges dingt Arbeiter für seinen Weinberg und gibt ihnen ihren Lohn nach Übereinkunft, wieder ein anderer kauft einen Meierhof. In der Parabel vom verlorenen Sohn teilt der Vater sein Vermögen unter seine beiden Söhne. Der jüngere zieht mit seinem Vermögen fort in ein fremdes



Land. Unter den Schülern des Herrn waren auch reiche oder bemittelte Leute, wie Josef von Arimathäa, Nikodemus u. a. Fromme Frauen begleiteten ihn auf seinen apostolischen Wanderungen und unterhielten ihn aus ihrem Vermögen. Wir lesen nie, daß er von seinen Jüngern allgemein den Verzicht auf ihr Eigentum verlangt oder sie wegen ihres Eigentums getadelt habe.

Von den ersten Christen zu Jerusalem wissen wir, daß sie freiwillig ihre Habe zum Gemeineigentum zusammenlegten, aus dem die Apostel nach Bedarf den einzelnen zuteilten. Von Ananias heißt es in der Apostelgeschichte (5, 2. 3): Er verkaufte seinen Acker, behielt aber einen Teil des Erlöses für sich und legte den Rest zu den Füßen der Apostel. Da sprach Petrus zu ihm: Warum hast du zurückbehalten von dem Preis des Ackers? blieb er nicht unverkauft dein eigen? War der Verkaufspreis nicht in deiner Gewalt? Petrus wollte sagen: Ananias hätte sein Eigentum oder dessen Preis für sich behalten können. Er gab aber nur einen Teil davon her und wollte doch tun, als ob er das Ganze hergegeben hätte.

Der heilige Paulus ermahnt die Christen, nicht zu stehlen und ihre Schulden zu bezahlen. Sein Schüler Timotheus soll die Reichen ermahnen, nicht stolz auf ihren Reichtum zu pochen und gern andern mitzuteilen (1 Tim 6, 17). So redet man nicht zu einem, der ungerecht Eigentum besitzt. Die Christen fordert er auf, Almosen für die armen Brüder zu Jerusalem zu geben, und zwar nach Maßgabe des Vermögens eines jeden. Wir erfahren auch, daß die Mutter des Markus dauernd im Besitz ihres Hauses in Jerusalem blieb (Apg 12, 12). Dem gleichen Eigentumsbegriff begegnen wir bei allen Völkern. In den neu entdeckten Gesetzen Hammurabis, die aus dem dritten Jahrtausend vor Christus stammen, wird das Eigentum ebenso anerkannt wie bei den Griechen und Römern. Auch bei den Naturvölkern finden wir überall das Privateigentum. Mit Recht sagt Westermarck, es könne uns „die überall herrschende Verurteilung dessen, was wir Diebstahl oder Raub nennen, am besten den Beweis erbringen, daß das Eigentumsrecht bei allen uns bekannten Völkern in Geltung ist“. Er zeigt dann ausführlich, daß das Eigentum bei allen Völkern anerkannt war, wenigstens unter den Stammesgenossen. Der Verfasser dieser Zeilen hat ebenfalls in seinem Werk „Die Einheit des sittlichen Bewußtseins der Menschheit“<sup>1)</sup> eingehend aus zuverläss-

---

<sup>1)</sup> Freiburg Herder, 1914. 3 Bände.

sigen Quellen bewiesen, daß sich das Privateigentum bei allen Kultur- und Naturvölkern findet. Der Umstand, daß bei einigen Völkern der Gebrauch des Eigentums größeren Einschränkungen durch das Gesetz oder das Herkommen unterliegt, ändert den Begriff des Eigentums nicht.

Der Eigentumsbegriff hängt ferner innig mit dem allgemeinen Begriff von *Mein* und *Dein* zusammen, der zweifellos ein Gemeingut aller Menschen ist und die Grundlage der ganzen Rechtsordnung bildet, ohne die ein geordnetes gesellschaftliches Leben unmöglich ist. Gott gab durch Moses dem israelitischen Volk das Gebot, nicht zu begehren des Nächsten Haus noch Acker noch Weib noch Knecht noch Magd noch alles was *sein* ist (Ex 20, 17), oder, wie es im Deuteronomium (5, 21) heißt, noch irgend etwas von dem, *was er hat* oder *was ihm gehört*. Hat Moses dem Volk etwa erklärt, was *Mein* und *Dein* bedeute? oder was es heiße, dieses gehört dem Nächsten? Nein, das war gar nicht nötig, weil jeder Mensch sich *natura duce* diese Begriffe bildet. Wir sehen das auch daraus, daß alle Menschen unter Gerechtigkeit die Tugend verstehen, die jedem das *Seinige* gibt. Kann sich nun der Begriff von *Mein* und *Dein* ändern? Wer das annimmt, muß auch die Wandelbarkeit des Begriffes der *Ehe* zugeben, denn auch hier handelt es sich um ein *Mein* und *Dein*. Dasselbe gilt vom Recht des Menschen auf seine Ehre, seine Freiheit, seine Gesundheit, sein Leben. Alle diese Begriffe hängen innig miteinander zusammen. Kommt der eine ins Wanken, so ist das auch bei den andern der Fall. Ändert sich z. B. der Begriff von Gut und Böse, so ändert sich die ganze Moral, ändert sich der Begriff von *Mein* und *Dein*, von Recht und Unrecht, so ändert sich der ganze Dekalog und überhaupt die ganze Rechtsordnung. Ändert sich der Begriff Gottes, des Schöpfers und Endziels aller Dinge, so ändert sich die ganze Religion. Falsch ist dann auch das Wort, das Gott durch den Propheten (Ps 10, 16) gesprochen: „Der Herr wird immerdar herrschen und in Ewigkeit.“

## Die Mystik des hl. Thomas von Aquin.

Von Heinrich Stolle S. V. D., Siegburg (St. Augustin).

Wie alle Autoren, die über Mystik geschrieben haben, übereinstimmend lehren, haben wir Christen in der Mystik die Blüte des geistlichen Lebens. Leider muß eine große

Unstimmigkeit konstatiert werden, wenn sich die Vertreter der mystischen Theologie darüber äußern, worin das Wesen der mystischen Zustände gefunden werden soll, oder wann das geistliche Leben jenen Höhepunkt erreicht hat, so daß man sagen kann: Die möglichste Vereinigung mit Gott, die sich hier auf Erden erreichen läßt, ist verwirklicht worden.

Da wir die Mystik nicht um der Polemik willen studieren, um eine bevorzugte Schulmeinung einer anderen gegenüber zu verteidigen und sie als die allein berechtigte hinzustellen, so suchen wir in die *Theologia mystica* deswegen tiefer einzudringen, um zu einer klareren Erkenntnis der Wege Gottes zu gelangen, um zu wissen, wie sich das geistliche Leben befruchtet, unter der Sonnenwärme der göttlichen Güte naturgemäß entwickelt wird. In der Pflanzen- und Tierwelt nehmen wir kein sprunghaftes Wachstum wahr, ebenso wird auch die Entfaltung des geistlichen Lebens im allgemeinen geradlinig verlaufen, falls der Mensch dem Einwirken Gottes kein Hindernis setzt. Für ein solches naturgemäßes Wachstum des geistlichen Lebens bis hinauf zu den höchsten Höhen der Vereinigung mit Gott tritt der heilige Thomas und seine Schule ein. Seine Art, die Mystik als Krönung des geistlichen Lebens aufzufassen, soll uns hier beschäftigen, und wir werden finden, daß die Auffassung des heiligen Thomas den Vorzug großer Einheitlichkeit zeigt und allen strebsamen Seelen fröhliche Ermunterung gewährt.

Wie es jedem von selbst einleuchtet, unterscheidet der heilige Thomas zwischen natürlichem und übernatürlichem Leben. Es ist sein Lieblingsgedanke, sich die Entwicklung des übernatürlichen Lebens nach der Ähnlichkeit mit der Entfaltung des natürlichen Lebens vorzustellen, um mehr Zusammenhang und Stetigkeit sowie Verständnis in das übernatürliche Leben hineinzutragen, das unserem Erfahrungswissen nur in seinen besonderen, außerordentlichen Wirkungen zugänglich ist.

Nach der Analogie mit dem natürlichen Leben sagt sich der heilige Thomas, daß, wie das natürliche, menschliche Leben von der geistigen Seele ausgeht, so das übernatürliche von der heiligmachenden Gnade, die als neue Lebensform der Seele eingegossen ist und wodurch die Seele in die Sphäre des Göttlichen versetzt wird. Obwohl Gott der Herr der Urheber beider Leben, des natürlichen als auch des übernatürlichen ist, so bewirkt und fördert er beide Arten des Lebens nicht unmittelbar, sondern das natürliche mittels der geistigen Seele, das übernatürliche



durch die heiligmachende Gnade, durch die der Mensch der göttlichen Natur teilhaftig wird und an dem Eigenleben Gottes teilnimmt.

Der heilige Thomas sucht sich das Wesen der heiligmachenden Gnade, durch die das übernatürliche Leben in der Seele grundgelegt wird, dadurch möglichst deutlich zu machen, daß er darauf hinweist, wie der Christ durch diese Gnade ein Kind Gottes wird, eingefügt wird in die Familie Gottes. Wie das ewige Wort, das aus dem Munde des Allerhöchsten hervorgeht, als der einzig natürliche Sohn Gottes von Ewigkeit gezeugt wird, so werden die Menschen im Taufsakramente wiedergeboren, in einem besonderen, eigenen Sinne angenommene Kinder Gottes, indem sie nicht nur einen rechtlichen Titel auf die Kinderschaft mit Gott erhalten, sondern überdies durch die heiligmachende Gnade der göttlichen Natur teilhaftig werden. Was dem ewigen Worte von Natur wesentlich ist, empfängt der gerechtfertigte Mensch als neue Eigenschaft, als neue Form eines neuen, übernatürlichen, göttlichen Lebens. Mit gutem Recht kann von dem gerechtfertigten Menschen gesagt werden: „Götter seid ihr.“

Der heilige Thomas denkt sich nun die heiligmachende Gnade, durch welche die Seele des Christen vergöttlicht wird, wie eine neugeartete Natur, die in dem Wesen der Seele wurzelt, der Seelensubstanz anhaftet, so daß der Mensch in der Tat nun auch ein Leben aus Gott führen kann. Sie ist nach dem heiligen Lehrer kein besonderes Wohlgefallen oder eine Gunst, mit der Gott den Seelen zuvorkommt, sondern eine neue, dauernde Eigenschaft, die aus der Seele, dem natürlichen Lebensprinzip, ein übernatürliches Wesen macht.

Damit nun der Mensch, ausgestattet mit der heiligmachenden Gnade, auch ein übernatürliches Leben führen kann, ein Leben, das der Berufung des Christen zur unmittelbaren Anschauung Gottes würdig ist, ein wahrhaft göttliches Leben, da die heiligmachende Gnade eine Teilnahme an dem Leben des Dreieinigen ist, denkt sich der heilige Thomas die Seele mit reichen Kräften ausgestattet, die unter sich und in ihrer Verwurzelung in der heiligmachenden Gnade einen reichen, vielgestalteten Organismus bilden.

Aus der neuen Natur als Basis, der heiligmachenden Gnade nämlich, gehen zur Vervollkommenung der natürlichen Seelenkräfte, Verstand und Willen, die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe hervor. Mit diesen übernatürlichen Kräften können wir an dem

göttlichen Leben teilnehmen, durch sie vereinigen wir uns mit Gott als unserem dauernden Besitz.

Außer diesen göttlichen Tugenden hat Gott der Herr der Seele auch moralische Tugenden eingegossen, die das Leben des Menschen zum Menschen regulieren und das gesellschaftliche Leben aus den Niederungen der Natur in die Höhe der Übernatur rücken.

Nach dem Denken des heiligen Thomas ist der übernatürliche Seelenorganismus noch nicht abgeschlossen. Zu den eingegossenen theologischen und moralischen Tugenden kommen noch die sieben Gaben des Heiligen Geistes, die den Grund für heroische Tugendhandlungen abgeben und die Seele unmittelbar unter die Leitung des himmlischen Trösters stellen.

Wenn der übernatürliche Seelenorganismus durch die lebenspendende Kraft des Heiligen Geistes wächst und gedeiht, so bringt er die wohlschmeckenden Früchte des Heiligen Geistes hervor und die vollkommenen, hervorragenden Akte der acht Seligkeiten.

Noch ist die übernatürliche Ausstattung der Seele nicht vollendet. Herrliche Gaben hat Gott der Herr ihr mitgeteilt, sie in jeder Beziehung fähig gemacht, ein übernatürliches Leben zu führen und zur innigen Vereinigung mit Gott im Denken und Wollen zu gelangen. Es kommt nämlich noch eine eigene Gabe hinzu, die unerschaffene, die heiligste Dreifaltigkeit, insbesondere Gott der Heilige Geist. An dem Innenwohnen der heiligsten Dreifaltigkeit in der Seele des Gerechten können wir nicht zweifeln. Gott hat die Seele zu einem Tempel durch die heiligmachende Gnade umgestaltet, zu seiner Wohnung; nun weilt er in ihr als der erste Beweger des übernatürlichen Lebens, damit dieses gedeihe und sich immer kräftiger entwickle.

Der Auffassung des heiligen Thomas vom übernatürlichen Lebensorganismus in der Seele kann das Geniale nicht abgesprochen werden. Seine Doktrin ist häufig angefochten worden, hingestellt als eine Konstruktion ohne genügende Fundamentierung in den Offenbarungsquellen. Die Äußerungen der letzten Päpste wie Leos XIII., Benedikts XV. und Pius' XI. haben sie jedoch zu der ihrigen gemacht.

Fußend auf der dargestellten Auffassung vom übernatürlichen Seelenorganismus kann sich das übernatürliche Leben auswirken, und zwar bis zu seiner Höhe, der mystischen Vereinigung mit Gott. Ist doch der heilige Thomas jener Kirchenlehrer, der die Bedeutung des Übernatürlichen ins rechte Licht gerückt hat, indem er sagt:

„Bonum gratiae unius maius est quam bonum naturae totius universi“ (I. II. qu. 113. a. 9, ad 3).

Wie denkt sich der heilige Thomas das übernatürliche Leben in seiner Entfaltung, für das er mit intuitivem Blick die notwendigen Bedingungen herausgestellt hat?

Der heilige Thomas unterscheidet eine doppelte Art in der Betätigung des übernatürlichen Lebens. Mit den eingegossenen Tugenden wird das übernatürliche Leben humano modo gepflegt, indem diese dem Christen nur die *Befähigung* zu übernatürlichen Akten geben; durch die Gaben des Heiligen Geistes betätigt sich der Mensch divino modo, denn durch sie wird dem Christen eine besondere Leichtigkeit verliehen, den Erleuchtungen und Antrieben des Heiligen Geistes zu folgen. Durch die Gaben des Heiligen Geistes werden wir mehr vom Heiligen Geiste getrieben, als daß wir uns selbst betätigen. Wir können daher auch nicht nach eigener Wahl von den Gaben des Heiligen Geistes Gebrauch machen.

In dieser doppelten Äußerung des übernatürlichen Lebens, deren eine von der Schule auch gern die aktive, die andere die passive genannt wird, finden die Vertreter der Thomistischen Schule den wesentlichen Unterschied zwischen Askese und Mystik. Das übernatürliche asketische Leben ist aktiv, der Christ übt sich in den Tugenden, während das übernatürliche mystische Leben passiv genannt werden kann, da in diesem Leben die Seele unter dem Einfluß der Gaben des Heiligen Geistes steht.

Mit dieser Lehre hat der heilige Thomas jene des Areopagiten übernommen, den er auch II. II. qu. 45. a. 2 zitiert: „Est perfectus in divinis, non solum discens, sed patiens divina.“ In der Formulierung „patiens divina“ findet die Thomistische Schule das Charakteristische des mystischen Seelenzustandes.

Unter den sieben Gaben des Heiligen Geistes ist es weiter die Gabe der Weisheit, die nach dem heiligen Thomas die Grundlage für die eingegossene Beschauung ausmacht, welche mit der mystischen Theologie identifiziert wird. Die mystische Theologie ist nach allen Autoren eine Wissenschaft von Gott und göttlichen Dingen, doch gewinnen die Mystiker dieses Wissen nicht durch Verstandesoperationen aus dem Glauben, worin der Habitus der scholastischen Theologie zu finden ist, sondern durch die Weisheit, die von oben kommt, die der Heilige Geist der Seele verleiht und durch die der Mystiker instinktiv über das Göttliche urteilt, als ob es ihm konnatural wäre. Thomas sagt von ihr: „Desursum descendens iudicium



rectum habet de eis secundum quandam connaturalitatem“ (II. II. qu. 45. a. 2).

Wenn die Gabe der Weisheit unter dem Einfluß des Heiligen Geistes betätigt wird, so ist ein doppeltes Element zu unterscheiden, nämlich die erhabene Kenntnis von Gott und den göttlichen Dingen und weiter eine intensive Gottesliebe. Der heilige Thomas schreibt an dem gleichen Orte: „Sapientia quae est donum, causam quidem habet in voluntate, scilicet charitatem, sed essentiam habet in intellectu, cuius actus est recte iudicare.“

In dieser hohen Erkenntnis vereint mit der intensiven Liebe, bewirkt durch den süßen Seelengast, den Heiligen Geist, der durch die Gabe der Weisheit auf die Seele einwirkt, findet der heilige Thomas und seine Schule das Wesen der Mystik, das „pati divina“ des Pseudo-Dionysius verwirklicht.

Alle anderen Erscheinungen, die wir bei den mystischen Seelen häufig wahrnehmen, sind unwesentlich. So, ob die Seele mit reichen Freuden begünstigt ist, oder ob sie von Trost überströmt wird, ob sie Ekstasen oder Visionen erlebt, ob innere Trübsal ihr Anteil ist, ob man wunderbare Phänomene an ihr wahrnimmt. Alles dieses ist übernatürlich, aber nur der Art nach (quoad modum), nicht wesentlich übernatürlich (quoad essentiam), denn übernatürlich dem Sein nach ist nur die heiligmachende Gnade, der übernatürliche Seelenorganismus.

Wir können unsere Studie schließen, da uns klar geworden ist, worin die Mystik des heiligen Thomas besteht.

Auf einige periphere Fragen brauchen wir nicht einzugehen, wie, ob der mystische Seelenzustand neue, eingegossene Ideen fordert, ferner, ob alle Menschen zum mystischen Leben berufen seien. Die Thomistische Schule bejaht diese letzte Frage, da sie in der Mystik nur die vollendete Entfaltung des übernatürlichen Seelenorganismus sieht und keinen wesentlichen Unterschied zwischen Askese und Mystik anerkennt. Die Vertreter der Thomistischen Schule behaupten auch weiter, wie es nach ihrer Anschauung folgerichtig ist, daß alle Christen nach den Gnaden des mystischen Lebens streben und sich für diese vorbereiten müssen. Gott der Herr würde sie jenen nicht versagen, die das Ihrige getan hätten.

Abschließend ist noch hinzuzufügen, daß der heilige Thomas die Vollkommenheit des christlichen Lebens in der Gottesliebe findet. Jedes Wesen erreicht seine Vollkommenheit durch Gewinnung seines ihm eigentümlichen Zieles. Wir Christen erlangen, erfassen unser letztes Ziel

mit Hilfe der Liebe zu Gott und darum ist auch in der Gottesliebe die Vollkommenheit zu finden (II. II. qu. 184. a. 3). Der heilige Thomas zeigt ferner, in welchem Verhältnis die sittlichen Tugenden zur Gottesliebe stehen, ferner die Gelübde der Religiösen, wie die Gottesliebe sich in den von der Kirche anerkannten Ständen auswirken muß, ja in dem Heroismus unserer Heiligen. Der Grund für einen Heroismus in der Tugend liegt aber in den Gaben des Heiligen Geistes (*Superexcellentiore virtuti quam Philosophus vocat heroicam vel divinam, quae secundum nos videtur pertinere ad dona Spiritus S.* II. II. qu. 159. a. 1. ad 1).

Die Entfaltung des mystischen Lebens geschieht durch das Wachstum in der Gottesliebe. Diese verbindet uns immer mehr mit Gott, sie macht die Gabe der Weisheit heller in der Seele erstrahlen, sie zieht die Gnaden des Heiligen Geistes auf die Seele herab, der gern in ihr wie auf einer Lyra seine Weisen spielen will.

---

## Die pastoral-sozialen Aufgaben der Gegenwart.

Von Univ.-Dozent Dr. Johannes Meßner, Schriftleiter des „Neuen Reiches“,  
Wien. (Schluß.)

### II.

1. Eine erste Voraussetzung für eine wahrhaft fruchtbringende pastoral-soziale Wirksamkeit ist — erschrecke niemand — vor allem, daß der Klerus seine *moralphilosophische Ausbildung* vervollkomme. Es werden mir sicher alle zugeben, daß diese Ausbildung in unserer Studienzeit sehr mangelhaft erfolgt ist. Wir haben *viel nachzuholen*. Gefährlich ist der Mangel an Bildung gerade auf diesem Gebiete, weil sich hier besonders im Seelsorger leicht das Gefühl zu stark vordrängt: man sieht die Masse der Arbeiter, man sieht ihre geistige und materielle Not, man möchte ihnen helfen, das Gefühl spricht laut für sie; dann stellen sich leicht Urteile ein, die daneben gehen, die in *Radikalismus* verfallen, die die Arbeiter in den Radikalismus treiben und die der Seelsorge viel mehr schaden als ihr nützen. Eine umfassende und vertiefte Ausbildung des Klerus in sozial-wirtschaftlicher Hinsicht scheint heute mit etwas vom Wichtigsten. Ich glaube sogar, man könnte wohl einige andere Fächer etwas beschneiden zum Nutzen der Ausbildung in dieser Hinsicht, z. B. gewisse Partien der Kirchengeschichte. Für eine

fruchtbringende pastoral-soziale Wirksamkeit handelt es sich, sowohl die Lehren der christlichen Sozialphilosophie als auch die Tatsachen, Zusammenhänge und tieferen Untergründe des sozial-wirtschaftlichen Lebens genauer kennen zu lernen und nicht nur so ab und zu vielleicht ein Aufsätzchen darüber zu lesen oder einmal aus der Zeitung zu erfahren über die soziale Notlage einzelner Arbeitergruppen, ihre Lohnkämpfe, über Sozialversicherung oder Arbeiterschutz u. dgl., das man nicht in eine Gesamtschau einzugliedern vermag. Erst eine solche Gesamtschau des heutigen wirtschaftlichen und sozialen Lebens in allen seinen Klassen und Ständen auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Moralphilosophie und christlichen Gesellschaftslehre, der christlichen Staatslehre und Wirtschaftsethik würde uns den Zugang eröffnen zu einer zeitentsprechenden pastoral-sozialen Wirksamkeit, uns namentlich auch mehr vor der Gefahr der Einseitigkeit bewahren. Es ist z. B. sehr wichtig, daß der Klerus zugunsten der Arbeiterschaft hervortritt und diese wird es ihm gewiß danken, doch steht für die christliche Sozialauffassung immer im letzten Blickpunkt die *soziale Gerechtigkeit*. Wir dürfen darum, besonders als Seelsorger, nie einseitig für eine Klasse eintreten. Es ist verfehlt, wenn man glaubt: die Unternehmer sind doch für uns verloren, die sogenannten „Kapitalisten“, stellen wir uns also herzhafte auf Seite der Arbeiterschaft. Nein, die ersteren haben genau so eine unsterbliche Seele wie die Arbeiter. Gewiß soll der Seelsorger den *Wucher* in allen Formen, in denen er auftritt, als solchen brandmarken, ja es muß auffallen, daß man gerade vom Wucher heute auf der Kanzel so wenig hört. Aber „Klassenpolitik“ darf der Seelsorger nicht betreiben. Es handelt sich um die soziale Gerechtigkeit. Gerade der Seelsorger muß sorgen, daß die nicht verletzt wird, und besonders er muß sehr vorsichtig sein, um nicht den Sozialismus zu stärken dadurch, daß er einseitig für eine Klasse eintritt. Schon die Tatsachen brechen ja heute mehr und mehr der Einsicht Bahn, daß es dem Arbeiter nur gut geht, wenn es auch dem Unternehmer gut geht; daß er nur Beschäftigung hat, wenn auch die Kapitalsbildung entsprechend vor sich geht; daß er nur dann höheren Lohn bekommen kann, wenn es der Wirtschaft gut geht. Das ist doch der Solidaritätsgedanke. Gewiß, der Klassenkampf ist innerhalb der sittlichen Schranken berechtigt. Aber die neue soziale Ordnung wird aus den Kräften des Gemeinschaftsgedankens kommen oder sie wird überhaupt nicht kommen. In dieser



Richtung sieht auch Pius XI., wie er mehrfach klar sagte, Ziel und Weg der christlichen Sozialreform.

2. Für eine gedeihliche pastoral-soziale Wirksamkeit ist unbedingte Voraussetzung, daß der Klerus selbst zu einer gewissen *Klarheit und Einheit* in seinem Vorgehen kommt. Spaltungen innerhalb des Klerus wirken außerordentlich schädlich, wie ja die Spaltung des sozialen Katholizismus überhaupt. Denn die Arbeiterschaft muß, wenn wir so zerspalten sind, ja glauben, die Kirche wisse selbst nicht, was ihre Grundprinzipien sind und was Ziel der Sozialreform ist. Es ist kein Zufall, daß von namhafter sozialdemokratischer Seite festgestellt werden konnte, daß der Streit über den Eigentumsbegriff bei uns Katholiken die Arbeiter scharenweise dem Sozialismus zuführe, denn die Arbeiter sehen daraus, daß die Kirche in dieser Grundfrage der sozialen Ordnung und Sozialreform nicht Bescheid wisse. Zunächst, möchte ich meinen, sollte der Klerus in solchen Erörterungen überaus *vorsichtig* sein, wenn er in die Öffentlichkeit tritt. Die verschiedenen Diskussionen der letzten Zeit auf diesem Gebiete, wie sie auch vom Klerus in der Öffentlichkeit über diese Frage geführt worden sind, um der Seelsorge zu dienen, sind für sie durchaus nicht ein Vorteil, sondern eine große Gefahr. Eben aus dem angegebenen Grund. Die Kirche gewinnt dadurch sicher nicht an Kredit bei der Arbeiterschaft. Es können einzelne sein, die sagen: die Kirche interessiert sich für uns; aber daß sie dadurch großes Vertrauen zu uns gewinnen, glaube ich nicht, weil zu sehr hervortritt, wie unklar wir uns selbst sind. Außerdem steht fest, daß uns alle Diskussionen keinen Schritt weiter gebracht haben. Klarheit und Einheit zu gewinnen, ist wieder Sache eindringlichen Studiums, dessen Wichtigkeit bereits hervorgehoben wurde. Freilich können wir nicht warten, bis sich jeder durch eigenes Studium zur Klarheit durchgerungen hat, wir müssen schon vorher suchen, zu einer gewissen Einheit in dieser Hinsicht zu kommen. Ich meine, es sollte nicht zu schwer sein. Hier muß die Liebe bestimmend sein. Hier handelt es sich um ein Nachgeben in gewissen Meinungen, die wirklich nicht das Wohl und Wehe der Welt oder gar der Kirche ausmachen. Und wenn auf der katholisch-sozialen Tagung gesagt wurde, der Sozialismus, der Marxismus verdanke seine große Wirkung auf die Massen seiner einheitlichen Theorie und seinem geschlossenen Programm, so war das eine arge Täuschung. Denn der Marxismus befindet sich heute in einer inneren Zerrissenheit (ich habe dies eingehend im Artikel „Marxis-

mus“ im III. Band des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft ausgeführt), die den österreichischen Marxismus allein in drei verschiedene Richtungen spaltet; das ist aber immer noch der orthodoxe Marxismus; dazu kommen die verschiedenen Richtungen nach links und rechts vom revisionistischen Sozialismus bis zum bolschewistischen Kommunismus; im ganzen weit über ein Dutzend verschiedener Richtungen, die sich mit der Leidenschaftlichkeit von Häretikern bekämpfen. Also gar keine Spur von einer schönen Einheit; wohl aber werden die theoretischen Meinungsverschiedenheiten in der praktischen Bewegung zurückgestellt, um in einer scheinbaren Einheit eine geschlossene Wirkung auf die Massen zu erzielen. Ich glaube nun, *wir haben doch so viel an klaren Grundsätzen*, daß uns um eine solche Einheit durchaus nicht bange sein müßte, wenn wir eine gewisse *Eigensinnigkeit in Meinungen zurückstellen* wollten um des großen Zieles willen, besonders Begriffsstreitigkeiten, die ja nie zu etwas Großem führen. Dazu haben wir heute wirklich keine Zeit.

Was uns zu größerer praktischer Einheit und Klarheit führen könnte, wären vielleicht *Seelsorgskonferenzen*, die sich ausschließlich mit den pastoral-sozialen Problemen befassen. Wir haben wohl unsere ordnungsgemäßen Seelsorgskonferenzen, aber hier sind andere Fragen zu behandeln, so daß für die genannten Probleme keine Zeit bleibt, wenigstens nicht in dem Ausmaße, wie es diese Dinge erfordern würden. In besonderen Seelsorgskonferenzen könnten wir diese ausführlicher behandeln und durchbesprechen und uns so zu einer Klarheit und Einheit wenigstens nach außen hin zusammenfinden, wenn auch unter uns Meinungsverschiedenheiten offen blieben. Es fehlt auch nicht an praktischen Versuchen. Im November vorigen Jahres hat eine Seelsorgskonferenz in Köln stattgefunden, die außergewöhnlich große Erfolge hatte. Es hatten sich dreihundert Geistliche zusammengefunden, woraus ersichtlich ist, welches Interesse für die pastoral-sozialen Probleme vorhanden ist und wie sehr der Seelsorgsklerus die Dringlichkeit dieser Aufgaben empfindet. Vormittags wurden zwei große Referate gehalten, nachmittags haben sich mehrere Arbeitsgruppen gebildet, die einzelne Problemkreise gesondert durcharbeiteten und durchbesprachen. Diese Konferenzen behandelten: 1. Die Stellung des Klerus gegenüber politischen und sozialen Zeitströmungen. 2. Die Haltung zum neuzeitlichen Sozialismus, wobei die Unvereinbarkeit von Katholizismus und Sozialismus gerade nach dem heutigen

Stande des Sozialismus neuerdings einheitlich festgestellt wurde. 3. Der Seelsorger als Volkshelfer und Volksbildner. 4. Arbeiterseelsorge und Standesvereine. Was diese Konferenzen zu leisten hätten, das ist erstens, daß man einem größeren Kreis von Priestern diese Dinge einmal *nahe bringt*, ihm den Blick dafür erschließt, ihm sagt, wie die soziale Frage liegt, welche Aufgaben besonders dringlich sind, wo die Seelsorge besonders einzusetzen hätte; zweitens eine gewisse *Klärung in den grundlegenden Fragen* und die großen Richtlinien für die praktische Arbeit zu erarbeiten; drittens die *äußere Einheit im Vorgehen* zu erzielen, die von größter Bedeutung ist.

3. Als besonders wichtige Voraussetzung für eine gedeihliche pastoral-soziale Wirksamkeit des Seelsorgers möchte ich unter den Voraussetzungen, die seine Persönlichkeit betreffen, eine gewisse *innere Umstellung des Priesters* in dem Sinne erwähnen, daß wir doch weithin einer gewissen Verbürgerlichung verfallen sind, so daß uns eben deshalb der Zugang zu dem Arbeiter schwer wird. In der Frage „Seelsorge und Proletariat“ handelt es sich bei vielen darum, wie sie selber ihre eigene Seele zunächst für die Arbeiterschaft zu erschließen und besonders wie sie in die Gedanken- und Gefühlswelt des Arbeiters einzudringen vermögen. Die Kirche ist Organismus, aber auch Organisation. Nicht der Organismus, aber die Organisation und insofern auch die Kirche verwächst mit den profanen, geschichtlich gewordenen Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens; muß damit irgend eine Verbindung eingehen, weil sie darin und damit zu wirken hat; muß mit der kulturellen Entwicklung verwachsen, in der sie immer einen Teil ihrer konkreten Aufgaben zu suchen hat. In diesem Sinne sagte ich in dem Referate „Katholische Aktion und soziale Frage“: „Zeiten der Wende wie die heutige, in der kulturelle Scheinwerte sich in Krisen und Zusammenbrüchen in ihrer Halbheit und Naturwidrigkeit demaskieren, drängen aus sich selbst zur Besinnung auf die ursprünglichen Kräfte und Werte der Kultur zurück, drängen auch den Katholizismus, der immer in der Welt und in der Zeit seine Mission zu erfüllen hat und darum auch immer der Gefahr ausgesetzt ist, sich zu eng den geschichtlich bedingten sozialen Formen zu verbinden, drängen, sage ich, auch den Katholizismus zur Besinnung auf seine ursprünglichen Kräfte und Werte, zur Kritik an der Zeit, an ihren gesellschaftlichen Ordnungen, aber auch zur Kritik an seiner eigenen Arbeit in der Zeit und innerhalb dieser Ordnungen.“



Das gilt auch von der Seelsorge und von dem Seelsorger, besonders auch bezüglich der Auffassung von „berufsgemäßer“ Lebensführung und der Art der Amtsführung. Wenn ich ein etwas krasses Beispiel anführen darf: ich glaube, der heilige Paulus, der Bischof im Gewande des Zeltmachers, hätte wohl unschwer den Weg zum Proletariat gefunden; uns fällt das schon schwer, weil wir im Salonanzug zu ihm kommen. Das ist ein Bild, aber es macht verständlich, was ich meine: unsere gesamte Lebenshaltung hat etwas „Bürgerliches“ angenommen, aus dem wir herausstreben müssen, wenn wir wieder die Verbindung mit dem arbeitenden Volke gewinnen wollen. Gewiß, standesgemäßer Unterhalt ist schon recht, aber der standesgemäße Unterhalt darf nicht das *Armutsideal* verdunkeln, das uns doch Christus gegeben hat. Und ich glaube, gerade der Priester wird *das Ideal für seinen standesgemäßen Lebensunterhalt und seinen Lebensstil* immer dort suchen müssen, wo es der Heiland gesucht hat. Große Bischöfe und Priester sind ihm darin gefolgt und gerade die haben immer am leichtesten und engsten den Kontakt zu allen Kreisen des Volkes zu finden gewußt, zu den Ärmsten wie zu den Reichsten. Ich glaube, wenn wir heute den Weg zum Proletariat suchen, werden wir ihn auch in *dieser* Richtung suchen müssen. Tatsächlich sind wir ja auch Arme, aber ich glaube, wir wissen damit zu wenig anzufangen. Wenn wir aus der zu engen Verbindung mit den *Äußerlichkeiten* der bürgerlich-kulturellen Entwicklung herauskommen wollen, wird es wohl nur dadurch möglich sein, daß wir wieder ganz tief „*übernatürlich denken*“ lernen, wie unsere große Patronin, die heilige Theresia von Lisieux sagt und es auch in ihrem Leben gezeigt hat. Darin wird auch die Erneuerung des Armutsideals gelegen sein und in ihr wird sich für den Priester der Weg bahnen zum arbeitenden Volk.

### III.

Es müssen noch einige wichtige Richtungen herausgehoben werden, in denen sich das pastoral-soziale Wirken von heute zu bewegen hat.

1. Vor allem ist etwas zu nennen, was die gesamte pastorale Wirksamkeit kennzeichnen muß: *Das Verständnis und das Mitgefühl für das arbeitende Volk*. Dabei handelt es sich vor allem darum, die *richtige Form* zu finden, wenn der Seelsorger diesem Mitgefühl für den Arbeiter Ausdruck geben will; und zwar in zweifacher Hinsicht: im *persönlichen Verhalten*, nämlich, daß wir uns von einer

gewissen Verbürgerlichung losmachen müssen, wie ich bereits oben ausgeführt habe. Tatsächlich können wir vielfach gar nicht ermessen, was den Arbeiter in unserem Gehaben, unserem Lebensstil, unserer Lebensführung verletzt, weil wir oft das Sensorium dafür nicht haben. Es geschehen ja auch erstaunliche Dinge von Seite des Klerus in dieser Hinsicht. Darf man auch nicht verallgemeinern, so muß doch betont werden, daß dem Arbeiter gerade dann das Verhalten des Klerus auffällt, wenn es ihn in seinem sozialen Gefühl verletzt, sei es im „amtlichen Verkehr“, sei es in der persönlichen Lebensführung des Priesters. Was die *öffentlichen Meinungsäußerungen* des einzelnen Seelsorgers oder des Klerus im ganzen anbelangt, so äußern wir unsere Sympathie für das arbeitende Volk ganz gewiß dadurch am schlechtesten, daß wir anfangen, über den Kapitalismus zu schimpfen. Denn der Arbeiter wird den Ausdruck „Kapitalismus“ immer marxistisch und *klassenkämpferisch* verstehen, er wird meinen, der Seelsorger stelle sich in die Reihen des Klassenkampfes und wird schließlich nur glauben, daß die Kirche eben die Grundlagen des Marxismus doch für richtig hält und darum auch nichts mehr dagegen haben könne, wenn Katholiken der sozialdemokratischen Partei angehören. Es ist aber schon dargelegt worden, wie sehr die christliche Gesellschaftslehre den Weg zur sozialen Ordnung in ganz anderer Richtung sieht als der Marxismus. Weiters darf der Klerus seine Sympathie für das arbeitende Volk auch nicht dadurch äußern, daß er beginnt, neue Gesellschaftsordnungen und Wirtschaftssysteme zu entwerfen, sei es, daß diese an irgend eine Form des Sozialismus sich anlehnen, sei es, daß sie das Heil in der Vergangenheit suchen. Man glaube nicht, von einer neuen Wirtschaftsordnung allzu viel für die Seelsorge erwarten zu können. Die Wirtschaftsordnung wird die Menschen weder viel besser noch viel schlechter machen. Im Bolschewismus wird das Gewinnprinzip gewaltsam unterdrückt, und doch sehen wir, daß die Korruption dort genau so vorhanden ist wie in der gegenwärtigen abendländischen Wirtschaftsordnung. Es scheint geradezu eine besondere Gefahr dieser Zeit zu werden, daß man meint, alles Heil der Seelsorge von der Änderung der sozialen Verhältnisse erwarten zu müssen. Deshalb gefährlich, weil man zu sehr dann die Ursachen für die pastoralen Schwierigkeiten in den äußeren Verhältnissen sucht und sich vorsagt, es sei eben unter diesen Verhältnissen „nichts zu machen“, man müsse erst eine Neu-

ordnung der Verhältnisse abwarten. So kommt der Seelsorger in die Versuchung, selbst neue Wirtschaftsordnungen zu konstruieren und das zu versäumen, was *seine nächste und unmittelbarste Aufgabe* ist, die Seelsorge und ihre pastoral-sozialen Aufgaben. Diese liegen aber vor allem darin, *ausgleichend und einigend zwischen den einzelnen Ständen und Klassen zu wirken*. Pius XI. hat die christliche Sozialreform immer wieder auf diesen Weg verwiesen. Wenn heute irgend etwas noch da ist, was der Selbstzerfleischung der klassenkämpferisch aufgewühlten Gesellschaft noch entgegenzuwirken vermag, dann ist es vor allem der Seelsorger, der Priester. Von den geistigen, von den Gnadenmächten her ist er allein noch befähigt dazu und er vor allem hat letzten Endes noch Gehör sowohl bei den einen wie den anderen, kommt er nicht selbst mit den tönenden Phrasen des Klassenkampfes daher, sondern mit den Worten des Evangeliums. Wollen wir, was hier noch an Liebe und Achtung für den Seelsorger als Bestand einer vergangenen Zeit vorhanden ist, nicht so leicht aus der Hand geben!

2. Ein zweiter sehr wichtiger Aufgabenkreis der pastoral-sozialen Wirksamkeit von heute ist die *Volksbildung*, besonders die *Arbeiterbildung*. Der Sozialismus hat heute nicht mehr starr den Blick auf ein Wirtschaftssystem, ein Gesellschaftssystem gerichtet, das er von heute auf morgen verwirklichen will. Er ist *heute eine Kulturbewegung*. Der Sozialismus ringt um eine neue Weltanschauung für die arbeitenden Massen. Seine Kulturbestrebungen liegen aber in der Richtung eines neuen Heidentums. Man übersieht vielfach, wie im Sozialismus ein ganz *neuer Lebensstil* emporwächst; bei uns hier in Wien ist dies ebenso ersichtlich wie in anderen Großstädten Europas. Unsere bürgerliche Kultur hat dagegen etwas Morbides, Krankhaftes in sich, das den Mächten der Zeit nicht mehr gewachsen ist. Lese man nur die „Arbeiterzeitung“ und den „Kampf“; in jeder Nummer wird man sehen, wie hier ein ganz neuer Geist sich emporringt, der sich bewußt in Gegensatz stellt zur überkommenen bürgerlichen Kultur, der den Stempel des Heidentums an sich trägt, aber in vielen Dingen recht gesund ist. Denke man an das Verhältnis zum *Sport*, das so stark wird, daß die Partei selbst darunter leidet, da in entscheidenden Augenblicken die Sozialisten ihren neuen geistigen und kulturellen Idealen nachgehen und die Partei im Stiche lassen; in Verbindung damit das neue *Körpergefühl*, das neben Bedenklichem auch Gesundes enthält



und von den jungen Sozialisten ausgeht, aber weit hineinreicht in die älteren Generationen. Man glaube nicht, daß wir uns daraus Hoffnungen machen dürfen, daß der Sozialismus überwunden wäre, wenn die Partei verkracht; was an Kulturwillen lebt, das wird uns viel gefährlicher als die sozialdemokratische Partei. Dazu kommt das Neue in der *Geschlechtsauffassung*. Hier droht zwar der sozialistischen Bewegung eine große Gefahr, besonders infolge der zahlreichen geschlechtlichen Ansteckungen, die schon in den Jüngsten zu beobachten sind; jedoch wird vieles wieder aufgewogen durch die *Alkoholgegnerschaft* in der jüngeren Generation der Sozialisten. Nicht zu vergessen ist, daß die Sozialisten in einer eigenen philosophischen Schule arbeiten um eine neue *Weltanschauung*; diese ist im Gesamten durchaus positivistisch orientiert, ausgehend von den Naturwissenschaften, bezieht aber das Ergebnis der geisteswissenschaftlichen Arbeit seit Dilthey ein. Staunenswert die *Erziehungsarbeit*, die der Sozialismus leistet, um seinen Massen dieses neue Lebensgefühl, diese Weltanschauung einzupflanzen, um schon das Kind an sich zu reißen und ihm jede Verbindung mit dem zu nehmen, was ihm früher heilig war. Dazu kommt die nüchterne *Sachlichkeit* des Sozialismus, die so ganz zielbewußt, so ganz kalt auf seine Ziele losgeht. Gegenüber dem allen wird besonders eine gewisse Tragik des Katholizismus sichtbar, die aus seiner jahrhundertelangen gemeinsamen Arbeit mit der bürgerlichen Kultur resultiert, der er so stark verbunden ist, daß es ihm schwer wird, sich auf seine ursprünglichen Ideen und Kräfte zu besinnen und sie zu lebendigem Einsatz zu bringen gegenüber den auf ein neues Heidentum zustrebenden geistigen Mächten dieser Zeit. Wir können aber diese geistigen Mächte nur überwinden, wenn wir jenen ursprünglichen Ideen und Kräften neue Form und lebendige Gestalt geben in einer der Zeit entsprechenden zähen Erziehungsarbeit am ganzen Volk, besonders am arbeitenden Volk. Nur dann wird dieses den Lockungen des Sozialismus und seiner neuen Kulturbestrebungen widerstehen können. Wen geht dies aber mehr an, als den Klerus und die Seelsorge? Hier liegt eine Aufgabe für den Seelsorger, die noch kaum gesehen worden ist, aber eine Aufgabe, die entscheidend ist für die Zukunft. Einige erfreuliche Ansätze sind gewiß da, doch müssen wir viel beherzter als bisher aus der Schablone herauszukommen suchen. Gewiß haben wir große Erzieher und Erziehungsideale in allen Zeiten der Kirche, aber wir dürfen nicht glauben, daß wir heute von dem

leben können; es handelt sich um die neue Verwirklichung dieser Ideale. Um nur eines noch zu erwähnen: Welche Bedeutung haben gerade in dieser Hinsicht nicht unsere Arbeitervereine! Hier ist doch der Platz für die so wichtige religiös-kulturelle Bildungsarbeit des Klerus am arbeitenden Volke.

3. Das gilt aber besonders auch für die Erziehungsarbeit an der *Jugend*; und zwar in der *Schule*. Wo soll denn *soziales Verantwortungsbewußtsein* eingepflanzt werden in den einzelnen wie in den Ständen der Gesellschaft, wenn nicht in der Schule? Dort muß es *grundgelegt* werden. Jenes soziale Verantwortungsbewußtsein, das schließlich das Band sein muß, das Arbeitnehmer und Arbeitgeber, Akademiker und Volk, Stadt und Land verbindet. Nichts ist bezeichnender dafür, wie sehr wir hier unsere Aufgabe übersehen haben, als daß es bisher noch nicht gelungen ist, Akademiker und Volk auch nur innerhalb des katholischen Bereiches zusammenzubringen und ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zu schaffen. Zahlreiche großangelegte Versuche in dieser Hinsicht sind vorerst als gescheitert zu betrachten. Die Erziehung zu sozialem Verantwortungsbewußtsein zwischen allen Ständen und Klassen, zu einem Verantwortungsbewußtsein, das in keiner wirtschaftlichen Handlung und in keiner gesellschaftlichen Situation die Würde des anderen verleugnet oder sich der Gemeinschaftsverpflichtungen entschlägt, muß in der Schule beginnen. Diese *sozial-pädagogischen Aufgaben* unserer Schule und der religiös-sittlichen Erziehung in der Schule müssen viel mehr in den Vordergrund treten, wenn der Katholizismus seine sozialen Aufgaben recht verstehen und die Seelsorge ihre pastoral-sozialen Aufgaben erfüllen will. Denken wir doch auch daran, wie sehr die Sozialisten die Kinder in der Schule schon, soweit sie nur die Möglichkeit haben, an sich zu ziehen und für den Sozialismus zu erziehen suchen, besonders wie die sozialistische Lehrerschaft in dieser Hinsicht wirkt. Nicht zu vergessen auch: besonders für dieses sozial-pädagogische Wirken hängt sehr viel von der Persönlichkeit des Priesters, von seinem Verhalten in der Schule ab. Im Verhalten des Priesters muß das soziale Verantwortungsbewußtsein selber schon klar sichtbar sein und darum beispielgebend wirken. Der Unterricht selbst wird dem sozial-pädagogischen Blicke immer und überall Anknüpfungspunkte bieten, ohne daß der Katechet in Gefahr kommt, auffällig zu wirken oder gar in Parteipolitik zu verfallen, wofür ja bekanntlich unsere Schulkinder, besonders der höheren Schulklassen, schon ein äußerst feines Gefühl haben.

4. Ein sehr wichtiger Aufgabenbereich der pastoral-sozialen Wirksamkeit des Seelsorgers muß noch hervorgehoben werden: die *Predigt*. Abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen *geht unsere Predigt an der sozialen Frage glatt vorbei*. Sie geht auch an den genannten Volksbildungsaufgaben vorbei. Daß aber die soziale Frage auch auf die Kanzel gehört, darüber sollte keine Meinungsverschiedenheit mehr bestehen. Wer wollte Professor Schilling widersprechen, wenn er in dem Vorwort zu seiner „Sozialethik“ an die sozialen Predigten Kettelers und an die Rundschreiben Leos XIII. erinnert und sagt: „Die Fragen sozial-ethischer und politisch-ethischer Art, wie sie Leo XIII. erörtert, gehören in Tat und Wahrheit auf die Kanzel. Sie gehören dahin, soweit es sich um Fragen ethischer, um Fragen grundsätzlich sittlicher Art handelt. Aktuelle politische und soziale Fragen freilich, soweit sie rein politischer und rein sozialer Natur sind, gehören, das ist wahr, nicht auf die Kanzel und nicht in die Kirche, dagegen zweifellos die aus Glauben und Naturrecht abgeleiteten prinzipiellen Soziallehren . . . die Quellen der Belehrung hat Papst Leo XIII. in seinen Enzykliken über die christliche Staats- und Soziallehre erschlossen.“ Gewiß ist es *außerordentlich schwer*, in dieser Hinsicht das Richtige zu finden. Voraussetzung für die soziale Predigt ist jene sozial-ethische Schulung und Bildung des Klerus, die mehrfach als Voraussetzung einer fruchtbringenden pastoral-sozialen Wirksamkeit bezeichnet wurde. Wenn aber dem Priester die soziale Frage innerlich lebendig geworden ist, wird es nicht so schwer sein, auch die gewiß schwere Aufgabe der sozialen Predigt in Angriff zu nehmen. Wir dürfen nicht warten, bis entsprechende Predigtwerke da sind, schon deshalb nicht, weil gerade auf diesem Gebiet ein Predigtwerk sehr wenig nützen kann, wenn diese Dinge nicht innerlich erlebt sind und das Predigtwort nicht aus entsprechendem Verantwortungsbewußtsein erwächst. Ohne dieses innerliche Erfastsein von den sozialen Problemen wird die Predigt zu leicht von den religiös-sittlichen Zentralfragen ins Parteipolitische abgleiten und mehr schaden als nützen. Trotz der großen Schwierigkeit der sozialen Predigt darf die Behandlung sozial-ethischer Fragen auf der Kanzel nicht länger fehlen. Beste Gelegenheiten sind schon versäumt. Man denke nur an das viele pathetische Reden und Schreiben von der *Gemeinschafts-idee*, die von den Vertretern der verschiedensten Richtungen in der Nachkriegszeit bis auf unsere Tage immer wieder im Munde geführt wurde. In dem fahlen Nebel,



der um sie verbreitet worden ist, droht sie heute fast zu versinken. Diese Idee, die einmal wie ein Licht aufgeflammt war, das aus dem Dunkel der Nachkriegszeit herauszuführen, alle Zerrissenheit zu überwinden und eine neue soziale Ordnung zu begründen schien, hat ihre Leuchtkraft schon zu einem großen Teile eingebüßt. Wann hat man aber von der Kanzel (von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen) gehört, daß über die Gemeinschaftsidee gepredigt, ihr *christliches* Angesicht gezeigt, ihre Forderungen an die einzelnen Stände spezifiziert, über ihre konkrete Verwirklichung, über ihre Eingliederung in den gesamten Bau der sittlichen Weltordnung, über ihr Verhältnis zur Freiheit der Persönlichkeit gepredigt worden wäre?

Nur einige der wichtigsten Aufgabenbereiche der pastoral-sozialen Wirksamkeit konnten im Vorstehenden berührt werden. Immerhin dürfte die Bedeutung dieses Teiles einer zeitgerechten Seelsorge offenbar geworden sein. Leo XIII. hat mit größtem Nachdruck das Recht und die Pflicht der Mitwirkung der Kirche an der Lösung der sozialen Frage betont. Dieses Recht und diese Pflicht ist vor allem *ein Recht und eine Pflicht der Seelsorge*. Und wenn Leo sagte, daß *die soziale Frage* ohne die Mitwirkung der Kirche nicht gelöst werden kann, so bedeutet das vor allem auch, daß sie *nicht gelöst werden kann ohne die Seelsorge*.

## Die Sterilisation auf Grund privater Autorität und auf Grund gesetzlicher Ermächtigung.

Von Dr Josef Grosam, Linz.

(Fortsetzung.)

6. Was haben die Vertreter der sittlichen Erlaubtheit gesetzlicher Zwangssterilisation zu ihren Gunsten vorzubringen?

Hören wir zunächst *die Verteidiger aus der Ecclesiastical Review!* P. Donovan sagt: Die Sterilisation ist erlaubt, aber nur unter gewissen Bedingungen, da sie leicht mißbraucht werden kann. Wie die Menschen freiwillig auf die Ehe verzichten können, so könne der Staat wegen der Gefahr des öffentlichen Wohles dort, wo es nottut, einen solchen Verzicht anordnen. Es handle sich zwar um Kranke, die aber zugleich eine Art von Verbrechern gegen das Gemeinwohl sind. Wenn der Staat für das Gemeinwohl Geisteskranke, Aussätzige absondern könne, also mit Recht die Freiheitsverkürzung verfüge, warum nicht auch

diese Operation? Der Grund, warum der Staat in gewissen Fällen über Leben und Freiheit der Untertanen verfügen könne, sei nicht in einer culpa theologica zu suchen, auch nicht in einem direkten Recht über diese Güter der Untertanen, sondern in der Notwendigkeit einer Sanktion und des Schutzes der öffentlichen Ordnung. Auf die Behauptung, der Staat könne keine Ehehindernisse schaffen, antwortet P. Donovan, es sei zweifelhaft, ob hier das trennende Ehehindernis der Impotenz oder bloß Sterilität vorliege und zudem sei es nur ein zeitweiliges.

*P. Labouré sagt:* Wenn auch ein Privatmann kein Recht habe, Sterilisation vorzunehmen, so könne der Staat, wenn der Einfluß auf den Willen des Betreffenden versage und wenn kein anderes Mittel ausreiche, die Vasektomie anordnen als ein notwendiges Präventivmittel, um das Gemeinwohl vor den Gefahren einer verkommenen Generation zu bewahren. Ein solches Individuum sei am Organismus des Staates, solange es zeugungsfähig sei, gleichsam ein tuberkuloses Glied, und wie der Arzt ein solches Organ entfernen dürfe, selbst wenn die Zeugungskraft verloren gehe, dürfe auch der Staat diese Operation vornehmen lassen.

*Neoscholasticus* beruft sich auf einen praktischen Fall, wo Sterilisation Vorteile biete, und auf Thomas II. II. q. 65, a. 1.

*Auf diese Gründe ist nach dem Vorausgehenden leicht geantwortet. Dem P. Donovan kann man sagen:* Daß der Staat aus Gründen des öffentlichen Wohles freiwilligen Verzicht auf die Ehe als Bedingung zur Erreichung dieser oder jener Stellung anordnen könne, ist zweifellos richtig. Daraus folgt aber noch nicht das Recht auf Zwangssterilisation. Denn diese ist nicht bloß Forderung auf freiwilligen Eheverzicht, sondern zwangsweise Beraubung der Zeugungsfähigkeit, wenigstens vorübergehend, wenn nicht für immer. Einen solchen Eingriff in das Privatrecht des Einzelnen, der selbst die leibliche Unversehrtheit antastet, kann sich der Staat nicht erlauben ohne Rechtsverletzung. Man kann die Geisteskranken wohl eine Art Verbrecher gegen das Gemeinwohl nennen, aber sie sind deshalb noch nicht wirkliche Übeltäter, die Schuld auf sich geladen haben. Ohne Schuld ist aber ein Eingriff in die Persönlichkeitsrechte, der die Person selbst antastet, auch dem Staate nicht gestattet. Er kann von seinen Bürgern, auch solchen, die unschuldig sind, das Opfer ihres Lebens für das Gemeinwohl verlangen (z. B. im Kriege), weil das bonum commune dem bonum privatum vorausgeht; das

ist aber nicht eine Verpflichtung, die für den Staatsbürger aus einer *lex humana* des Staates entsteht, sondern eine Pflicht des Staatsbürgers auf Grund des Naturrechtes, die der Staat durch seine Gesetze nicht schaffen, sondern nur urgieren kann. Durch seine positiven Gesetze einen Eingriff in die leibliche Integrität Unschuldiger anzuordnen, dazu steht dem Staate kein Recht zu. Auch die Notwendigkeit, die öffentliche Ordnung gerade durch solche Gesetze zu schützen, wenn sich eine solche erweisen ließe (dieser Beweis wäre erst zu erbringen), gibt kein Recht, Rechtsverletzungen zu begehen. Der Staat hat erlaubte Mittel genug, die öffentliche Ordnung zu schützen und aufrecht zu erhalten; eine Notwendigkeit, innerlich Schlechtes zu tun, gibt es nicht. Auf die Frage, ob aus der Entkeimung Impotenz entstehe, wird im 3. Teil dieser Abhandlung geantwortet werden.

*Dem P. Labouré kann man antworten:* So wenig der Privatmann aus vorbeugenden Gründen Sterilisation an sich vornehmen lassen darf, so wenig hat der Staat ein Recht dazu. Denn er hat kein Recht, gegen das Sittengesetz zu handeln. Das Sittengesetz verbietet aber auch dem Staat, an den Bürgern eine *mutillatio* vornehmen zu lassen. Der Vergleich, wonach der Minderwertige im Staate einem kranken Glied gleichgestellt wird, beweist nichts; denn es ist eben ein bloßer Vergleich. Überdies ist gerade im entscheidenden Grunde die Gleichheit nicht vorhanden, sondern Verschiedenheit. Beim physischen Körper ist nämlich der Teil des Ganzen wegen da und darf und muß daher im Notfall geopfert werden, um das Ganze zu retten. Der Staatsbürger ist aber nicht des Staates wegen da, sondern umgekehrt, der Staat wegen des einzelnen Staatsbürgers. Also ist hinsichtlich der Rechte oder Pflichten, für das Ganze etwas zu opfern, aus dem Verhältnis des Teiles zum Ganzen allein nichts zu schließen. Überdies ist der Teil des physischen Körpers nichts Selbständiges, keine Persönlichkeit. Der einzelne Staatsbürger aber ist eine Persönlichkeit mit unantastbaren Rechten. Auch der Geisteskranke hat volle Persönlichkeitsrechte, wenn auch Rechtsbetätigung vielfach nicht möglich ist. Auch der Staat muß diese unantastbaren Rechte achten. Der Analogieschluß aus dem Verhältnis des Körperteils zum Ganzen auf das Verhältnis des einzelnen Staatsbürgers zum Staate schließt daher nicht.

*Dem Neoscholasticus wäre zu antworten:* Daß Sterilisation in einem besonderen Fall Vorteile zu bringen verspricht, mag zutreffen; nicht alles aber, was Nutzen bringt,



ist deshalb auch schon erlaubt. Wie der Diebstahl nicht, obwohl er dem Diebe Nutzen bringt, so auch die Sterilisation nicht, wenn sie auch noch so viel Nutzen brächte. Die Berufung auf Thomas beweist nichts hinsichtlich der Geisteskranken, weil in der angezogenen Stelle bei Thomas nicht von Geisteskranken, sondern von Verbrechern die Rede ist, die Rechte des Staates aber gegenüber Geisteskranken nicht die gleichen sind, wie gegenüber Verbrechern, da das Moment der Schuld fehlt.

Und nun zum *Hauptvorkämpfer der sittlichen Erlaubtheit der gesetzlichen Zwangsentkeimung in Europa, zu Mayer!* Er hat schon in der Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge, 1926, S. 38 einen Artikel veröffentlicht: „Die Unfruchtbarmachung Geisteskranker“ und setzt sich in seinem Buche „Gesetzliche Unfruchtbarmachung Geisteskranker“, Herder 1927, wenn er auch praktisch vorläufig Entkeimung bis zum Schlusse seines Buches aus vielen Gründen ablehnt, doch sehr energisch für die theoretische Erlaubtheit derselben unter gewissen Umständen, wenigstens wenn ein Notstand des Staates sich einstellen sollte, ein. Da im Hauptinhalt und in der Haupttendenz zwischen Artikel und Buch volle Übereinstimmung herrscht und das Buch wahrscheinlich schon fertig vorlag, als der Artikel verfaßt wurde, da überdies die Summierung der Gründe im Artikel vom Verfasser selbst stammt, so möge es gestattet sein, die entscheidenden Teile dieses Artikels mit Weglassung aller für den Beweisgang nebensächlichen Bemerkungen und Erweiterungen möglichst inhaltsgetreu wiederzugeben.

Nach einer geschichtlichen Einleitung über Sterilisationsbestrebungen und Schilderung der Methoden der Entkeimung kommt Mayer zur Stellungnahme der Moraltheologie gegenüber der Sterilisation. In der Verurteilung der auf private Autorität hin ausgeführten Sterilisation stimmt er mit den im ersten Teil dieses Artikels vertretenen Anschauungen überein, falls man nicht auf die abweichende Terminologie, sondern nur auf die Sache selbst schaut. Dann wendet er sich der Frage der sittlichen Erlaubtheit der staatlichen Zwangssterilisation zu und bejaht dieselbe unter gewissen Voraussetzungen. Als solche Voraussetzungen nennt er drei: Die tatsächliche Vererbung im konkreten Falle müßte völlig gesichert sein. Es muß ein Notstand des Staates vorhanden sein, so daß die Gesellschaft in Gefahr stünde und nicht anders als durch Sterilisation sich retten könnte. Weiter müßten alle anderen Mittel, die in der Sache helfen könnten: Ehe-

verbot, Erziehungs- und Strafmittel, Einsperrung und Deportation, nach Möglichkeit angewendet werden. Wenn alle versagen und die beiden anderen Bedingungen zutreffen, dann ist staatliche Zwangssterilisation erlaubt. Das wird nun zuerst im allgemeinen aus dem Überwiegen des bonum commune über das bonum privatum und dem Rechte des Staates auf den notwendigen Selbstschutz behauptet und dann wird auf die Kernfrage eingegangen: ob denn die Sterilisation Geisteskranker ihrer Natur nach schlecht sei, und es wird über die theoretische Frage folgendes gesagt: Wenn die Sterilisation ihrer Natur nach schlecht ist, so könnte sie niemals verteidigt werden. Kein noch so guter Zweck könne ein schlechtes Mittel heiligen. Auch die staatliche Autorität dürfe sich eines <sup>in</sup>schlechten Mittels nicht bedienen, auch nicht um Gutes zu stiften. Die private Sterilisierung zu anderen als Heilzwecken (er sagt nach seiner Terminologie: die private direkte Sterilisierung) ist sicherlich ihrer Natur nach eine schlechte Handlung. Denn sie beraubt ein Individuum eines hohen Gutes, der Zeugungskraft, schädigt also seine körperliche Integrität aufs schwerste. Sie ist überdies als eines der radikalsten Antikonzeptionsmittel aufs schärfste zu verwerfen.

Aber für die gesetzliche Sterilisierung Abnormaler treten Gründe hinzu, welche den Charakter der Handlung wesentlich ändern und dadurch die *innere Unsittlichkeit* wahrscheinlichweise ganz aufheben. Der erste Grund ist ein *medizineller*: Wie die Sterilisation Privater, wenn sie zur Heilung eines Einzelkörpers dient, ihren unsittlichen Charakter verliert, so noch mehr die Sterilisation, welche für den ganzen Volkskörper medizinell wirkt, wie es wäre, wenn man Entkeimung anwenden müßte, um erblichen Veitstanz oder die genuine Epilepsie allmählich aus dem Volkskörper auszumerzen. Die Heilung des Volkskörpers stehe entschieden höher als die Heilung des einzelnen Körpers. Die Sterilisierung würde, wenn die Staatsgewalt sie anordnet, einen ähnlichen Charakter haben, wie das Impfen mit Kuhpocken, das zwar den einzelnen zunächst stark beschädige, aber den gesamten Volkskörper allmählich von der Pockengefahr zu befreien verspricht. Dadurch würde deren innere Schlechtigkeit aufgehoben und wäre genau so zu rechtfertigen, wie Thomas die Todesstrafe an Verbrechern rechtfertigte, II. II. q. 64, a. 2. Ihre sittliche Erlaubtheit würde so lange und so weit andauern, als die medizinelle Notwendigkeit für das Volksganze andauern würde. Freilich kann nur die staatliche

Autorität, niemals ein Privatmann, etwa ein privater praktischer Arzt, das Urteil darüber sprechen, ob Sterilisation für die Erhaltung und Gesundheit des Volkskörpers notwendig ist oder nicht.

*Der zweite Grund sei ein rechtlicher* und liege in der Natur der Geisteskranken. Gleichwie man die staatliche Einsperrung gemeingefährlicher Menschen mit den Worten des Aquinaten rechtfertigen kann, Summa II. II. 65, a. 3, ad 3: „Homo, qui abutitur potestate sibi data, meretur eam amittere. Et ideo homo, qui peccando abusus est libero usu suorum membrorum, conveniens est incarcerationis materia“; während es sonst gilt: „Simpliciter aliquem includere vel ligare ad eum solum pertinet, qui habet disponere universaliter de actibus et vita alterius: Quia per hoc impeditur non solum a malis, sed etiam a bonis agendis“, so müsse man dasselbe sagen mutatis mutandis von der Sterilisation gemeingefährlicher Menschen. Die Gesellschaft hat die Obsorge und die Verantwortung für Geistesranke und irrsinnige Verbrecher zu tragen. Zunächst müßte der Staat allerdings Asylierung anwenden. Denn die Beraubung der Freiheit erscheine allgemein, wenn auch nicht gerade dem einzelnen Irrsinnigen selbst, als das kleinere Übel gegenüber der Beraubung der Zeugungskraft. Erst wenn bewiesen ist, daß Asylierung versagt, entweder weil sie allein nicht ausreicht oder nicht durchführbar ist, könnte die obrigkeitliche Gewalt auch zur Sterilisierung schreiten. Jedenfalls hat der Irrsinnige, namentlich der moralisch irrsinnige Verbrecher, das Anrecht auf die Zeugungskraft verloren und die für ihn verantwortliche Gesellschaft hat das Recht, ihn auch mit Gewalt an deren Gebrauch zu hindern.

*Der dritte Grund* liegt auch im Charakter der Irrsinnigen, ist aber mehr auf *moralphilosophischem Gebiete* zu suchen. Es muß bewiesen werden, daß die Vornahme einer Handlung zwar an einer geistig normalen Person sündhaft sein kann, daß aber dieselbe Maßnahme nicht unter allen Umständen sündhaft ist, wenn sie an einer geisteskranken Person vorgenommen wird. Wenn Thomas II. II. q. 65, a. 2, ad 3 von geistesgesunden Verbrechern sagt, daß sie ihre Menschenwürde verloren haben und daß deshalb die Tötung eines Verbrechers gut werden kann „sicut occidere bestiam: peior est enim malus homo quam bestia et plus nocet,“ so ist das analog Wort für Wort auf den sittlichen Zustand der moralisch Irrsinnigen anzuwenden: sie sind unter die Stufe des Tieres gesunken.



Das Tier lebt wenigstens nach Instinkten, sie nicht mehr. Sie werden von dämonischen Trieben hin- und hergeworfen und die Gesellschaft muß sich ihrer erwehren, wie man sich wilder Tiere erwehrt, mindestens durch Absperrung, und da diese nicht ausreicht, wäre die Gesellschaft nicht nur zur Sterilisation, sondern selbst zur Kastration berechtigt. Während also Vereitelung des Kindersegens bei geistig Normalen eine schwere Schuld bedeutet, an der sich der Staat nie beteiligen dürfte, ist die Naturordnung bei Geisteskranken längst durchbrochen. Ihr ganzes Leben ist ein fortlaufendes oder nur selten unterbrochenes, schamloses und bestialisches Sexualleben. Sie haben die Menschenwürde vollständig eingebüßt und es muß gegen sie nach Art der Tiere eingeschritten werden. Es gilt sowohl hinsichtlich der Sterilisation wie auch der Kastration wie auch für die Asylierung das Wort des Aquinaten II. II. q. 65, a. 1, ad 1: „Nihil prohibet, id quod est contra particularem naturam, esse secundum naturam universalem: sicut mors et corruptio in rebus naturalibus est contra particularem naturam eius, quod corrumpitur, cum tamen sit secundum naturam universalem. Et similiter mutilare aliquem membro, etsi sit contra particularem naturam corporis eius, qui mutilatur, est tamen secundum naturalem rationem in comparatione ad bonum commune.“

Den letzten Gedanken führt Mayer in seinem Buche, S. 106, noch anschaulicher aus: „Der Natur des geistig normalen Menschen entspricht das Recht, von seinen Gliedern freien Gebrauch zu machen. Seiner Natur ist die Fruchtbarkeit angemessen. Er ist demnach keine geeignete Unterlage, keine materia conveniens der direkten Unfruchtbarmachung. Der Gegenstand der Handlung, das Unfruchtbarmachen, steht also dem natürlichen Recht des freien Menschen, von seinen Gliedern freien Gebrauch zu machen und sein Geschlecht fortzupflanzen, entgegen. Anders ist die Rechtslage des Geisteskranken. Der Geisteskranke hat nicht das Recht, von allen seinen Gliedern freien Gebrauch zu machen. Er hat nicht das moralische Recht, Kinder zu erzeugen, seiner Natur entspricht grundsätzlich die Unfruchtbarkeit. Er ist nicht mehr eine ungeeignete Materie jener Handlung, die ihm die Fruchtbarkeit künstlich nimmt, sei es nun indirekt durch Absonderung, sei es direkt durch eine künstliche Maßnahme.“ Er führt das noch weiter aus und sagt dann S. 109: „Ob durch ihre Taten oder durch ihre abnormale Veranlagung allein: durch ihren außergewöhnlichen, unmenschlichen und asozialen Zustand haben sie einen Teil ihrer

Rechte eingebüßt; darauf nur kommt es an, daß ihre antisoziale Natur einer Korrektur bedarf.“

Was Mayer über die praktische Seite unserer Frage sagt, werden wir später berücksichtigen müssen.

*Was ist nun zu dieser Argumentation, aus der die sittliche Erlaubtheit der staatlichen Zwangssterilisierung unter gewissen Bedingungen sich ergeben soll, zu sagen?* Man muß gestehen, wenn man sie zum ersten Male vor Augen bekommt und über die Frage noch nicht eigens nachgedacht hat, macht sie Eindruck. Die Argumente scheinen gewichtig, Thomas wird reichlich zitiert und man ist zunächst gefangen.

Wenn man aber eingehend über die Frage nachdenkt, da drängt sich einem, anfangs leise und dann immer lauter, der Gedanke auf: *Ja, wenn diese Argumentation richtig ist, dann sind doch aus diesen Voraussetzungen nicht alle Folgerungen gezogen, die man ziehen könnte, die man ziehen müßte*, wenn die Argumentation richtig wäre. „Bei den Geisteskranken ist die Naturordnung ja längst durchbrochen“, sagt Mayer, „ihr ganzes Leben ist ein fortlaufendes oder nur selten unterbrochenes, schamloses, bestialisches Sexualleben“. Ja, hilft denn da die Sterilisation etwas? Geht dieses schamlose, bestialische Sexualleben nicht nachher auch noch weiter? Der Unterschied ist nur der, daß jetzt keine Nachkommen mehr entstehen, sonst bringt aber die Sterilisation auch keine Abhilfe. Will man wirklich gründlich abhelfen, dann muß man weiter gehen, dann muß man, wenigstens bei den unheilbar Geisteskranken, nicht, bloß sterilisieren, nein, man muß — Euthanasie treiben. Sonst hilft's ja doch nichts! *Wenn diese medizinellen Gründe* (Heilung des Volkskörpers), weil nur so Heilung erreicht werden kann, *Sterilisation gestatten*; — *wenn diese rechtlichen Gründe* (die Verantwortung der Gesellschaft für das Treiben unzurechnungsfähiger Irrsinniger) *Sterilisierung gestatten*, weil das, was sich der einzelne nicht erlauben dürfte, der Gesellschaft gestattet ist; — *wenn diese moralphilosophischen Gründe Sterilisierung gestatten* (weil das, was gegen die partikuläre Natur wäre, nicht unrecht ist, falls es von der öffentlichen Behörde angeordnet wird): *dann gestatten dieselben medizinellen, rechtlichen und moralphilosophischen Gründe nicht bloß Sterilisierung, sondern Euthanasie, weil eben nur diese, nicht aber die Sterilisierung wirksame Abhilfe schafft* gegenüber den Schädigungen des öffentlichen Wohles. Das Leben dieser Geisteskranken hat eben keinen vernünftigen Sinn mehr, sie sind auf die Stufe der Tiere herabgesunken

und daher: „*Quamvis hominem in sua dignitate manentem occidere secundum se sit malum; tamen hominem insanum (so darf man nach Mayer sagen statt: peccatorem, wie es bei Thomas heißt) occidere potest esse bonum, sicut occidere bestiam: peior est enim insanus (statt malus) homo quam bestia et plus nocet.*“ So Thomas, II. II. q. 64, a. 2, ad 3. Und so wäre die *katholische Moralthologie*, ohne daß sie es recht merkte und ahnte, *auf den Standpunkt des alten Heidentums herabgesunken* und man müßte wenigstens dem Staate die Tötung Nutzloser gestatten; wir wären glücklich bei der Anerkennung des modernen Schlagwortes von der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, bei der Euthanasie, angelangt.

Und eine solche Argumentation soll richtig sein?

*Wo fehlt es denn?*

*Drei Dinge hat Mayer übersehen: 1. Die wichtige Unterscheidung zwischen jus radicale und usus juris. 2. Daß man, um die mit der Menschennatur gegebenen Rechte zu haben, nur die Anlage zur Vernünftigkeit, nicht den Vernunftgebrauch haben muß. Durch die Unfähigkeit, ein Recht richtig zu gebrauchen, geht nicht das Recht selbst verloren. 3. Alle die Stellen aus Thomas gelten von Verbrechern und können nicht auf unzurechnungsfähige und daher unschuldige Geisteskranken übertragen werden.*

1. Er hat die wichtige Unterscheidung zwischen *jus radicale* und *usus juris* übersehen. Etwas anderes ist das Zeugungsrecht, etwas anderes der Gebrauch desselben. Das Zeugungsrecht ist dem Menschen mit der Menschennatur gegeben und darum auch, wie alle angeborenen Rechte, vom ersten Augenblick des Daseins an vorhanden. Dieses *Jus radicale* haben auch die Kinder und die Schlafenden und die Volltrunkenen und selbst die unheilbar Geisteskranken. Der erlaubte *usus juris* setzt freilich Vernunftgebrauch und eine Menge anderer Bedingungen voraus. Man kann ohneweiters zugeben: Ein unheilbar Geisteskranker, der die Herrschaft über seinen Zeugungstrieb verloren hat und denselben nicht vernunftgemäß und der Sittenordnung entsprechend gebrauchen kann, darf auch erlaubterweise, solange sein Zustand dauert, denselben nicht gebrauchen und darum können diejenigen, welche Verantwortung für das Treiben des Kranken haben, und wo das öffentliche Wohl das verlangt, auch der Staat, denselben an dem unsittlichen und gemeinschädlichen Gebrauch seines Zeugungsrechtes hindern. Der Staat darf alle geeigneten Mittel dazu anwenden, er darf aber nicht das *jus generandi*



*selbst angreifen und daher auch nicht sterilisieren, denn Sterilisation ist ja nicht bloß Behinderung im Gebrauch, sondern Vernichtung des jus generandi selber.*

Jus est facultas moralis aliquid agendi. Wenn ich jemand die physische Möglichkeit etwas zu tun, so radikal raube, daß er überhaupt nicht mehr in die Lage kommen kann, das nochmals zu tun, so habe ich ihm durch Vernichtung der physischen Möglichkeit auch die moralische Möglichkeit = sein Recht auf diese Tätigkeit, vernichtet. Die dauernde Sterilisation vernichtet dauernd, die vorübergehende nur zeitweilig das Zeugungsrecht.<sup>1)</sup>

2. Wenn Mayer wiederholt behauptet, daß den Geisteskranken auch das jus generandi nicht zusteht, daß sie daher eine materia apta sterilisationis seien, so kommt das teilweise von der eben genannten Verwechslung, teilweise aber davon, daß er meint: *Weil die Geisteskranken infolge mangelnden Vernunftgebrauches nicht mehr in der Lage sind, von dem Zeugungsrechte einen richtigen Gebrauch zu machen, so verlieren sie dieses Recht selbst.* Das ist nun eine ganz sonderbare Ansicht, die da Mayer vorträgt, eine Ansicht, die weder dem Naturrecht entspricht noch in irgendeiner Gesetzgebung Anerkennung findet. Denn das Naturrecht verlangt dazu, daß jemand Rechtsträger, Rechtssubjekt sein könne, *nicht den Vernunftgebrauch, sondern nur die Anlage zur Vernünftigkeit.* Auch die unmündigen Kinder, auch die unheilbar Irr- und Blödsinnigen sind vom ersten Augenblick ihres Daseins an im Besitz gewisser Rechte, des Rechtes auf ihr Leben, ihre Gesundheit und Unversehrtheit ihrer Glieder, des Rechtes auf Sondereigentum u. s. w. So sagt Cathrein, Moralphilosophie, I, 627, wo er den Begriff der subjektiven Rechtsbefugnis behandelt, ausdrücklich: „Damit jemand Rechtsträger sein kann, ist erfordert, daß er Vernunft und freien Willen als Fähigkeiten besitze, aber nicht, daß er den Gebrauch dieser Fähigkeiten habe. Sonst müßte man selbst den Betrunkenen, Schlafenden und mehr noch den Irrsinnigen die Rechtsfähigkeit absprechen. Es genügt also, daß jemand die entfernte Fähigkeit der Selbstbestimmung habe, wenn dieselbe auch infolge äußerer Hindernisse gewissermaßen schläft. Diese fehlt den Kindern und Irrsinnigen nicht.“ Und etwas voraus, S. 626: „Es darf deshalb kein vernünftiges Wesen (gemeint ist nach dem Vor-  
ausgehenden: kein mit der Anlage zur Vernünftigkeit aus-

<sup>1)</sup> Hürth unterscheidet in Stimmen der Zeit, Februarheft 1929, S. 373 noch genauer und einwandfreier: Das Recht zum Haben und das Recht zum Gebrauch der Zeugungsorgane.

gestattetes Wesen) von anderen als einfaches Rechtsobjekt, dem keinerlei Rechte zustehen, behandelt werden. Das verstößt gegen die Würde der Person und heißt ihn zu einem bloßen Mittel für Zwecke anderer Geschöpfe erniedrigen und so seiner ewigen Bestimmung entfremden.“ Das Naturrecht weiß also von einer solchen Rechtlosigkeit der Geisteskranken hinsichtlich ihrer angeborenen Rechte nichts.

*Aber auch keine positiv menschliche Gesetzgebung: Jedes positive Recht setzt sich vielmehr die Aufgabe, diese angeborenen Rechte anzuerkennen und zu schützen:* Unser österreichisches Gesetzbuch sagt z. B. im § 21: „Diejenigen, welche wegen Mangels an Jahren, Gebrechen des Geistes oder anderer Verhältnisse wegen, ihre Angelegenheiten selbst gehörig zu besorgen unfähig sind, stehen unter dem besonderen Schutze der Gesetze. Dahin gehören: Kinder . . . dann Rasende, Wahnsinnige und Blödsinnige, welche des Gebrauches ihrer Vernunft entweder gänzlich beraubt oder wenigstens unvernünftig sind, die Folgen ihrer Handlungen einzusehen.“

Mayer aber belehrt uns hinsichtlich des Fortpflanzungsrechtes der Geisteskranken: „Sie haben durch außergewöhnlichen, unmenschlichen und asozialen Zustand einen Teil ihrer Rechte eingebüßt, sie sind *materia apta sterilisationis* geworden.“ Was vom Zeugungsrecht gilt, müßte doch in gleicher Weise von allen anderen angeborenen Rechten gelten, zu deren richtigem Gebrauche die Geisteskranken nicht mehr fähig sind, also sicher vom Eigentumsrechte, vom Recht auf Freiheit, vom Rechte auf ihre Glieder, schließlich auch vom Rechte auf das Leben selbst. Von all diesen Rechten können wenigstens die unheilbar Geisteskranken einen richtigen Gebrauch nicht mehr machen: Also wenigstens der Staat könnte aus Gründen des öffentlichen Wohles ohne jedes Unrecht ihr Eigentumsrecht beliebig konfiszieren oder auf andere übertragen, die einen besseren Gebrauch davon machen können; er könnte rasende Kranke, die anderen zu schaffen machen, schmerzlos lähmen lassen; er könnte schließlich alle unheilbar Geisteskranken einfach durch Euthanasie in ein besseres Jenseits hinüberbefördern. Ja, Mayer könnte es schließlich, obwohl er sich gegen diese Folgerung am meisten wehrt, auch dem Privaten nicht verwehren, solche Geistesranke als rechtlos zu betrachten und beliebig dagegen vorzugehen. Wenn der heillos Irrsinnige keine *materia inepta sterilisationis* ist, dann kann ihn schließlich jeder Arzt, der es versteht, gerade so wie ein Versuchstier,

bei dem auch kein Recht verletzt wird, der Sterilisation unterwerfen. Denn gegen ein Recht, das der Geisteskranke nicht hat, kann sich auch niemand versündigen.

*Oder meint Mayer etwa: Die Geisteskranken verlieren ipso facto durch den Mißbrauch, den sie, wenn auch ohne Schuld, mit dem Zeugungsrecht treiben, dieses Recht?* Das dürfte *ebensowenig richtig* sein. Denn das *jus radicale* pflegt auch sonst bei Mißbrauch aus subjektiver Schuld nicht verloren zu gehen; daher noch viel weniger ohne dieselbe! Der leichtsinnige Verschwender, der sein Vermögen zu argen sittlichen Ausschweifungen mißbraucht, verliert deswegen doch nicht das Eigentumsrecht auf den vorhandenen Rest. Mißbrauch der Sprache durch Lüge oder Ehrenkränkung des Nächsten nimmt doch noch nicht das Recht auf die Sprache. Selbst ein bestechlicher Richter verliert doch, wenn er seine Amtsgewalt mißbraucht, noch nicht ipso facto, sondern höchstens durch richterliches Urteil seine Jurisdiktion. Wie kann man dann annehmen, daß durch einen Mißbrauch des Zeugungsrechtes, wenn er auch ohne Schuld vor sich geht, ipso facto Verlust desselben eintritt, so daß dann die staatlich angeordnete Sterilisation nicht mehr den Charakter der Körperverletzung hätte?

3. Das Dritte, was Mayer übersehen hat, ist: Daß *alle Stellen*, die er als Beweisstellen aus Thomas zitiert, *von Verbrechen und nicht von Geisteskranken und psychopathisch Minderwertigen handeln*. Q. 64, a. 2 trägt die Aufschrift: „Utrum licitum sit, occidere peccatores“ und nach dem corpus articuli handelt es sich nicht um rein innerliche Sünden, sondern um solche, welche das Zusammenleben der Menschen in Gefahr bringen. Ebenso der ganze Artikel 3 der q. 65, wie sich ja aus den oben angeführten Zitaten ergibt. Daß man das, was von Verbrechen gilt, nicht einfachhin auf unschuldige Geisteskranken anwenden darf, hätte Mayer auch art. 1 der q. 65 (Mitte des corpus artic.) sehen können, wo die mutilatio nur als erlaubt bezeichnet wird: in quantum alicui infertur in poenam ad cohibitionem peccatorum. Was herauskommt, wenn man q. 65, a. 3, ad 3 von Geisteskranken versteht, habe ich oben schon gezeigt: Es wäre nicht mehr und nicht weniger als das Recht der Euthanasie für alles lebensunwerte Leben bei Thomas!!

*Die Hauptargumente für die gesetzliche Zwangssterilisation bei Mayer sind also alle nichts wert*, weder die medizinellen noch die rechtlichen noch die moralphilosophischen Gründe! Es ist sehr schade, daß ein Buch, das



sonst so gehalt- und wertvoll ist, in seiner Haupttendenz als verfehlt bezeichnet werden muß!

Was er *sonst nebenbei an Argumenten bringt, hält ebenfalls nicht stand*. Aus dem Überwiegen des bonum commune über das bonum privatum und aus dem Recht des Staates auf Selbstschutz läßt sich die gesetzliche Zwangssterilisation ebenfalls nicht ableiten. Wohl hat aus diesem Grunde der Staat ein Recht, Darangabe des Lebens im Notfalle vom Staatsbürger zu verlangen; dieses Recht hat aber nicht der Staat durch sein positiv menschliches Gesetz geschaffen, sondern es handelt sich da um eine Pflicht der Staatsbürger aus dem Naturrecht, die dann allerdings den Trägern der Staatsgewalt ein Recht gibt, Hinopferung des Lebens zu verlangen. Diese Befugnis des Staates ist aber etwas ganz anderes als sein Recht, durch sichernde Maßnahmen die unzweifelhaft durch Naturrecht gegebenen und vom Staate zu schützenden Privatrechte des Bürgers zu beschränken. Da es sich um eine Verpflichtung ganz anderer Art handelt, ist ein Schluß a maiore ad minus nicht zulässig. Das Recht des Selbstschutzes hat der Staat zweifellos. Jedoch folgt daraus kein Recht, innerlich Schlechtes zu tun. Auch die medizinelle Heilung des Volksganzen gibt kein Recht dazu. Das auch oben in Punkt 2 des 2. Teiles anerkannte Recht, durch Sterilisation vielleicht eine Heilung des Volkskörpers von Veitstanz und Epilepsie herbeizuführen, muß anders begründet werden. Die Gleichstellung der prophylaktischen Sterilisation mit Kuhpockenimpfung stimmt ebenfalls nicht. Durch den staatlichen Impfwang wird nicht bloß allmähliche Heilung des Volkskörpers von Blatterngefahr, sondern auch Immunisierung des Einzelnen herbeigeführt, es handelt sich also um eine heilende Handlung, während auch die gesetzlich gestattete oder angeordnete Sterilisation aus prophylaktischen Gründen eine Körperverletzung bleibt.

Schließlich noch *ein kurzes Wort über das Notstandsrecht des Staates*, das bei Mayer eine so große Rolle spielt, daß nach dem Inhaltsverzeichnis auf mehr als 20 Seiten darüber gehandelt wird! Dieses Notrecht oder Notstandsrecht ist *ein Spezifikum Mayers, das sich bei anderen katholischen Autoren nicht findet*. Nach Mayer, S. 126, ist dieses Notrecht „die tiefste und zugleich einzige Rechtsquelle, aus welcher die sittliche Befugnis für alle mit unserem Problem innerlich zusammenhängenden staatlichen Maßnahmen fließt: nämlich das Recht der Hinrichtung von Verbrechern, das Recht der Bestrafung und Einsperrung

schuldiger Personen, aber auch das Recht der Einsperrung und Unfruchtbarmachung unschuldiger asozialer Geisteskranken“.

Nach Mayer wäre also der Umfang der staatlichen Gewalt so zu bestimmen: So viel hat die Staatsgewalt an Rechten, als der Notzustand des Staates verlangt. Sobald etwas vom bonum commune gefordert wird, hat die Staatsgewalt auch das Recht dazu. Ja, Mayer wagt sogar die Behauptung (Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge, 1926, S. 54): „Die Hinordnung der Sterilisation zur Aufrechthaltung des bonum commune hebt die innere Unordnung und selbst den inneren Kontrast der Sterilisation zur Naturordnung und zur Ordnung der Sittlichkeit wieder auf. Also kann man nicht mehr von einer Unsittlichkeit der gesetzlichen Sterilisation oder Kastration sprechen, falls sie zur Aufrechthaltung und Rettung der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit notwendig werden sollte.“

Das ist eine Auffassung, die zu den fürchterlichsten Folgerungen führen müßte und Mayer schließlich in Widerspruch mit sich selbst bringt. Denn wenn bei der Frage, ob die Staatsgewalt das Recht zu dieser oder jener Maßnahme hat, einzig nach dem Gesichtspunkt zu entscheiden ist, ob die Staatsgewalt in diesem oder jenem Ausnahmefall oder Notstand dieses Recht braucht, wenn man sich um sonst gar nichts zu kümmern hat, nicht um die Rechte des einzelnen Staatsbürgers, die durch eine solche Maßnahme verletzt werden, nicht um die Rechte anderer zu recht bestehender Gesellschaften oder Gemeinschaften, wenn nach Mayer sogar die Hinordnung und Notwendigkeit einer Maßnahme ad bonum commune dieser Maßnahme die innere Schlechtigkeit nimmt — denn was von der prophylaktischen Sterilisation gilt, das würde wohl auch von jeder anderen in sich schlechten Maßnahme gelten —: dann ist wahrlich die Staatsgewalt unumschränkt; dann ist nicht mehr der Staat für den Staatsbürger da, sondern umgekehrt der Staatsbürger wegen des Staates; dann ist alles, was zum Staatswohl notwendig ist, auch sittlich erlaubt; dann kann die Staatsgewalt in jedem Kompetenzstreit in rebus mixtis sich auf die Notwendigkeit für das bonum commune berufen und darum alle Vollmachten für sich in Anspruch nehmen; dann ist auch nicht mehr wahr, was Mayer selbst im oben erwähnten Artikel der Bonner Zeitschrift und oft in seinem Buche betont: Auch die Staatsgewalt darf sich eines schlechten Mittels nicht bedienen, um Gutes zu stiften.

Denn in dem Augenblick, wo die Staatsgewalt das in sich schlechte Mittel wegen seiner Notwendigkeit für das bonum commune anwendet, verliert es ja seine innere Schlechtigkeit und den Widerspruch mit der Sittenordnung und wird sittlich gut!

Es ist also eine verhängnisvolle Auffassung, die Mayer da vertritt. Kein Autor, der an die Konsequenzen denkt, wird es wagen, ihm so weit zu folgen.

Gewiß ist die Notwendigkeit einer Maßnahme für das bonum commune bei der Lösung der Frage, ob die Staatsgewalt ein bestimmtes Recht hat oder nicht, im allgemeinen entscheidend. Auch das ist zuzugeben, daß in Zeiten der Not manches mehr notwendig werden kann und daher auch von den Inhabern der Staatsgewalt angeordnet werden darf als in anderen Zeiten und unter normalen Verhältnissen. Aber *das einzig Entscheidende ist die Notwendigkeit einer Maßregel für das bonum commune nicht*. Bevor man aus der Notwendigkeit für das bonum commune das Recht der Staatsgewalt zu dieser Maßregel folgern darf, muß zweierlei feststehen: daß die Maßnahme sich nicht auf etwas innerlich Schlechtes bezieht (denn zu innerlich Schlechtem gibt Gott niemand, auch der Staatsgewalt keine Vollmacht); auch weiterhin, daß das Verfügungsrecht in dieser Sache von Gott nicht schon an jemand vorher und unabhängig von der Staatsgewalt übergeben wurde, wie z. B. das Erziehungsrecht an die Familie oder das Recht über die Ehen der Katholiken an die Kirche (denn Gott ist ein Gott der Ordnung und will, daß jeder nur auf dem ihm zustehenden Gebiete sich betätige und nicht in die Rechte anderer hinübergreife). Erst wenn *diese beiden Vorfragen* gelöst sind, kann aus der Notwendigkeit einer Anordnung für das öffentliche Wohl die Berechtigung der Staatsgewalt zu dieser Maßnahme gefolgert werden.

Es bleibt also dabei: jede aus prophylaktischen Gründen hin vorgenommene Sterilisation ist ebenso wie die Tötung eines Unschuldigen oder eine Körperverletzung, die nicht zur Heilung des ganzen Körpers vorgenommen wird, etwas gegen das Naturrecht Verstoßendes oder anders ausgedrückt, etwas innerlich Schlechtes. Innerlich Schlechtes zu gestatten oder gar anzuordnen, hat auch die Staatsgewalt keine Vollmacht. Das gilt sowohl vom Geistesgesunden wie vom Geisteskranken, sowohl in normalen Zeiten wie in Zeiten der Not.

Alles, was *verschiedene Autoren* bei verschiedenen Anlässen *gegen die staatliche Zwangssterilisierung* angeführt



haben: Daß sie *widernatürlich* sei, Mayer, S. 342, daß das *Verfügungsrecht* über seine Glieder, besonders über die *Zeugungskraft*, zu den *allerpersönlichsten Rechten des Individuums* gehöre, in das sich der Staat niemals einmischen dürfe, S. 346, daß sie ein *Eingriff in das Herrschaftsrecht Gottes* sei, S. 352, daß sie eine *schwer sündhafte Verstümmelung*, S. 355, daß sie *ebenso abzulehnen sei wie die Angriffe auf das ungeborene und werdende Leben*, S. 362, alle diese Gründe behalten darum ihre volle Wucht, so sehr auch Mayer sich bemüht, sie abzuwehren, weil der behauptete Unterschied zwischen der Sterilisation Geisteskranker und Geistesgesunder eben nicht zutreffend ist.

7. Es wäre noch vieles aus Mayer selber gegen die staatliche Zwangssterilisierung wenigstens jetzt, unter den heute noch in Europa herrschenden Verhältnissen, anzuführen. Denn Mayer schließt ja sein Buch mit den Worten: „Es geht aus unserer ganzen Abhandlung mit aller Deutlichkeit hervor, daß praktisch eine gesetzliche Regelung der Sterilisierung Geisteskranker gegenwärtig sicher verfrüht, unzweckmäßig und undurchführbar, infolgedessen auch praktisch unerlaubt und sittlich verwerflich wäre.“ Und während des ganzen Buches betont er immer wieder: „Praktisch sind Sterilisationsgesetze dermalen noch sicher abzulehnen.“ Wir wollen also noch der Vollständigkeit halber die *wichtigsten praktischen Gegengründe aus Mayer* hören. Es sind vornehmlich drei: A. *Die notwendigen Voraussetzungen zur richtigen Durchführung fehlen noch.* B. *Ein nennenswerter Nutzen ist aus solchen Gesetzen überhaupt nicht zu erwarten.* C. *Wenn er zu erwarten wäre, müßte erst der Nachweis erbracht werden, daß die übrigen, weniger tief in die Persönlichkeitsrechte eingreifenden Mittel nutzlos geblieben sind, was kein Staat gegenwärtig hinreichend nachweisen kann.*

A. *Die notwendigen Voraussetzungen für die richtige Durchführung solcher Gesetze fehlen noch, auch die Erlaubtheit solcher Anordnungen im allgemeinen vorausgesetzt.*

a) Eine solche Voraussetzung wäre doch wohl, daß die etwa angeordnete Sterilisation hinreichend sicher im Erfolg wäre. Das trifft nun hinsichtlich der Röntgen- und Radiumbestrahlungen sicher nicht zu, wie schon oben angegeben wurde: Man weiß weder den Eintritt der Sterilität noch ihre Dauer. Von den blutigen Operationen scheint bloß der kombinierte Samenleiterschnitt hinreichend sicher im Erfolg zu sein, schon nicht in gleichem Maße die bloße Samenleiterunterbindung, die sonst den Vorteil leichterer Wiederherstellbarkeit hätte. Überraschend unsicher ist der

Erfolg bei den operierten Frauen. Ovulum und sperma haben nämlich den unwiderstehlichen Drang zur Wanderung und finden manchmal jeden erdenklichen Durchgang und Ausgang und jeden möglichen Weg zur Vereinigung. Auch bei einer sehr sorgfältig ausgeführten Operation können die Nähte kaum so gut geschlossen werden, daß sich nicht eine oder die andere kleine Öffnung ergäbe. Manchmal zersetzen sich die Fäden und der Kanal wird passierbar. Ein anderes Mal wachsen die zerschnittenen Gewebe wieder zusammen und bilden einen neuen Durchgang. Verwachsungen und Eiterungen verhelfen zu neuen Öffnungen. Wenn auch die Tubenenden hinter das Bauchfell verlagert sind, so schlüpfen sie infolge ihrer Feinheit da und dort wieder aus ihrer Umklammerung und die ovula finden wieder den Weg in die Bauchhöhle. Auch der Einschluß der Ovarien in eine aus Mutterband und benachbarten Häuten gebildete Hauttasche scheint nicht völlig sicher. Die medizinische Literatur weiß (siehe Mayer, S. 232 ff.) erstaunlich viele Fälle, in denen trotz des Tubenschnittes und gleichzeitiger Tubenunterbindung später Schwangerschaft eintrat, und zwar vorwiegend extrauterine Schwangerschaft, welche für die Mutter Lebensgefahr und für das zu erwartende Kind sicheren Tod und Verkümmern oder Verkrüppelung bedeuten. Das war nicht bloß so, als man mit diesen Operationen anfang — da gab es Mißerfolg über Mißerfolg —, auch heute betragen die Versager nach Aussage medizinischer Autoritäten (siehe Mayer, S. 233 und 234, Anmerkungen) gegen 7%. „Das ist (nach Mayer, S. 234) entschieden zu viel des Mißerfolges, um den Geisteskranken eine so gefährliche, kostspielige und nicht unschädliche Operation zuzumuten oder gar um staatliche Maßnahmen darauf aufzubauen. Sollte eine großzügige gesetzliche Regelung jemals durchgeführt werden, so müßte erst ein nach menschlicher Berechnung sicheres Entkeimungsverfahren bekannt sein.“

b) Als notwendige Voraussetzung, damit prophylaktische Sterilisation (ihre Erlaubtheit im allgemeinen vorausgesetzt) im einzelnen Falle ohne Verletzung des Sittengesetzes zur Anwendung kommen könnte, muß weiter angesehen werden *ein hinreichend sicheres Urteil über die Vererbung degenerierter Anlagen im Zeugungsfalle*. Aber auch um diese Sicherheit schaut es jetzt noch durchwegs sehr schlecht aus.

Die Vererbungswissenschaft ist noch eine junge Wissenschaft und wenn sie auch schon Erhebliches geleistet hat, so steht sie doch erst am Anfang ihrer Forschungen:

Sie ist heute sicher noch nicht so weit, um im einzelnen Fall sagen zu können: Hier wird Vererbung dieser verhängnisvollen Erbanlagen eintreten, wenn nicht die Zeugung verhindert wird.

Weist nämlich ein bestimmter Mensch Schwachsinn oder irgendeine andere Form der Geisteskrankheit auf, so muß zuerst festgestellt werden, ob er sie selbst mit oder ohne Schuld erworben, durch unglückliche Lebensschicksale, durch Unsittlichkeit, durch Syphilis oder Alkoholmißbrauch u. s. w.; oder ob die Krankheit bei ihm eine Folge einer Keimvergiftung (eine exogene Entartung) ist, die sich die Eltern aus eigener Schuld (durch Unsittlichkeit, Alkoholmißbrauch u. s. w.) zugezogen haben; oder ob er sie schon von seinen Eltern (oder bei rezessiven Anlagen von seinen Großeltern) als endogene Erbanlage überkommen hat. Nur wenn das letztere mit hinreichender Sicherheit festgestellt werden kann, könnte man an eine so tief in die Persönlichkeitsrechte eingreifende Operation denken, wie es die Sterilisation ist. Solch eine Feststellung ist aber heute noch in sehr wenigen Fällen möglich. Wo sie dennoch gelingt, müßte eine zuverlässige Prognose hinsichtlich der Vererbungsgefahr versucht werden. Da gibt es abermals unüberwindliche Schwierigkeiten; denn erbbiologische Forschung hat bei den meisten Familien noch gar nicht angefangen oder ist wenigstens über die Anfänge nicht hinausgekommen; es ist daher eine Sicherheit über die bei den Vorfahren vorhandenen Erbanlagen fast nie zu gewinnen. Wenn sie auch in einem besonders günstigen Falle dennoch gewonnen würde, so ist die heutige Psychiatrie bei den meisten Minderwertigkeitsformen noch nicht so weit gekommen, zu wissen, ob es sich um eine dominante oder rezessive Eigenschaft handelt. Rezessive Erbanlagen werden nämlich manchmal im Zusammentreffen mit dominanten in einer Generation latent und verschwinden unter günstigen Verhältnissen manchmal ganz. Wie kann man da im einzelnen Fall mit einer halbwegs ausreichenden Wahrscheinlichkeit sagen, daß in diesem oder jenem Falle die Weiterfortpflanzung dieser oder jener Geisteskrankheit stattfinden werde?

Mayer schreibt daher selbst S. 79: „Die Fachmänner sind sich jedenfalls darüber einig, daß man heute noch in keinem einzigen bestimmten Falle eine ganz bestimmte Aussage machen kann; unter den unzähligen Möglichkeiten von Genekombinationen (Kombinationen der Erbanlagen) kann aller Wahrscheinlichkeitsrechnung zum Trotz eine ganz andere Kombination als die erwartete



eintreten. Es kann darum heute sicher noch nicht berechnet werden, daß die Kinder diese oder jene Erbanlage eines Elternteiles bekommen werden, oder wie viele Kinder belastet sein werden, in welcher Reihenfolge oder mit welcher Stärke. Das kann heute noch nicht einmal bei den schwersten und schrecklichsten Arten der Krankheit vorausgesagt werden, selbst nicht bei solchen, die fast nur auf dem Wege der Vererbung sich fortpflanzen, um so weniger bei der großen Anzahl von psychopathischen Krankheiten, die übrigens sehr oft hart an der Grenze zwischen Normal und Anormal liegen. Erst recht nicht kann man die Vererbungsaussichten feststellen, wenn man den anderen Ehegatten, bezw. dessen Erbanlagen noch gar nicht kennt; denn je nach der Zusammensetzung von dominanten und rezessiven, von guten oder schlechten Keimchromosomen des Ehepartners wird das zu erwartende Kind so oder anders veranlagt sein.“

*Solange aber nicht im einzelnen Falle mit Sicherheit oder wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit festgestellt werden kann, daß nur eine degenerierte Nachkommenschaft zu erwarten ist, bleibt es eine schwere Rechtsverletzung gegenüber dem einzelnen Staatsbürger, wenn er zwangsweise der Sterilisation unterzogen wird, auch dann, wenn man die sittliche Erlaubtheit der prophylaktischen Zwangssterilisation verteidigen könnte. Wenn sie trotzdem von so vielen Staaten angeordnet wurde, so war das nur möglich, weil man aus der angenommenen Nützlichkeit für das Gemeinwohl die sittliche Erlaubtheit ableiten zu können glaubte, weil man also utilitaristischen Sittlichkeitsprinzipien folgte.*

*B. Es ist aber auch um die Nützlichkeit oder den Erfolg solcher Sterilisationsgesetze herzlich schlecht bestellt.*

*Aus der Erfahrung kann etwas Zuverlässiges darüber bisher nicht gesagt werden. Die amerikanischen Gesetze dieser Art bestehen noch viel zu kurze Zeit, als daß man Endgültiges feststellen könnte.<sup>1)</sup> Wohl sagen Kenner amerikanischer Verhältnisse, daß der praktische Erfolg derselben ein kläglicher sei. Eine Abnahme der Geisteskrank-*

<sup>1)</sup> Soeben ist ein Buch „Sterilisierung zum Zwecke der Aufbesserung des Menschengeschlechtes“ von E. S. Gosney, Präsident der Stiftung für Verbesserung des Menschengeschlechtes in Pasadena (Kalifornien), und Paul Popenoe, Direktor des Institutes für Familienforschung in Los Angeles (Kalifornien), deutsch von Dr Burchardi, Verlag Markus u. Weber, Berlin und Köln, erschienen, das für Sterilisierung sehr Propaganda macht. Beweise jedoch dafür, daß durch die bisherigen Sterilisationsgesetze in Amerika besondere Erfolge erreicht worden wären, sind daraus nicht zu entnehmen.

heiten war jedenfalls noch nicht nachzuweisen in jenen Staaten, welche Sterilisationsgesetze haben. Das geben auch viele Verteidiger derselben zu, schieben aber die Schuld auf die mangelhafte Ausführung. Wo hat aber diese ihren Grund? In der Unnatur dieser Gesetze und in den Schwierigkeiten, die in der Sache selber liegen.

*Ein nennenswerter Erfolg ist aber von vornherein nicht wahrscheinlich.* Denn für die praktische Ausführung der Sterilisierung kommen die Geisteskranken in der Regel so lange nicht in Betracht, solange sie in der Freiheit leben.<sup>1)</sup> Weder die Geisteskranken selber noch die Angehörigen oder Verwandten machen gern einen Sterilisationsantrag. Wenn er von fremder Seite gemacht würde, würden sich in vielen Fällen die Nahestehenden wehren, und welcher Richter oder Arzt hat eine Freude, wenn er einen solchen Antrag zu entscheiden hat? Es handelt sich also ausschließlich oder wenigstens in der überwiegenden Anzahl von Fällen um Geisteskranke, die in der Anstalt leben. Auch von diesen sind wieder jene auszuscheiden, die infolge exogener Ursachen (seelischer Erschütterung, Schicksalsschlägen, Kriegsbeschädigungen, Alkoholmißbrauch, Syphilis u. s. w.) krank geworden sind. Erfahrungsgemäß sind das nach Mayer mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit<sup>2)</sup> etwa 40—50% aller Inhaftierten. Durch die moderne psychiatrische Heilkunde werden etwa 40% aller Inhaftierten geheilt oder gebessert in die Freiheit entlassen. Die allerwenigsten davon dürften erblich belastet sein, weil der erblichen Belastung meist Unheilbarkeit eigentümlich ist. „Da nun“, schreibt Mayer, S. 240, „ohnehin nur etwa 30—40% erblich belastet sind und die meisten von ihnen lebenslänglich im Asyl bleiben, wie viele kämen da noch für die staatliche Maßnahme in Betracht? Würden von den 150.000 Anstaltsinsassen Deutschlands im ganzen auch nur 5000 erbliche, zeugungsfähige Geisteskranke vor ihrer Entlassung zur Sterilisierung verurteilt werden können? Und selbst bei diesen Wenigen würde die verderbliche Keimentartung erst aus den Anfällen ihrer Kinder zu beweisen sein, also erst dann, wenn es zu spät ist, wenn die kranken Kinder schon da sind. Ob da auch nur 100 anormale Kinder im Jahr verhütet werden könnten?“

<sup>1)</sup> Diese Meinung vertritt auch Bonhoeffer, zitiert in der Bonner Zeitschr. f. Theol. u. Seelsorge, 1926, S. 46.

<sup>2)</sup> Die Zahlen sind sehr umstritten, siehe Mayer S. 5, Anmerkung 3 und S. 76, Anmerkung 3.

Nach Mayer, S. 262, hat „Clarke an Hand der Aufnahmen im Long-Grove-Asylum vom Jahre 1910 berechnet, daß von 324 Männern trotz gesetzlicher Sterilisation nur drei nicht geboren worden wären, denn alle anderen (321) geisteskranken Deszendenten wurden vor der Aufnahme des Elters in die Anstalt geboren. Zu ganz ähnlichem Resultat kam Daniel mit dem Krankenmaterial des Hanwell-Asylums von 1909/1910: hier wären von den 810 Patienten durch Sterilisierung nur 5 nicht geboren worden. Mott berechnete, daß das Unfruchtbarmachen von 529 Geistesgestörten nach dem ersten Ausbruch der Krankheit die Geburt von nur einem Zwölftel ihrer 590 früher oder später erkrankten Kinder, also nur etwa 50 solcher Geburten verhindert hätte.

Man mag diese Zahlen im einzelnen hinsichtlich ihrer Richtigkeit nicht als vollberechtigt gelten lassen, *soviel ergibt sich* aus diesen Zahlen doch, *daß der Erfolg staatlicher Sterilisationsgesetze bei Geisteskranken ein sehr geringer sein wird.* Daher äußern sich auch erfahrene Fachleute, wie z. B. Prof. Bonhöffer in Berlin und Gustav Aschaffenburg, Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik in Köln, sehr skeptisch hinsichtlich der praktischen Bedeutung der oben erwähnten Boetersschen Forderungen, siehe Mayer, S. 264.

Wenn man sich fragt, woher es denn dann kommt, daß trotz dieser vorausgesehenen Erfolglosigkeit doch viele berühmte Psychiater und Ärzte die Sterilisation dennoch „als eine notwendige Maßnahme der Zukunft“ ansehen und mit Aschaffenburg erwarten, „daß die Verhinderung der Fortpflanzung eines entarteten Stammes über kurz oder lang Allgemeingut aller Rechtsprechungen sein werde“, so ist das wohl nur so zu verstehen, daß es sich bei dieser Hoffnung hauptsächlich um jene Fälle handelt, wo nicht der prophylaktische, sondern der reine Heilzweck die Anwendung der Sterilisation rechtfertigt, um jene Fälle also, die oben unter II. 2. besprochen worden sind, oder es liegt bei diesen Ärzten und Psychiatern eben der Wille vor, die Sterilisation zur Anwendung zu bringen, unbekümmert um die sittliche Erlaubtheit und den für die Allgemeinheit zu erwartenden Nutzen; wozu wäre sie denn von der ärztlichen Wissenschaft entdeckt worden?

C. Auch wenn alle vorausbehandelten Bedenken nicht wären, so hätte doch *der Staat gegenwärtig noch kein Recht, prophylaktische Zwangssterilisation zur Anwendung zu bringen.* Denn unter den verschiedenen Maßnahmen gegen



Entartung des Staatsvolkes ist sie jedenfalls die einschneidendste und kann daher als sichernde Maßnahme *erst dann* zur Anwendung gebracht werden, *wenn die anderen* Erfolg versprechenden *Maßnahmen sich als nutzlos erwiesen* haben. Auch Mayer schreibt S. 56: „Zu einer anderen Zeit als im Notzustande wäre die künstliche Unfruchtbarmachung von Staats wegen wohl sicher als verwerflich zu betrachten, da sie einen ungerechtfertigten Eingriff in die persönliche Freiheit des Individuums bedeuten würde.“

Das Vorhandensein des Notstandes müßte aber von der Staatsgewalt einwandfrei erweisbar sein. Um einen solchen Beweis nur versuchen zu können, müßten aber alle anderen gegen die Degeneration zur Verfügung stehenden Mittel lange genug und mit der nötigen Entschiedenheit zur Verwendung gekommen sein. *Was hat nun der Staat an solchen Mitteln?* Nach dem Rassenhygieniker Lenz (zitiert bei Mayer, S. 86) muß er „durch sozialwirtschaftliche Gesetze den wirklich gesunden Erbinheiten zur Sammlung und Vermehrung verhelfen, so daß sie im Laufe der Generationen an die Stelle der kranken treten“, d. h. er muß eine solche Bevölkerungspolitik treiben, daß die Menschen mit guten Erbanlagen durch die vom Staate geduldeten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht in Versuchung kommen, auf die Fortpflanzung zu verzichten. Nur dann werden die Menschen mit entarteten Anlagen die Oberhand gewinnen, wenn die normale Bevölkerungszunahme der Gesunden gehindert und unterbunden wird. Denn unter normalen Verhältnissen werden die Gesunden und Lebentüchtigen immer den Minderwertigen, Schwachsinnigen, moralisch Unzurechnungsfähigen überlegen sein.

Der Staat muß daher durch seine Gesetzgebung und soziale Fürsorge alle Kinderwilligen unterstützen, daß sie unbehindert von übermäßigen Sorgen ihrer Nachkommenchaft sich freuen können. Er muß gegen die Propaganda zur Geburtenverhütung ernstlich Stellung nehmen. Er muß die Erzeugung und den Vertrieb empfängnisverhütender Mittel mit wirksamen Maßnahmen bekämpfen. Er muß gegen die stark geübte Schwangerschaftsunterbrechung wirksam einschreiten. Er muß durch geeignete Aufklärung vor der Eingehung der Ehe mit Degenerierten warnen. Er muß unter ständiger Bekämpfung der Prostitution und des Bordellwesens und durch entschiedenes Vorgehen gegen Schmutz- und Schundschriften auf die Hebung der öffentlichen Sittlichkeit hinarbeiten. Er muß

die Kirche in ihrer ganzen Wirksamkeit und besonders in ihren Bestrebungen um Hebung der Sittlichkeit kräftig unterstützen. Er muß der Erziehung der gefährdeten Jugend und überhaupt den Fürsorgemaßnahmen erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Er muß der Ausbreitung der Geisteskrankheiten entgegenarbeiten durch wirksamen Kampf gegen Alkoholmißbrauch und Geschlechtskrankheiten. Er muß, wenn nötig, Gesetze gegen Mißbrauch der Sterilisation erlassen. Er muß schließlich diejenigen, bei denen Geisteskrankheit auf Grund vererbter Erbanlagen festgestellt ist, zwangsweise verwahren, daß sie von der Fortpflanzung ausgeschlossen sind, sei es in geeigneten Anstalten, sei es in Familien, die hinsichtlich der Erreichung dieses Zieles hinreichend Gewähr bieten. Das wären nur so die wichtigsten Maßnahmen, die ein Staat dauernd und mit Nachdruck angewendet haben müßte, damit er sagen kann: Er habe jetzt alles getan, was möglich war. Wenn dann noch ein Überwuchern der Degenerierten nachweisbar wäre, *dann könnte der Staat von einem Notstande sprechen*, der die Anwendung der Sterilisation als letztes und wirksamstes Mittel zu rechtfertigen geeignet wäre, wenn sie nicht innerlich verwerflich wäre.

*Wo ist aber ein Staat, der so in Wahrheit von sich sagen könnte?* Wenn das aber von keinem zutrifft, so ist die *Erlassung von Gesetzen, die prophylaktische Sterilisierung vorschreiben, vom sittlichen Standpunkte aus auch von dem zu verurteilen, der solche Gesetze theoretisch als berechtigt ansieht*. Wenn man das bedenkt, so wird man es begreiflich finden, daß selbst Mayer von seinem so sterilisationsfreundlichen Standpunkte aus zum Schlusse kommen mußte: Praktisch ist die gesetzliche Regelung der Sterilisation Geisteskranker gegenwärtig sicher verfrüht, unzweckmäßig und undurchführbar und daher auch praktisch unerlaubt und sittlich verwerflich.

8. *Wenn also nicht Sterilisation, was dann gegen die dem öffentlichen Wohle von Seite des Verbrechertums und der Degeneration drohende Gefahr?* Denn etwas sollte doch geschehen! Mayer antwortet S. 101 mit Aschaffenburg, Lenz und anderen: *Asylierung und Unfruchtbarmachung*. Wir werden sagen müssen: *Nicht Unfruchtbarmachung, sondern Asylierung und die anderen schon vorausgenannten Mittel*. Manche dieser Maßnahmen wird eine große Wirkung tun schon einzeln für sich genommen, und alle zusammen haben sicher die Wirkung, daß die Gefahr der Überwucherung der Degenerierten beseitigt wird, ohne daß der Staat zu dem sittlich unerlaubten Mittel der pro-

phylaktischen Sterilisation zu greifen brauchte. Denn es ist doch von vornherein unglaublich, daß überall in dem Haushalt der Natur das Gleichgewicht gehalten wird, ohne daß Störungen eintreten, nur bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes wäre es so, daß trotz Einhaltung der natürlichen Sittenordnung die Degenerierten überwiegen sollten, wenn man sich nicht zur Anwendung eines sittlich unerlaubten Mittels entschließen wollte! Wer den Menschen für die Krone der Schöpfung ansieht und an die göttliche Vorsehung glaubt, wird sich schwer entschließen können zu einer solchen Annahme!

*Das wichtigste unter den von Gott der Staatsgewalt zugestandenen Mitteln gegen Überwucherung von Gewohnheitsverbrechertum und Geisteskrankheiten ist und bleibt aber jedenfalls die Zwangsverwahrung nicht als Strafe, sondern als sichernde Maßnahme.*

Das „Berliner Tageblatt“ bringt in seiner Nummer 509 vom 27. Oktober 1928 in der Beilage die Nachricht, daß in Neusüdwaies ein Habitual-Criminal-Akt besteht, das vorschreibt, *bei Gewohnheitsverbrechern* sei im Urteil nicht nur angemessene Strafe, sondern auch bei Vorhandensein der gesetzlichen Bedingungen die Erklärung zum Gewohnheitsverbrecher auszusprechen und damit sei ohneweiters Zwangsverwahrungshaft auf unbestimmte Zeit verbunden, eine Haft, die vom Gouverneur nicht etwa mit Rücksicht auf den Verbrecher, sondern nur mit Rücksicht auf die Allgemeinheit aufgehoben werden könne, wenn eine weitere Freiheitsentziehung zum Schutze der Gesellschaft nicht mehr nötig erscheint. Und es wird berichtet, daß nach siebenjähriger Dauer des Gesetzes die Zahl der Schwerverbrecher um 50% zurückgegangen sei, die Gefängnis-kosten nach einem Jahr schon von 88.000 auf 85.000 Pfund und die Polizeikosten pro Kopf der Bevölkerung von 5.11 auf 5.09 sh sich gemindert hätten. England habe in der Prevention of Crime Akt das nachgeahmt und habe eine Verbrechensverminderung um 5% erzielt. Wenn es auch augenblicklich nicht möglich ist, diese Angaben auf ihre Richtigkeit zu prüfen, so erscheinen sie nicht unglaubwürdig. Es leuchtet ein, daß es auch wirtschaftlich rentabler ist, Gewohnheitsverbrechern die Wiederholung von immer neuen Übeltaten unmöglich zu machen, als sie immer wieder auf kurze Zeit in die Freiheit zu entlassen, die sie doch nur zur Verübung neuer Verbrechen mißbrauchen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Deutschland und Österreich sind daran, im § 59 des neuen Strafgesetzentwurfes Sicherungsverwahrung als Mittel der Unschädlichmachung von Gewohnheitsverbrechern einzuführen.



Aber auch bei erblich belasteten Schwachsinnigen und Geisteskranken wird wohl das Hauptmittel, um degenerierte Nachkommenschaft zu vermeiden, Asylierung, Verwahrung, Absonderung, Segregation auf Lebenszeit oder doch wenigstens auf die Dauer der Zeugungsfähigkeit sein, verbunden so weit als möglich mit Heilbehandlung und Erziehung zu sozialer Arbeit. Wenn wirklich Sterilisation bei sexuellem Erethismus, Satyriasis, Nymphomanie, Epilepsie, erblichem Veitstanz und anderen Formen der Geisteskrankheit als Heilmittel sich erweisen sollte, so dürfte ja nach dem oben Gesagten zu ihrer Anwendung, weil rein zu Heilzwecken geübt, von Seite des Staates ein Druck ausgeübt werden. Sonst aber darf sie nicht angewendet werden, bloß zu dem Zwecke, um degenerierte Nachkommenschaft zu verhüten. Zur Erreichung dieses Zieles muß auch in Zukunft Zwangsverwahrung das Hauptmittel bleiben.

Nach Mayer, S. 95 ff. „ist das auch die immer wiederkehrende Forderung der berufensten und besten Autoren. G. von Hoffmann (Rassenhygiene 209 ff.) führt allein 39 Autoren an, die ausschließlich für Anstaltsverwahrung aus rassenhygienischen Gründen eintreten. Besonders Grotjahn sucht durch Entwicklung eines neuen Systems des Asylwesens nach Art der Bodelschwingschen Anstalten dem Übel von Grund aus zu steuern. Aschaffenburg, Dehnow, Lenz, Mönkemöller, Max von Gruber, Kelsy und andere verlangen die Zwangsasylierung aller zeugungsfähigen Anormalen. Auf katholischer Seite sind hier namentlich Muckermann, Schreiber, Stemmer, de Smet, Gerrard, Capellmann-Bergmann, auch Slater, O'Malley und O'Gorman zu nennen“ (Mayer zitiert in der Anmerkung bei den einzelnen Autoren auch die zugehörigen Stellen aus ihren Schriften). Auf S. 96 schreibt Mayer: „In Amerika ist man daran, von den operativen Gewaltmaßnahmen mehr und mehr abzurücken, ja davor zu warnen. Man hört dort heute weniger von künstlicher Unfruchtbarmachung als vor zwölf Jahren. Es werden in Amerika mit dem Sterilisierungsexperiment nicht die guten Erfahrungen gemacht, wie man bei uns häufig hat dartun wollen. Allerdings befassen sich viele soziologische und sozialetische Schriften amerikanischer Autoren mit dem Sterilisierungsproblem, aber nebenbei tritt die Tendenz zutage, mehr der Asylierung das Wort zu reden. In der Schrift von Cannon ‚Social work in Hospitals‘ wird die Unfruchtbarmachung gar nicht erwähnt, sondern die Asylierung als einziges Rettungsmittel für Schwachsinnige genannt.“

*Den Hauptgrund zugunsten der Zwangsasylieung, der schon oben angeführt wurde, daß man nämlich gerade die allergefährlichsten Individuen, trotzdem sie unfruchtbar gemacht worden sind, doch noch einsperren müßte, um nicht bloß die Nachwelt, sondern auch die Mitwelt vor ihren Angriffen zu schützen, erkennt auch Mayer ausdrücklich S. 98 an.*

*Was Mayer gegen die Zwangsasylieung sagt, ist von geringer Bedeutung. Er betont die Kosten,<sup>1)</sup> die so groß seien, daß kein Staat, besonders jetzt Deutschland nicht, sich dieselben leisten könne. Darauf ist mit Dirksen (zitiert bei Mayer, S.96, Anmerkung) zu sagen: „Die Nachkommenschaft eines schwachsinnigen Paares zu unterhalten, ist dreimal so teuer, als das Paar abzusondern.“ Wenn es auch nicht so wäre, was Mayer zu meinen scheint, so müßte man mit Bornträger (S. 95, Anmerkung 18) fragen: „Sollen wir im Interesse unserer Rasse auf der Höhe der Kultur aus Sparsamkeitsgründen grausam und niedrig gesinnt sein?“ Wenn die Organisation solcher Anstalten zweckmäßig ist, wird es wie in manchen Bodelschwingschen Anstalten oder wie in der Kretinenanstalt in Ursberg in Bayern gelingen, auf Grund der eigenen Produktion ohne nennenswerten Zuschuß den Betrieb aufrecht zu erhalten. Wenn es auch richtig wäre, daß man wenigstens in Irrenanstalten auf drei Kranke rund eine gesunde Arbeitskraft zu zählen habe, so könnte da wirklich nicht von einer Verschleuderung gesunder Arbeitskraft geredet werden, so wenig wie bei Aufstellung der Schutzpolizei. Denn die Förderung des öffentlichen Wohles, die dadurch erreicht wird, kann die Inanspruchnahme gesunder Arbeitskraft sicher rechtfertigen. Die Schwierigkeiten bei Durchführung des Verwahrungsgesetzes dürften kaum größere sein als die bei Durchführung eines Sterilisationsgesetzes. Und wenn bei gelegentlichen Besuchen oder bei der Arbeit da und dort trotz der Aufsicht eine Zeugung Abnormaler erfolgen sollte, so wird so etwas immer Ausnahmefall bleiben, der gegenüber der Regel nicht in die Waagschale fällt.*

## 9. Wir sind am Schlusse des II. Teiles.

---

<sup>1)</sup> Würde die gesetzliche Sterilisation dem Staate nichts kosten? Müßten da nicht in einem größeren Reiche eine Reihe neuer Beamtenstellen, insbesondere zahlreiche Kommissionen aus Ärzten, Psychiatern, Juristen, Biologen, Verwaltungsbeamten u. s. w. geschaffen werden? Wie viele Erhebungen und Akte werden zusammengeschrieben werden, bis nur ein einziger Sterilisationsfall, gegen den von Seite der Verwandten und Angehörigen Einspruch erhoben wurde, erledigt sein wird? Könnte man um dieses Geld nicht leicht eine Verwahrungsanstalt in die Lage versetzen, einen Pfegling mehr aufzunehmen?

Zusammenfassend können wir sagen: Wenn ein Staat mit Sterilisationsgesetzen sich befassen will, so sind nur Gesetze mit folgendem Inhalt sittlich einwandfrei: 1. Gesetze, durch welche der Gebrauch der Sterilisation aus privater Autorität rein zum Zwecke der Heilung erlaubt, der Mißbrauch zu prophylaktischen, eugenischen, sozialpolitischen oder sozialhygienischen Zwecken aber verboten wird. Gesetze gegen diesen Mißbrauch können in manchen Staaten dringend notwendig sein. 2. Vielleicht noch Gesetze, welche dem Staate das Recht geben, aus Gründen des öffentlichen Wohles Private, besonders geistig Kranke, zu verhalten, Sterilisation rein zu Heilzwecken an sich vollziehen zu lassen. Das jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Sterilisation wirklich als alleiniges Heilmittel in solchen Fällen erwiesen wird. Es wären aber dann sehr genau die Bedingungen festzulegen, die eingehalten werden müssen, um Mißbrauch zu verhüten. 3. Alle anderen Arten von Sterilisationsgesetzen mit prophylaktischen, eugenischen, sozialpolitischen oder sozialhygienischen, kriminalbiologischen oder sonstigen Zielen sind vom sittlichen Standpunkte aus abzulehnen.

Anmerkung: Was hier über sittliche Erlaubtheit und Unerlaubtheit von Sterilisation und Sterilisationsgesetzen zusammengestellt wurde, sind Forderungen des natürlichen Sittengesetzes, das Christen, Juden, Mohammedaner, Heiden, Konfessionslose und Atheisten in gleicher Weise bindet, dem alle Staaten ohne Ausnahme unterworfen sind, von dem es überhaupt eine Ausnahme nicht gibt. Es sind also nicht etwa nur Forderungen der katholischen Kirche, die sich auf positiv menschliche Anordnung gründen, etwa wie die Festordnung des Kirchenjahres oder das kirchliche Fastengebot. Freilich entsprechen diese Forderungen auch dem fünften Gebote Gottes, weil ja dieses nichts anderes ist, als eine kurze Formulierung jener im natürlichen Sittengesetz enthaltenen Bestimmungen, die sich auf Leib und Leben der Menschen beziehen. Da die Kirche Hüterin und Auslegerin des natürlichen Sittengesetzes ist, könnte sie freilich auch ihrerseits Dekrete herausgeben und Entscheidungen treffen in diesen Fragen, die auch im Gewissen binden und unter gewissen Voraussetzungen selbst unfehlbar sein könnten. Vorläufig sind aber derartige Erlässe noch nicht erflossen und es ist fraglich, ob sie in nächster Zeit erfließen werden. Vorläufig genügen die Gründe, die vorgebracht wurden, und die Übereinstimmung der Theologen, die zwar noch keine vollständige ist, aber immerhin bereits hinreichend erkennen läßt, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

(Schluß folgt.)



## **Zu P. Horvath's Buch „Eigentumsrecht nach dem heiligen Thomas“.**

Von *Jos. Biederlack S. J.*

### **I. Teil.**

1. In Nr. 3 vom 20. Oktober (Jhrg. 1929) der Wiener Wochenschrift „Schönere Zukunft“ hatte P. Dr Alexander Horvath Ord. Praed. die Ansicht ausgesprochen, es gehen die Meinungsverschiedenheiten über den Eigentumsrechtsbegriff und den Eigentumserwerb, welche in mehreren katholischen Zeitschriften vorgebracht wurden, auf die vor Jahrhunderten viel besprochenen Fragen über Wesenheit und Dasein (Essenz und Existenz), sowie auf den Unterschied zwischen „Thomismus“ und „Molinismus“ zurück; es lehnten sich die neuesten Ansichten mehr an den Thomismus, die hergebrachten aber an den Molinismus an. Als dann die Redaktion der „Schöneren Zukunft“ das baldige Erscheinen eines neuen Buches von P. Horvath ankündigte und auf dasselbe starke Hoffnungen zu bauen schien für die neuesten Ansichten, war die Vermutung nicht abzuweisen, P. Horvath werde in demselben die eben erwähnten Meinungsverschiedenheiten von einer weit höheren Warte aus zu betrachten und darzulegen suchen, als das bisher geschehen war, ja geradezu von der höchsten Warte, die sich denken läßt, der Wesenheit und den Eigenschaften Gottes. Es wurde aber auch gleich starker Zweifel geäußert, ob ein Besteigen dieser hohen Warte zu dem genannten Zwecke etwas nütze. Die Erwartung ist nun auch nicht eingetroffen; P. Horvaths Buch ist mittlerweile erschienen unter dem Titel: „Eigentumsrecht nach dem heiligen Thomas von Aquin“ (Graz 1929. Ulrich Mosers Verlag) und berührt S. 104—106 die philosophischen und theologischen Fragen von Essenz und Existenz, von Molinismus und Thomismus nur mit ganz wenigen Worten, die nicht über das hinausgehen, was er schon in dem Artikel der „Schöneren Zukunft“ gesagt hatte.

Bevor wir darauf eingehen, müssen wir auf einige Eigentümlichkeiten des Buches aufmerksam machen. Als erste ist wohl die zu erwähnen, daß der Verfasser in der Erklärung des heiligen Thomas ganz selbstständig vorgeht. Wie die früheren Ethiker und Theologen, denen es doch weder am guten Willen noch an der Fähigkeit fehlte, den heiligen Thomas richtig zu verstehen und zu erklären, ihn verstanden und erklärt haben, berücksichtigt

unser Verfasser nicht, er polemisiert nicht gegen sie, stützt sich aber auch nicht auf sie, tritt vielmehr mit seiner Auffassung und Erklärung ganz selbständig neben die Ausleger der vergangenen Jahrhunderte. So bleiben dem Leser die Auffassungen und Auslegungen der früheren Gelehrten gänzlich unbekannt. Im Vorwort sagt er allerdings, „daß er seine Erklärungen mit denen Cajetans, des besten Interpreten des heiligen Thomas, verglichen und sie mit diesen übereinstimmend gefunden habe, aber auch den Namen Cajetans findet man in dem Buche nur äußerst selten angegeben. Nun hätte man wohl meinen können, der Verfasser werde, da er mit der größten Selbständigkeit vorgeht, den Wortlaut der Texte aus den Werken des englischen Lehrers, auf die er sich stützt, anführen und wohl auch zum richtigen Verständnis der einzelnen Texte die anderen heranziehen, wenigstens die hauptsächlichsten Texte etwas exegesieren. Aber dem ist nicht so; nur sporadisch führt er einige Worte des heiligen Thomas an, im übrigen aber nur in Fußnoten die Fundorte der verschiedenen Stellen. — So wird dem Leser die Beurteilung, ob der Verfasser den Sinn des heiligen Thomas getroffen hat, sehr schwer gemacht; er müßte immer selbst aus den Werken des heiligen Thomas die betreffenden Stellen nachschlagen.

■ Als weitere Eigentümlichkeit des Buches wird man wohl die bezeichnen dürfen, daß der Verfasser es liebt, bei den metaphysischen Seiten der verschiedenen ethischen und juristischen Begriffe, mit denen er sich zu beschäftigen hat, zu verweilen. Man wird aber kaum sagen können, daß ein richtiges Erfassen dieser metaphysischen Seiten von besonderer Bedeutung für die juristische und moraltheologische Wissenschaft ist, die es doch nur mit der ethischen und rechtlichen Seite zu tun haben. Auch die Sprache ist durchaus philosophisch, was dem nicht philosophisch und nicht scholastisch gebildeten Leser das Buch wenigstens schwer verständlich macht.

Dann seien noch kurz die Hauptgedanken des Buches angegeben.

Nach Horvath soll der heilige Thomas ein „allgemeines, gemeinsames und gleichberechtigtes *Benützungsrecht*“ der die Erde bewohnenden Menschen an den äußeren Gütern und ein von diesem verschiedenes den einzelnen Menschen oder den Gruppen zukommendes „*Eigentumsrecht*“ gelehrt haben. Auf dem Unterschied zwischen diesem „allgemeinen, gemeinsamen und gleichberechtigten Benützungsrecht“ und dem „Eigentumsrecht“ ist das ganze

Werk aufgebaut. Das erstere, welches das Recht auf die Früchte der Erdengüter, auf die Verwertung der Kräfte, die in den Dingen liegen, und auch das „Bearbeitungsrecht“ in sich schließt, belastet jedes Privateigentum sowohl der Einzelmenschen wie der von ihnen gebildeten Gruppen. Dieses Benützungsrecht ist unmittelbar von der Natur, d. h. vom Schöpfer der Natur allen Menschen gegeben, das Eigentumsrecht muß aber erworben werden und wird erworben durch Arbeit oder Bearbeitung. Gegenstand des *Eigentums*rechtes ist alles das, aber auch nur das, dessen der Eigentümer bedarf, wobei indes der „Bedarf“ in weitem Sinne zu verstehen ist; der Überfluß hingegen gehört nicht zum Eigentum, fällt vielmehr, so möchte man sagen, aus demselben heraus und ist Gegenstand des allgemeinen Benützungsrechtes.

2. Leo XIII. und der heilige Thomas zum „allgemeinen Benützungsrecht“. Schon bevor wir auf die Eigenschaften dieses Rechtes näher eingehen, müssen wir sagen, daß dasselbe mit der Enzyklika *Rerum novarum* Leo XIII. sich nicht in Übereinstimmung bringen läßt. „Quod vero“, sagt Leo, „*terram Deus universo generi hominum utendam fruentam dederit, id quidem non potest ullo pacto privatis possessionibus obesse. Deus enim generi humano donavisse terram in commune dicitur, non quod ejus promiscuum apud omnes dominatum voluerit, sed quia partem nullam cuique assignavit possidendam, industriae hominum institutisque populorum permissa privatarum possessionum descriptione.*“ (Herdersche Ausgabe, S. 20.) Damit sagt also Leo XIII., Gott habe ein allgemeines Recht der Menschheit (promiscuum apud omnes dominatum) nur insofern gegeben, als er nicht den Einzelmenschen bestimmte Teile zugewiesen habe, sondern diese Teilung der Menschheit überlassen wollte. Diese Worte lassen sich unmöglich vom dominium directum, dem Rechte auf die Substanz der Güter allein verstehen, da der Papst im ersten Satze ausdrücklich vom Benützungsrechte und dessen Träger spricht und erklären will, in welchem Sinne die Gemeinsamkeit oder Allgemeinheit der Benützung zu verstehen sei. Er schließt sich in der Bestimmung dieses Trägers ganz an die allgemeine Lehre der christlichen Philosophie und Theologie an; Horvath aber widerspricht ihr.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> In „Schönere Zukunft“ Nr. 22 (9. März 1930) fragt P. Rohner O. P. auf die Bemerkung von P. Nell-Breuning in „Das Neue Reich“, die Lehre Horvaths stimme mit der Enzyklika *Rerum novarum* nicht überein: „Hat er (P. Horvath) in einem einzigen Punkte der Enzyklika widersprochen;



Aber er hat auch die Lehre des heiligen Thomas nicht verstanden; er irrt, wenn er seine Auffassung dem heiligen Thomas zuschreibt. Denn im 1. Artikel der Summa theolog. 2. 2. q. 66, auf den sich Horvath vor allem beruft — er sagt sogar, Thomas habe das allgemeine u. s. w. Benützungsrecht in diesem Artikel „energisch“ verteidigt —, lehrt Thomas ein solches gar nicht; er behauptet ganz im allgemeinen die Verfügungsgewalt auch der Menschen über die äußeren Dinge, spricht nicht von einer einzelnen Art, einem einzelnen Bestandteile dieser Vollmacht, nicht vom Gebrauchsrechte an sich allein, nicht vom Nutznießungsrechte, nicht vom Rechte auf die Substanz der Sache an sich allein. Er behauptet lediglich, das Recht der Menschen sei untergeordnet dem Rechte Gottes, das er ein *dominium principale* (ein Höchstrecht) nennt, weil es auf dem Erschaffensein der Dinge beruht und den Dingen wesentlich zukommt, während das der Menschen nur ein von Gott mitgeteiltes und vom Wesen der Güter unabhängiges Recht ist.

Das geht auch klar hervor aus den Schwierigkeiten, die er in gewohnter Weise sich macht, um durch ihre Lösung die Frage noch besser zu beantworten und die Sache besser zu klären. Die Schwierigkeiten bestehen darin, daß die Menschen keinen Titel für ihr Recht vorweisen können; Gott und nicht die Menschen haben die Dinge hervorgebracht und nur Gott der Schöpfer kann ihre Natur und natürlichen Eigenschaften ändern; so sei also kein Rechtstitel erweisbar, auf den hin die Menschen die Dinge beanspruchen, sie ihre Dinge (*res suas*) nennen. Diese Schwierigkeiten lassen sich nicht nur gegen das direkte, sondern ebensowohl gegen das indirekte Eigentumsrecht, d. h. gegen das Nutznießungsrecht ebensowohl wie gegen das Recht auf die Substanz der äußeren Dinge, auf jede Art und jeden Bestandteil der *possessio* vorbringen. Und die Antwort, die der heilige Thomas gibt, gilt in gleicher Weise bezüglich des Nutznießungsrechtes wie des Rechtes auf die Substanz der Dinge. Gott ist Höchsteigentümer aller Dinge, also ihrer Substanz, ihrer Früchte oder Erträge, ihrer Kräfte und deren Verwendbarkeit; Gott kommt, wie gesagt, das *dominium principale*, das Höchsteigentum zu, die Menschen können ein Recht nur haben auf Grund einer Mitteilung Gottes, ihr *dominium* ist ein *dominium participatum*. Es besteht nicht der geringste

hat er einen einzigen Gedanken oder Ausdruck der Enzyklika zu korrigieren gewagt?“ Darauf ist obige Antwort zu geben, daß ein Widerspruch zwischen der Enzyklika und Horvath wirklich besteht.

Grund für die Behauptung, der heilige Thomas handle in diesem Artikel vom Benützungsrechte im Sinne Horvaths und beweise das Vorhandensein eines allgemeinen, gemeinsamen und gleichberechtigten *Benützungsrechtes* aller Erdenbewohner.

In dem folgenden Artikel (II. II. q. 66 art. 2) beweist Thomas die Notwendigkeit eines Eigenrechtes der einzelnen Menschen und infolgedessen auch der von diesen gebildeten Gruppen. Die Gründe, die er für das Eigenrecht angibt, gelten nicht nur für das Recht auf die Substanz, sondern ebensowohl für das Nutznießungsrecht und jeden einzelnen Teil desselben. Daß unter den Menschen der Fleiß und die Betriebsamkeit, die, wie leicht zu erkennen ist, für jede äußere nicht nur, sondern auch für jede geistige, ästhetische und sittliche Hebung der Menschheit notwendig ist, daß weiterhin die Ordnung in der wirtschaftlichen Tätigkeit und damit auch Friede und Eintracht unter den Menschen — das sind die bekannten drei vom heiligen Thomas für den Eigenbesitz angeführten Gründe — nicht bestehen können bei der Gemeinsamkeit der äußeren Güter, gilt nicht nur für die Gemeinsamkeit des *dominium directum*, sondern ebensowohl für die Gemeinsamkeit des *dominium indirectum*, für ein „allgemeines, gemeinsames und gleichberechtigtes Benützungsrecht“. Horvath hat den Unterschied, den er zwischen dem ersten und zweiten Artikel behauptet, nicht aus ihnen heraussondern in sie hineingelesen. Der heilige Thomas kennt kein allgemeines Benützungsrecht im Sinne Horvaths, seine Lehre stimmt vielmehr ganz mit der Eigentumslehre der nachfolgenden Ethiker und Moralthologen überein, oder richtiger, diese letzteren haben den heiligen Thomas richtig verstanden, interpretiert und sind ihm hierin gefolgt, während Horvath mit seinem gemeinsamen Benützungsrechte auf weite Strecken dem verwerflichen Sozialismus entgegenkommt.

Da nun die ganze Schrift Horvaths auf dieser Unterscheidung aufgebaut ist, könnten wir von allem weiteren absehen; wenn der Grund eines Gebäudes nicht tragfähig ist, ist es auch mit dem Überbau nichts mehr, das gilt selbstverständlich auch von einem wissenschaftlichen Baue. Aber es wird doch gut sein, zur Bestätigung dessen, was ausdrücklich oder einschlufweise im obigen schon gesagt wurde, noch weiteres anzuführen.

3. *Das Recht Gottes und das menschliche Recht* auf die äußeren Güter. Wer die in den letzten Jahren namentlich in Zeitschriften geäußerten Meinungen über das Eigentums-

recht gelesen hat, wird bemerkt haben, daß sehr unklare, ja offenbar falsche Ansichten über das Verhältnis des Rechtes Gottes an den äußeren Gütern zu dem Rechte der Menschen an diesen Gütern herrschen. Auch bei Horvath finden sich Ausdrücke, die falsche Ansichten, wo sie schon vorhanden sind, stärken, und wo sie noch nicht vorhanden sind, veranlassen können. So sagt er (S. 15), der „Verschwender seines Überflusses“ mache sich einer „*Ungerechtigkeit*“ schuldig, die er dem Eigentümer *der Gesellschaft, Gott*, aber auch selbst der menschlichen Gesellschaft gegenüber“ begeht. Ein das Sittengesetz verletzender Gebrauch, also jeder Mißbrauch, eines äußeren Gutes sei (so S. 86) „ein *Unrecht gegen Gott*, eine ungerechte Entnahme aus den Naturgütern, eine direkte *Entwendung* derselben“. Die Verwendung eines rechtmäßig erworbenen Gutes für unsittliche Zwecke stellt „keinen Diebstahl einzelnen Personen gegenüber dar, weil keine Verletzung der Tauschgerechtigkeit vorliegt, wohl aber ist sie ein *Diebstahl vor Gott* und vor der *justitia legalis* und *distributiva*, die es gebieterisch verlangen, daß die Verwaltung der Güter nach den Normen der Naturgerechtigkeit geschehe“ (S. 89). Und weiter S. 93: „Jede Beschlagnahme der irdischen Güter für unsittliche Zwecke ist aber eine *Entziehung derselben* aus dem *dominium*, dem *Verfügungsrecht Gottes* und der Menschheit, also eine Ungerechtigkeit und ein Diebstahl.“ S. 109 Anmerkung wird Gott dem menschlichen Eigentümer gegenüber „Pachtgeber“ genannt. S. 105: „Das Benützungsrecht ist ohne Zweifel eine Frage, die man nur in ihren Beziehungen zu Gott, zum Eigentümer der Dinge lösen kann.“ Was ist von diesen und ähnlichen Ausdrücken zu sagen? Vorerst wohl, daß sie so, wie sie vorgebracht werden, beim heiligen Thomas sich nicht finden, sodann daß sie zur Klarstellung des Eigentumsrechtsbegriffes nicht nur nichts beitragen, sondern die Leser, die zu klaren Anschauungen noch nicht vorgedrungen sind, noch mehr verwirren. Wie sie vorliegen, sind die Ausdrücke ganz unphilosophisch und untheologisch. Das Recht oder sagen wir lieber die Verfügungsvollmacht Gottes über die äußeren Güter ist über die Verfügungsvollmacht eines Menschen über das gleiche Ding weiter erhaben als der Himmel über die Erde. Ausdrücke wie „Diebstahl vor Gott“, „Entziehung der Güter aus dem *dominium*, dem Verfügungsrecht Gottes“ und ähnliches enthalten, wie sie vorliegen, keinerlei gesunden Sinn. Gottes Verfügungsvollmacht beruht auf dem Wesen der Sachen als geschaffener Dinge, auf ihrer Geschöpflichkeit.



Diese behalten sie bei, sie mögen sittlich gut oder sittlich schlecht verwendet werden. Das Recht Gottes auf eine Sache bleibt unangetastet, auch wenn sie in den Händen eines Diebes sich befindet, weil sie auch hier ein geschaffenes Ding bleibt, ihre Geschöpflichkeit behält. Der Mensch, welcher sein Eigentum mißbraucht zu unsittlichen oder auch ungerechten Zwecken, handelt gegen den Willen Gottes, aber die mißbrauchte Sache bleibt im Eigentum Gottes ganz wie vorher und nachher und während des Mißbrauches selbst. Wie ein Mensch die Rechte Gottes nicht vermehren kann, so kann er sie auch nicht vermindern. Darum ist es, wenn man sich so ausdrückt, als ob das Eigentumsrecht eines Menschen herrühre von einer Abtretung oder einer Verzichtleistung Gottes auch nur auf das geringste Partikelchen seiner Vollmacht über sie, gänzlich verfehlt. Die Verfügungsvollmacht, das Recht eines Menschen stammt von Gott, es beruht auf einer Mitteilung Gottes, aber nicht auf einer solchen, wie sie unter Menschen sich vollzieht, auf einer Abtretung oder Verzichtleistung. Wie die Erschaffung der Welt nicht in einer Abtrennung derselben vom Wesen Gottes besteht, so beruht auch das Recht der Menschen nicht auf einer Abtrennung desselben vom Rechte Gottes. Im Ernste Gott als Pachtgeber, die Eigentümer als Pachtnehmer anzusehen, ist ein Grundirrtum. In Wirklichkeit ist der Mensch mit Rücksicht auf Gott weder Eigentümer noch auch nur Pachtnehmer. Denn dieser letztere hat ein von seinem Pachtgeber unabhängiges Verfügungsrecht über die rechtmäßig bezogenen Früchte seines Pachtgutes, die Früchte gehen in sein Eigentum über und er hat über die Verwendung der Früchte dem Pachtgeber keine Rechenschaft abzulegen. Der Mensch hat aber über nichts, was er sein Eigentum nennt, weder über die Substanz noch über die Erträgnisse, derselben eine von Gott unabhängige Verfügungsgewalt und kann sie nicht haben. Den Reformisten gegenüber war es notwendig, gerade dieses hervorzuheben. Gott gegenüber ist der Mensch nicht nur nicht Eigentümer, er ist auch nicht Pächter, nicht Nutznießer, nicht Besitzer.

Obwohl also Gott der Herr und Gebieter aller äußeren Güter ist und ihm das Höchsteigentumsrecht (*principale dominium*) über dieselben zukommt, so haben doch auch die Menschen Rechte über sie, weil Gott die Menschen so erschaffen hat, daß sie dieser äußeren Güter bedürfen, solange sie auf dieser Erde leben; daher haben die Menschen Rechte, und zwar natürliche Rechte (*naturale dominium*) über dieselben äußeren Dinge, über welche Gott

das dominium principale, das Höchsteigentums-, Höchstnutznießungs- u. s. w. recht hat. Da nun die Verhältnisse der Menschen nicht etwa nur ein Nutznießungsrecht, sondern auch das Recht auf die nutzbringende Sache selbst erforderlich machen, so bezieht sich das den Menschen zustehende Verwendungsrecht an den Dingen auf die Dinge selbst, auf ihre Substanz und nicht nur auf ihre Nutznießung. Der usus oder das jus usus, von dem Thomas in diesem Artikel handelt, ist nicht dem dominium directum, dem Rechte auf die nutzbringende Sache, sondern dem obersten oder Höchstrechte Gottes gegenübergestellt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß Schilling recht hat, wenn er sagt, Horvaths Buch vermehre noch die schon bestehende Begriffsverwirrung über das Eigentumsrecht.

4. Das „gemeinsame Benützungsrecht“ nach P. Horvath. Oben schon sagten wir, daß die Enzyklika Rerum novarum, ganz wie die traditionelle christliche Eigentumslehre ein solches Recht ausschließe. Es wird aber nicht unnütz sein, den Charakter und die Eigenschaften desselben, wie Horvath sie beschreibt, wenigstens kurz und womöglich mit dessen eigenen Worten darzulegen. Drei Fragen sind zu beantworten, die nach dem Gegenstande (Objekt), den Eigenschaften und dem Träger oder Subjekt dieses Rechtes. Gegenstand desselben sind alle und jede Erdengüter, denn alle sind vernunftlos und den Menschen zur Benützung übergeben. Das leitet Thomas an der schon oben zitierten Stelle aus der Natur dieser äußeren Dinge und der des Menschen ab. Das ist auch ausgedrückt in den Worten der heiligen Schrift (Gen I 28 ss.; IX. 1 ss.): „Erfüllet die Erde und unterwerfet sie euch“ u. s. w. Was dann den Charakter oder die Eigenschaften dieses Rechtes angeht, so sagt Horvath, es sei ein „wahres“ Recht, ein „strenges“ Recht, dessen Forderungen der Rechtsträger auch erzwingen kann (S. 17 und S. 147—162). Die Tugend, welche die Menschen zur Beobachtung desselben anregt, nennt er justitia legalis, die von ihm auch justitia naturalis, Naturgerechtigkeit, Legalgerechtigkeit genannt wird; sie verlangt die Leistung des debitum legale (justum legale, S. 26). Sie unterscheidet sich natürlich wesentlich von der Liebe (Nächstenliebe), wenn auch das, wozu sie verpflichtet, aus dem Beweggrunde der Liebe geleistet werden könne. Sie ist nicht zu verwechseln mit der *positiven* justitia legalis, deren Gegenstand das bonum commune eines einzelnen Staates ist, während die justitia legalis naturalis ihren natürlichen Ruhepunkt und ihre

spezifische Vollkommenheit im Wollen des bonum commune humanum findet.

Das Benützungsrecht ist, wie schon gesagt wurde, nach Horvath sehr umfassend; es enthält das Recht auf den Früchtegenuß, auf die Verwendung der Sache zu einer Dienstleistung, und was besonders zu bemerken ist, auch das Recht auf die Bearbeitung, die notwendig oder nützlich ist, um die Sache verwendbar für menschliche Zwecke zu machen oder ihre Verwendbarkeit zu erhöhen. „Unter dem jus utendi muß auch das Bearbeitungsrecht subsumiert, wenn mit ihm nicht geradezu identifiziert werden“ (S. 60).

Hieraus ergibt sich die übergroße Wichtigkeit der Frage nach dem Träger oder dem Subjekte dieses Benützungsrechtes. Darüber lesen wir S. 17: „Die justitia legalis unterscheidet sich nun von den übrigen Arten der Gerechtigkeit darin, daß ihr Leistungssubjekt die Einzelperson oder ein anderes Element der Gesellschaft (Familie, Konsortium) u. s. w., das *Forderungssubjekt* aber die *Sozietät* ist. Die Einzel- oder Kollektivpersonen sind daher mit der Gesellschaft durch wahre und strenge Rechtspflichten verbunden, die aber unter Umständen auch durch andere Tugendwerke, die man den Gliedern der Sozietät leistet (sic), erfüllt werden können. Die einzelnen Gesellschaftselemente sind nämlich bloß *unbestimmte* Forderungssubjekte des justum legale, d. h. sie haben als Glieder *des bestimmten Rechtssubjektes*, der *Gesellschaft*, das Recht an allen Wohltaten und Vorteilen des gesellschaftlichen Lebens teilzunehmen.“ Mit diesen Worten, die klar die Gesellschaft als den unmittelbaren Träger des Benützungsrechtes angeben, stimmt überein, was H. im unmittelbar vorhergehenden Absatz (S. 17) gesagt hatte, daß „die *Gesellschaft* an die Eigentümer herantritt und von ihnen die Abgabe des Überflusses oder dessen freiwillige Verwendung zu sozialen Zwecken verlangt“, wo sie dann „spricht zu ihnen als ein Rechtssubjekt zu einem andern Rechtssubjekt“ und an dieses dann „strenge Forderungen stellt, die im Falle der Verweigerung auch erzwingbar sind“. Damit stimmt ferner überein, daß dieses Benützungsrecht mehrfach ein „allgemeines, *gemeinsames*, gleichberechtigtes Recht“ genannt wird, sowie nicht minder, daß die „Gesellschaft“ als jenes Subjekt hingestellt wird, welche den heutigen verfahrenen wirtschaftlichen Verhältnissen, dem „Kapitalismus“ oder Überkapitalismus, ein Ende machen muß, auch unter Anwendung von Zwangsmitteln (S. 148 ff.).



Damit weiß ich aber nicht in Übereinstimmung zu bringen, was man S. 63 liest: „*Die Trägerin dieses Rechtes ist also nie die Gesellschaft*, sondern die einzelne menschliche Person. Die Rechte der letzteren gehen denen der Gesellschaft voran und können nicht aus dieser abgeleitet werden. Zu jenen unveräußerlichen und unantastbaren Rechten, *die das Individuum in die Gesellschaft mit sich bringt*, gehört auch das jus utendi rebus exterioribus. Deshalb ist es eine Pflicht der Gesellschaft, dasselbe zu wahren und seine Ausübung jedem Einzelnen, je nach den Forderungen der justitia distributiva zu ermöglichen.“ Ist nicht darin ein Widerspruch enthalten: „Die Gesellschaft ist *nie* Trägerin des Benützungsrechtes“ und „Die Gesellschaft ist das *bestimmte* Rechtssubjekt des Benützungsrechtes, die Einzelnen nur unbestimmte Rechtsträger, weil sie an den Vorteilen und Wohltaten des bestimmten Rechtsträgers teilnehmen“? Man mag nun das S. 17 oder das S. 63 gesagte vorziehen, keines von beiden ist haltbar. Beides widerspricht vorerst der Enzyklika Rerum novarum, gemäß welcher allerdings die Erde für den Unterhalt aller Menschen bestimmt ist, die Gemeinsamkeit aber sich darauf beschränkt, daß jeder aus ihnen sich jedes freie Gut, das in Niemandes Eigentum steht, für sich als sein Eigentum nehmen kann. Wäre dann ferner ein solches Verhältnis, gemäß dem das Gut jedes einzelnen Eigentümers mit dem Benützungsrechte aller anderen und jedes einzelnen aus ihnen belastet wäre, das ihm rechtlichen Anspruch auf den Überfluß des Eigentümers verleihe, nicht notwendig Veranlassung zu beständigem Unfrieden und Streite? Und was wäre mit dem Frieden unter den Völkern, wenn das eine ein Recht hätte auf den Überfluß des anderen, sei es an einzelner Art von Gütern oder an allen zusammen? Das Naturgesetz kann nicht solche Verhältnisse wollen, welche die Ruhe und den Frieden unter den einzelnen Menschen und zwischen den einzelnen Nationen oder Staaten notwendig und aufs schwerste beeinträchtigen.

5. *Das Eigentumsrecht nach P. H.* Gegenüber dem Benützungsrecht, sagt H. Seite 108 f. über das Eigentumsrecht: „Bei den Eigentümern ist hingegen das Ding gleichsam an ihn gekettet, wird von ihm derart angeeignet, daß es einen Teil seiner Persönlichkeit bildet, mit dem er ebenso nach Willkür schalten und walten kann wie mit den Gliedern seines Leibes und den Kräften seiner Seele. Wie nun die letzteren ein unantastbares

Eigentum jeder menschlichen Person bilden, so müssen auch die äußeren Dinge, damit sie die gleiche Unantastbarkeit genießen und dem Menschen als Eigentum angehören können, ihm angegliedert werden, sein Ich derart innig berühren, daß er über sie ohne Verletzung fremder Interessen verfügen und dieselben mit Ausschluß fremder Ichs vollständig verwalten könne. Dies scheint uns die lateinische Bezeichnung des Eigentums nahezulegen. *Proprium* bedeutet in der Ontologie einen Seinsgehalt, der mit einem dauernden Band an die Wesenheit gebunden ist, einen notwendigen Teil, die natürliche Ausstattung desselben bildet, für ihre physische suppositale Erscheinung aber eine durchaus wesentliche Forderung ist. Mit dieser Seinsweise müssen wir das Eigentum (*proprium*, *proprietas*) vergleichen . . . Eigentum bedeutet demnach einen realen Erwerb, einen Zuwachs des eigenen Ich, eine Bereicherung der physischen Persönlichkeit durch äußere Güter“. Gegen diese Darlegung wird weder ein Philosoph noch ein Theologe etwas einzuwenden haben. Man wird das Eigentum und die lateinische Bezeichnung selten so gut und so sachgemäß dargestellt finden, wie es hier von Horvath geschieht. Indes wird jeder darüber staunen, daß Horvath nicht die doch so naheliegende Folgerung aus seinen Worten gezogen hat. Das Eigentum bildet nach ihm „einen Teil der Persönlichkeit“ des Eigentümers, so daß er „mit ihm nach Willkür schalten und walten kann“. So drücken sich nämlich auch die Moralthologen aus; *pro arbitrio suo* (nach eigenem Gutdünken, nach Belieben, nach „Willkür“) sagen sie, könne der Eigentümer über seine Sache verfügen, und im täglichen Verkehr spricht jeder von dem, was er als sein Eigentum ansieht, als von *seiner* Sache (*res sua*). Das Eigentum wird nach Horvath seinem Träger „angegliedert“, berührt ihn derart innig, daß er „mit Ausschluß fremder Ichs“ frei darüber verfügen könne. Die selbstverständliche Folgerung, die Horvath aber nicht zieht, ist dann: Wie meine Hände, meine Füße u. s. w., mein Verstand, Gedächtnis u. s. w., auch wenn ich sie zu sittenwidrigen Zwecken gebrauche, sie also mißbrauche, nicht aufhören, meine Hände, meine Füße u. s. w. zu sein, sondern während und nach der sittenwidrigen Handlung immer meine Hände u. s. w. bleiben, so hört auch mein äußeres Eigentum nicht auf, meine Sache zu sein, wenn ich sie zu sittenwidrigen Zwecken verwende. Mit dem stimmt gar nicht überein, daß bei sittenwidriger Verwendung des äußeren Gutes das Eigentumsrecht nicht mehr bestehe, daß wohl die Hand eines Diebes vor wie

während und nach dem Diebstahl seine Hand bleibe, das Ding aber, das er zur Ausführung gebraucht, aufhört, *sein* Instrument zu sein, und dem „allgemeinen Benützungsrecht“ anheimfalle. Um so merkwürdiger ist es, daß Horvath diese Folgerung aus seiner Eigentumsdefinition nicht gezogen hat, als der Parallelismus der inneren und äußeren Güter, deren der Mensch zur Erfüllung seiner irdischen Aufgabe bedarf, nicht neu ist. Wickleff und seine Anhänger behaupteten, dem Könige und Fürsten, der sich im Zustande einer schweren Sünde befinde, sei damit auch seine Herrscher- und Regierungsgewalt entzogen. Diesem Irrtum tritt Franz von Victoria,<sup>1)</sup> auf den sich auch Bannez beruft, mit der Behauptung entgegen, folgerichtig müsse einem solchen Sünder auch die Verfügungsgewalt über seine persönlichen Güter, seine Geistes- und Körperkräfte verloren gehen. Dasselbe läßt sich über das Eigentum sagen. Wenn eine sittenwidrige Verwendung eines äußeren Gutes das Recht auf dasselbe aufhebe, müßte das gleiche von den persönlichen, seelischen und leiblichen Gütern gelten. Meine Hand, mein Fuß u. s. w. sind meine Hand, mein Fuß, auch im Augenblicke, wo ich mich ihrer bediene, um einen Diebstahl zu vollführen. Und das alkoholische Getränk, das sich der Trunkenbold mit seinem Gelde gekauft hat, um seiner Unmäßigkeit zu fröhnen, wo doch sein Gewissen und vielleicht auch seine Umgebung ihm oft genug Vorwürfe hierüber gemacht haben, ist sein Getränk, so wie die Hand, mit der er es zum Munde führt, seine Hand ist, obschon er die eine wie das andere zur Sünde mißbraucht. So fehlt es bei Horvath an konsequentem Denken; und Schilling hat recht, wenn er sagt, Konsequenz sei nicht die starke Seite des Verfassers.

## Kirche und Proletariat.

Von P. Zyrill Fischer O. F. M., Wien.

### II.

Im ersten Teil<sup>2)</sup> dieses Artikels wurde besonders gezeigt, wie die Freidenker und Sozialisten die verschiede-

<sup>1)</sup> Si propter offensam Dei homo perderet dominium civile, eadem ratione perderet etiam dominium naturale. Falsitas autem consequentis probatur, quia non perdit dominium supra proprios actus et super propria membra; habet enim peccator jus defendendi propriam vitam. (De ideis noviter inventis. Relectio prior n. 5). An Franz de Victoria schließt sich der als Antimolinist bekannte Ordensgenosse Horvaths, P. Dominicus Bannez, an (Commentaria in 2. 2. S. Thomae. De dominio, Praeamb. qu. 1 conc. ultima).

<sup>2)</sup> Siehe 2. Heft 1. J., S. 259 ff.



nen Feste und Feierlichkeiten der Kirche nachzuahmen suchen, wie sie sich bemühen, dieselben kirchlichen Kult-handlungen, die sie scheinbar nie genug lächerlich machen können, mit umgekehrten Vorzeichen zu „ihren“ Ver-anstaltungen zu machen. Es soll nun noch einiges ergänzt werden, weil es uns wichtige Fingerzeige für die positive Überwindung religionsfeindlicher Arbeit gibt.

Vor allem imponiert den Kirchen- und Glaubens-feinden die Größe und Geschlossenheit der kirchlichen Organisation. Die Freidenker suchen sie durch ihre „Inter-nationale proletarischer Freidenker“ irgendwie nachzu-machen. Sie gehen neuestens sogar so weit, ihre Organi-sation zu einer Art „Kirche“ aufzuwerten, verlangen (in Deutschland) für sie so ziemlich die gleichen Rechte wie sie die Kirche hat oder erstrebt. Diese Tatsache zeigt uns „agitatorische Möglichkeiten“ in Predigt und Versamm-lung. Wie selten wird doch dem katholischen Volke die Größe und Schönheit der Kirche zum Bewußtsein gebracht. Ihr Internationalismus ist beispielgebend und anregend für alle anderen Internationalen. Ohne ein Wort über diese anderen zu verlieren, können wir in Predigt und Vortrag von der Internationale der katholischen Kirche sprechen, die bei den meisten Völkern der Erde schon Fuß gefaßt hat, die über alle Völkersprachen und Dialekte hinweg eine Amtssprache, eine wirkliche „Weltsprache“ hat. Und dann dieselbe Lehre, dieselben Sakramente, dieselbe Li-turgie. Es ist schon so oft wiederholt worden, daß es bereits unwirksam geworden ist, und doch müssen wir diese Gedanken im Volk wieder lebendig machen. Wenn andere sich vor kindischer Freude nicht zu helfen wissen, weil sie alljährlich einen einzigen „Weltfeiertag“, den 1. Mai haben, und nicht genug Aufhebens davon machen können, wenn sie ihn durch strengste Arbeitsruhe „ge-heiligt“ wissen wollen, so darf dem katholischen Volke bewußt gemacht werden, daß es mit diesem Weltfeiertag denn doch recht armselig bestellt ist. Erstens wird er nicht einmal in allen Ländern Europas gehalten, viel weniger außerhalb derselben, zweitens aber kann sich dieser „Welt-feiertag“ nicht im mindesten messen mit dem allwöchent-lichen Weltfeiertag der Christenheit, mit dem Sonntag, noch auch mit den anderen kirchlichen Festtagen. Hier sind Hunderte von Millionen Menschen wirklich beeinflußt, das ganze private und öffentliche Leben muß mit diesen Tagen rechnen.

Neben den kirchlichen Festen und Feierlichkeiten soll auch den Segenandachten, die einst so besucht waren,

größeres Augenmerk zugewendet werden. Vielleicht könnten uns unsere religiösen Schriftsteller *neue* Andachten zusammenstellen, und zwar aus den fast ungehobenen Schätzen kirchlicher Vergangenheit. Wie wenig sind doch die Kirchenväter und die Mystiker nach dieser Richtung hin ausgewertet. Und doch könnten wir dort oft eine viel bekömmlichere und gesündere Kost bekommen als bei so manchem französisch-süßlichen Andachtsbüchlein, das große Mode ist.

Hochwichtig ist auch die würdige Spendung der heiligen Sakramente, die erhebende Feier der heiligen Messe. Hier hat die liturgische Bewegung ihre großen Aufgaben. Daß den kirchlichen Prozessionen Beachtung geschenkt werden muß, wurde schon angedeutet. Ein würdiger Verlauf solch kirchlicher Umgänge ist von größtem Eindruck auf das Volk. Die Freidenker suchen gerade deshalb ihre Mitglieder zu veranlassen, diesen Umgängen fernzubleiben. Erst auf dem letzten Bundestag der österreichischen Freidenker hat Genosse Carraro in seinem Referat „Von der Breite in die Tiefe“ (vgl. „Freidenker“, Mainummer 1930, S. 78) beim Punkte „Freidenkerapostolat“ darauf verwiesen, die Freidenker müßten in Zukunft „mit größerem Erfolg als bisher versuchen, den klerikalen Schutt langsam aus dem Freidenkerleben hinauszubringen. Es scheint, daß das Spalierstehen bei kirchlichen Aufzügen, bei Weihen und Hochzeiten unausrottbar sei. Ja, ist denn die Schaulust stärker als die innere Überzeugung? Wir müssen uns diese Frage vorlegen, da man mitunter ja auch Gelegenheit hat, bei solchen klerikalen Veranstaltungen Freidenker zu sehen. Um der bloßen Neugierde zu fröhnen, wird man doch wohl nicht Spalier stehen, wenn ein hochwürdiger Weihwedel (!) durch die Lüfte geschwenkt wird“.

Nicht oft genug kann betont werden, daß die *Begräbnisse* recht würdig gehalten werden sollen. Das eifrige Bemühen der Freidenker, recht schöne Kremationsfeierlichkeiten (unter Umständen sogar mit Heranziehung altkatholischer Geistlicher) zu veranstalten, die vielen und ausführlichen Hinweise in der Freidenkerliteratur auf würdige Begräbnisse von Freidenkern verdienen unserseits besonders dann Beachtung, wenn (wie in den Städten) Gefahr besteht, daß durch die oft wiederholte Einsegnung die Zeremonie „handwerksmäßig“ ausfällt. Für die Angehörigen ist das Begräbnis natürlich ein erschütternder Vorgang. Drum sind sie hier besonders empfindlich gegen Taktlosigkeiten und geschäftsmäßiges Vornehmen der Handlung. Es verfängt natürlich auch gar nicht, wenn

dann auf Beschwerden geantwortet wird, daß eben mancher Priester tagtäglich so und so viele Leichen einsegnen müsse. Da bei Begräbnis und Eheschließung viele Menschen oft nach Jahren wieder einmal mit Kirche und Priester in Berührung kommen, so empfangen sie davon meist viel stärkere Eindrücke, beobachten auch viel schärfer. Auf welche Kleinigkeiten da zu achten ist, erhellt aus einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung, die ich vor einigen Monaten auf der Bahn hatte. Da hat sich ein kirchenferner Liberaler (die „Freie Presse“ war sein Blatt) ganz *besonders darüber entrüstet*, daß bei einem Begräbnis, dem er beiwohnte, nach dem „Libera“ in der Kirche allsogleich, ehe noch die Trauergäste das Gotteshaus verlassen hatten, die Lichter abgedreht wurden. „Die drei Minuten hätte man doch warten können — aus Takt und Anstand und Rücksicht auf die Trauergäste. Wurde ja alles bezahlt. Ich gehe seither erst recht nicht mehr in eine Kirche!“

Daß außerhalb der Kirche gar manche Gelegenheit ist, positiv gegen die Angriffe der Kirchenfeinde zu arbeiten, sollten wir viel mehr beachten. Hier kommt vor allem der *Schule* eine große Bedeutung zu. Wie unendlich wichtig ist es doch, daß die Kinder richtige Begriffe über Religion, Kirche, Glaube u. s. w. bekommen. Weitaus der größte Teil der Einwände gegen die Kirche und Religion erklärt sich aus falschen Begriffen und Vorstellungen über religiöse Wahrheiten. Besonders muß darauf geachtet werden, den *chiliastischen* Messiasbegriff der Sozialisten, der ja aus dem Judentum kommt (Juden sind ja meist die Führer der Sozialisten!) als irrtümlich hinzustellen. Religion ist keine Versicherung gegen Unglück, Arbeitslosigkeit, sie ist auch nicht Bändigerin der Menschen-„Bestien“, nicht Schützerin der Geldkassen, als was sie gewöhnlich von den Besitzenden (die meist selbst nichts glauben) betrachtet wird. Wohl aber kann die ganz große Wichtigkeit der zehn Gebote für das gesamte Volks- und Staatsleben aufgezeigt werden, dies um so mehr, als jetzt die Sintflut der Gesetze zeigt, daß sie keinen Einfluß haben, wenn das Volk nicht mehr glaubt und nur mehr das elfte Gebot (sich nicht erwischen lassen!) beobachtet. Die Macht des Staates vom Volke aus (du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von *unten* gegeben wäre) zerfließt sehr bald in nichts, wenn die Sanktion der Gesetze von oben versagt. Das Volksgnadentum ist eine sehr löcherige Zisterne. Hier bieten sich reiche Möglichkeiten zu zeigen, daß wir nicht mit parlamentarischen Gesetzes-



fabriken allein auskommen, sondern nur mit Gewissen und Verantwortung.

Neben der Vermittlung klarer Begriffe über Religion und verschiedene Dogmen darf auch die Schilderung der Großtaten der Kirche und Religion für die kulturelle und geistige Entwicklung der Menschheit nicht unterschätzt werden. Wenn bei den Freidenkern die schlechten Päpste immer wieder herhalten müssen, wenn sie die Inquisition ausschlachten, warum soll man die kulturellen Großtaten mit ein paar Redensarten abtun! Hier Vortragszyklen (mit Lichtbildern) zu veranstalten, möchte sich sehr empfehlen. Es sind nun einmal unsterbliche Verdienste der katholischen Kirche, daß die Sklaverei abgeschafft wurde, daß die Frau gleichberechtigt ist, daß Universitäten und Schulwesen von der Kirche durch Jahrhunderte hindurch gefördert wurden, daß weite Gebiete durch sie besiedelt und zu Kulturland gewandelt wurden. Hier nicht bloß mit ein paar Allgemeinheiten arbeiten, sondern mit anschaulichen Details (womöglich lokaler Natur), das ist sehr wichtig. Gerade bei der Enteignungsfrage, die jetzt wieder viel erörtert wird, soll man diese Möglichkeiten kulturgeschichtlicher Natur viel mehr ausnützen. Es werden solche Schlagworte dann wesentlich an Eindruck verlieren, wenn die Bevölkerung erfährt, wie die „reichen Klöster“ entstanden sind, wie sie gewirkt haben. Im übrigen wird man bei diesem Thema gut tun, die „Enteigner“ und ihren Besitz unter die Lupe zu nehmen. Es hat einer mit Recht gesagt: Wenn gar so viel die Rede von der „toten Hand“ ist, dann sind gewöhnlich sehr „lebendige Hände“ daran, das Volk zu berauben! Man rede in solchen Fällen auch von den Besitztümern der Proletarierführer. Daß die Enteignung den „armen Teufeln“ *nicht* zugute kommt, das läßt sich nicht bloß mit Tatsachen aus der französischen Revolution und den Klosteraufhebungen durch die Herrscher beweisen, das kann und soll man vor allem auch durch Tatsachen aus der Gegenwart belegen (ich denke nur an die famosen Enteignungen in der Tschechoslowakei, wo die Armen gänzlich durchgefallen sind).

Um die religiöse Proletarisierung einzudämmen, dazu mag auch dienen, daß man auf die Notwendigkeiten der heutigen Zeit Rücksicht nimmt. Auch da handelt es sich wieder um Selbstverständlichkeiten, die schon oft gesagt, aber noch viel zu wenig in Angriff genommen sind. Ich denke da an die Bahnhofsmessen an Sonn- und Feiertagen, sodann an die systematische Versorgung viel besuchter

Berge (Hütten) mit Messelesern (Verzeichnisse von Meßstationen, Zeitangaben, wann die Messe stattfindet, müßten an den Bahnhöfen zu haben sein, Plakate müßten alle Reisenden darauf aufmerksam machen). Auch die Fremdenorte müßten da noch moderner arbeiten. Ebenso bedarf die Messenverteilung in den großen Städten noch einer Reform. Im inneren Bezirk herrscht eine wahre Überfülle (für je 5 bis 15 Leute gibt es jede halbe Stunde mehrere Messen), indes in den äußeren Bezirken für Tausende keine Möglichkeit besteht. Hier endlich (wenn es nicht anders geht, durch ein Machtwort) Wandel zu schaffen, wäre dringend nötig. Für die Proletarierbezirke kommen im ersten Augenblick natürlich nicht große und prunkvolle Kirchen in Betracht. Aber man kann sich auch ganz gut mit Notkirchen und Baracken behelfen. So manche Garagen, Versammlungssäle und andere Lokale ließen sich verwenden. Auch könnte und sollte man sich mehr mit Kapellenautos behelfen, die natürlich praktisch eingerichtet sein müßten. Würde man sie beispielsweise mit Plachen ausrüsten, so könnte man bei heißem wie bei schlechtem Wetter einen Hof oder freien Platz überdecken (Zelte) und ohne viel Schwierigkeit im vierten Hof Messe lesen. Eine Stunde darauf aber könnte dasselbe Auto schon wieder in einem anderen Stadtteil sein. Besonders müßten solche Kapellenautos für Gegenden verwendet werden, wo neue große (Industrie-) Anlagen geschaffen werden (Elektrizitätswerke, Bahn-, Straßenbauten, Fabriksanlagen). Es ist absolut nicht einzusehen, warum da oft Hunderte und Tausende monate- und jahrelang ohne allen religiösen Einfluß bleiben sollen, indes anderswo eine religiöse Überfütterung gepflegt wird und gar schöne Reden vom corpus Christi mysticum gehalten werden. Gerade um diese Menschen kümmert sich der sozialistische und freidenkerische Agitator. Warum kommt kein Priester, wo doch schon Leo XIII. verlangt, daß der *Hirte* zu den Schäflein kommen müsse, wenn diese nicht mehr zu ihm kommen. Es ist nicht wahr, daß da nichts mehr zu machen ist. Probieren geht auch da über Studieren! Zudem kann man da im Auto nicht bloß den Beichtstuhl „für alle Fälle“ mitbringen, sondern man wird auch einen kleinen Kinoapparat mitschleifen und dann nach der Messe oder nachmittags einen gediegenen apologetischen, unterhaltlichen oder gar religiösen Film geben. Hier wäre auch Möglichkeit zur Verbreitung aktueller Flugblätter. Sogar einen „Fliegenden Bücherstand“ könnte und sollte dies Kapellenauto führen. Ähnliches könnte und sollte auch für die

Saisonarbeiter der Land- und Forstwirtschaft gemacht werden. Um die notwendigen Autos und Kirchengeräte u. s. w. zu bekommen, sollten unsere katholischen Vereine, Kongregationen, Dritte Orden, solche stiften. Das wäre entschieden wichtiger als sündteure Jubiläen und Fahnenweihen zu veranstalten. Auch hier wird man sich zum 20. Jahrhundert hin umstellen müssen. Wenn in den Heidenmissionen Priester mit Flugzeugen an ihre Stationen gebracht werden, warum sollen wir daheim nicht auch modern werden.

Der ordentliche Weg, um an die Proletarier heranzukommen, ist auch heute noch die *Seelsorge*. Sie soll wenigstens diejenigen festhalten, die noch bei der Kirche sind. Und hier kommt der *persönlichen* Fühlungnahme größte Bedeutung zu. Vor allem sei da der *sakramentalen* Fühlungnahme das Wort geredet, der heiligen *Beicht*. Wir unterschätzen vielleicht hie und da ihren Einfluß. Aber die Tatsache, daß Freidenker und Sozialdemokraten allen Ernstes darangegangen sind, in eigenen (Seelen-) *Beratungsstellen* einen Ersatz für die Beichte zu schaffen, erweist wiederum, daß dieses Sakrament ungemein wichtig ist. Sozialistische Frauenblätter führen manchmal die Rubrik: „Was sich Frauen von der Seele reden!“ In dieser Rubrik werden sehr viel Seelenangelegenheiten zur Sprache gebracht. Außerdem führen einige dieser Blätter auch noch eigene Beratungsstellen. Und im Protokoll des österreichischen Freidenkerbundes 1929 heißt es S. 35:

„Neben der proletarischen Festkultur, die wir im Einvernehmen mit den anderen Kulturorganisationen aufbauen können, haben wir aber noch eine Sonderaufgabe zu erfüllen, die ebenfalls mit den seelischen Bedürfnissen der Menschen zusammenhängt. Jeder Mensch hat Stunden und Tage, da er in schwerer innerer Not Trost und Stütze bei einem Mitmenschen sucht. Der Gläubige geht in solchem Falle zu seinem Seelsorger. Mag auch der Pfaffe sein Handwerk noch so schlecht verstehen, schon die Tatsache der Aussprache schafft dem Bedrängten Erleichterung; er geht meist getröstet weg, obgleich er mit den erteilten Ratschlägen: auf Gott vertrauen, die Heiligen um Hilfe anrufen, sein Kreuz geduldig tragen u. s. w., nicht gar viel anfangen kann. Der Ungläubige entbehrt dieser Seelsorge und das ist eine empfindliche Lücke in unserer Organisation. Natürlich können wir nicht Freidenkerpfaffen anstellen, die da eine Art freidenkerischer Seelsorge betreiben, aber wir müssen geeignete Männer und Frauen suchen und diese Ausgewählten in besonderen



Kursen schulen, damit sie ihren bedrängten Gesinnungsfreunden mit Rat und Tat beistehen. Gewiß wird das eine sehr schwere Aufgabe sein, an deren Lösung wir uns nur nach reiflicher Überlegung und gründlicher Vorbereitung heranwagen dürfen, aber einmal muß sie in Angriff genommen werden. Die Wissenschaft von der Seelenforschung, die Psychologie, muß dabei unsere Wegweiserin sein. Warnen möchten wir davor, daß sich auf Grund dieses Artikels irgendwelche Gschafelhuber auf das Gebiet der Seelenberatung stürzen. Sie würden ungeheures Unheil anrichten, wie der Elefant im Porzellanladen. Gerade hier wird das Wort gelten: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt“.

So zeigt sich also wiederum, daß die Kirche mit ihrer viel befehdeten Beicht einen großen Vorsprung vor den Kirchenfeinden hat und es soll gerade dies Sakrament besonders gepflegt werden, zumal bei der Jugend. In der Schule wird dem Beichtunterricht allergrößte Bedeutung beigemessen werden müssen. Auch in den Predigten und Glaubenswochen wird nach dieser Richtung hin noch allerhand getan werden können.

Neben dieser „seelischen“ Hilfe wollen die Freidenker auch leibliche Unterstützung gewähren. Sie riefen darum in den letzten Jahren eigene *Fürsorgestellen* ins Leben, um hilfsbedürftigen Mitgliedern irgendwelche Unterstützung zu bieten. Sogar eine freidenkerische „*Bahnhofmission*“ will man in den wichtigen Städten einführen. Daß die Freidenker auch eine eigene Spitalhilfe, *Spitalsausschüsse*, mit besonderer Heranziehung der Frauen ins Leben gerufen haben, wurde schon in einem früheren Artikel kurz erwähnt. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die Freidenker neuestens auch sehr stark bemüht sind, in den *Strafanstalten* eine starke Beeinflussung der Gefangenen anzubahnen, und zwar durch Literatur, Zeitschriften, wissenschaftliche Vorträge, Konzerte u. s. w. Wohl stoßen sie da und dort auf großen Widerstand, aber man will nicht locker lassen, denn: „Es gilt, Unglücklichen und Verzagten Rat und Hilfe und neuen Lebensmut zu bringen. Es gilt, das Monopol der Gefängnisgeistlichen zu brechen und der Freidenkerbewegung auch hier eine Beachtung zu verschaffen, die sie zu beanspruchen hat“ („*Atheist*“, Jännerheft 1930, S. 10).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Eingehende Darstellung dieser Bestrebungen bietet an der Hand von reichem *Quellenmaterial* neuesten Datums meine Schrift „*Die proletarischen Freidenker*“ („*Tyrolia*“, Innsbruck; 142 Seiten, S. 3'30), von welcher innerhalb weniger Wochen eine Neuauflage notwendig wurde.

Diese Bestrebungen der Gegner aufzählen, heißt zugleich auch einen Weg weisen, den wir zu gehen haben bei der Rückeroberung des Proletariats. Das heißt, wir brauchen hier nicht erst anfangen, denn wir sind ja durch unsere Arbeit auf diesem Gebiete zu *Vorbildern* für die andern geworden; sie suchen uns nachzuahmen — und sie täten es sicherlich nicht, wenn ihnen unsere Arbeit auf diesen Gebieten wirklich wertlos oder auch nur entbehrlich vorkäme.

Zwei Wege sind es, die uns weitaus am besten ans Proletariat heranbringen, nämlich Sorge um die Jugend und Pflege der christlichen Karitas. *Sorge um die Jugend*. Wir haben das schon so oft gehört, daß es fast wirkungslos ist, solches zu wiederholen. Aber es müßte sich furchtbar rächen, wollten wir diese hochwichtige Angelegenheit irgendwie vernachlässigen. Von allen Seiten sucht man sich der Jugend zu bemächtigen. Wir wollen da auch die *nationalen* (teilweise auch die Heimwehr!) Strömungen nicht unterschätzen, denn sie treiben in ihrer Überspitzung zum Kulturkampf. Aber noch weniger darf die internationale Arbeit am Kinde durch den *Sozialismus* übersehen werden, denn hier haben wir es mit einem viel konsequenteren Gegner zu tun. Hier kommt bewußtes Neuheidentum, das sich aber in einen christlichen Mantel hüllt, wie es schon der Name „Kinderfreunde“ deutlich genug verrät.<sup>1)</sup> Und doch ist gerade hier allerkräftigste freidenkerische Einflußnahme auf das Kind am Werke. Es gilt, diesen ganz verderblichen Einfluß durch katholische Erziehung und Kinderbetreuung nicht bloß auszugleichen, sondern auch positiv aufbauend zu überwinden. Dies kann natürlich nur durch ganz großzügige Arbeit am Kinde geschehen. Den katholischen Familien kommt hier

---

<sup>1)</sup> Daß die „Kinderfreunde“-Bewegung immer mehr in die Breite geht, werden nun auch die ärgsten Beschwichtigungshofräte nicht mehr leugnen können, zumal seit die Sozialisten und ihre „Roten Falken“ mit den Zeltlagern und Kinderrepubliken allerbeste Propaganda machen. Es ist darum unbedingt notwendig, daß hier Aufklärung und Abwehr fürs christliche Volk geschaffen werde. Die meisten Katholiken sind erst dann zu wirkungsvoller und opferbereiter Jugendarbeit anzuspornen, wenn sie sehen, was der Feind tut. Diese Feindesarbeit schildert Fischer, „Sozialistische Erziehung“ (VIII u. 200 Seiten, Preis M. 2 90), mit einem Geleitwort des H. H. Kardinal-Erzbischofs Dr Piffl; sodann „Kinderfreunde und Rote Falken“ (XII u. 112 Seiten, M. — 75), 22. Tausend. Beide im Verlag der „Typographischen Anstalt“, Wien, I., Ebendorferstraße 8; ferner „Die Kinderfreundebewegung in Deutschland“, 2., völlig neu bearbeitete Aufl., bei Butzon u. Bercker, Kevelaer. — Der „Kampf“, eine wissenschaftliche sozialistische Monatsschrift, sagt über Fischers Aufklärungsarbeit: „Er hat verstanden, worum der Kampf geführt wird.“

die erste Rolle zu, denn sie sind die eigentlichen „Volks-hochschulen“, sie legen die tiefsten Fundamente. Katho-lische Privatschulen sollen dann diese Erzieherarbeit fort-setzen. Aber wahrlich, nicht mindere Bedeutung kommt heute jenen Organisationen zu, welche sich *außerhalb der Schule* um die Kinder annehmen. Den „Kinderfreunden“ Österreichs ist es gelungen, von *außen* her die Schule zu unterminieren und den sozialistischen Ideen zugänglich zu machen. Wir müssen uns ferner vor Augen halten, daß wir in Privatschulen unter ungeheuren Opfern im günstig-sten Fall nur einige Tausend Kinder erfassen, daß wir aber dann keine Mittel mehr haben werden für *viele Zehn-tausende von Arbeiterkindern*, an die wir überhaupt *nicht mehr herankommen*, sie eigentlich bedingungslos preisgeben. Und doch gilt gerade für die nächsten Jahrzehnte mehr denn je, daß das Proletariat der Felsen ist, auf dem die Kirche der Zukunft aufgebaut wird.

Es muß hier noch sehr viel Aufklärungsarbeit ge-leistet werden, aber noch viel mehr *praktische* Inangriff-nahme und Ausnützung aller Möglichkeiten. Es ist Tat-sache, daß wir mitten in unserem christlichen Europa in fast allen größeren Städten eine große Zahl von ungetauften Kindern und Jugendlichen haben. Es gibt schon mehrere Zehntausende solcher Menschen. Da hat die Heimatmission ganz große Aufgaben und hier kann und soll jedermann mithelfen. Der Klerus wird gut tun, die Bevölkerung von der Notwendigkeit dieser Heimatmission zu überzeugen. Selbstverständlich muß die Gegenarbeit gegen die heidnischen und sozialistisch-freidenkerischen Bestrebungen nicht negativ, sondern sehr *positiv* sein. Wir brauchen bei den Kindern kein Wort über die andern zu verlieren, sondern eben unsere Erziehung fördern. Wir haben verschiedene Organisationen, die sich um das Kind kümmern. Diejenigen davon, die sich am besten eignen, sollen und müssen nun ganz großzügig ausgebaut werden. Es ist ein Unsinn, hier Gelder und Kräfte nach allen möglichen Richtungen hin zu verzetteln. Der Feind ver-dankt nicht zuletzt der Taktik seine großen Erfolge, daß er alle seine Arbeit und Kräfte nur nach *einer* Richtung hin ansetzt. Bei uns aber kann man sich vielfach von gewissen, heute nun einmal überholten Typen nicht tren-nen, verbraucht und vergeudet dabei ungeheure Mittel und erreicht doch nichts. Oft rühmt man sich in katho-lischen Kreisen, daß wir früher da waren, auch nicht so sehr an eine Organisation gebunden sind, eben ein „reiches katholisches Leben“ haben. Das ist recht und gut. Aber



ebensowenig läßt es sich in Abrede stellen, daß wir bei dieser Reichhaltigkeit auch viel Kräftevergeudung und Zersplitterung haben, daß vielfach gegeneinander statt miteinander gearbeitet wird. Nicht das System der „freien Konkurrenz“ ist unser Ideal, sondern eine vernünftige Rationalisierung, Vereinheitlichung, was noch lange keine Einerleiheit und kein Verzicht auf Eigenwüchsigkeit ist. Je nach den Umständen verschieden in äußeren Formen, aber innerlich fest geeint zu einem großen Verband. Das gibt Durchschlagskraft beim Volke, in der Agitation und vor allem bei der Behörde. Die „Kinderfreunde“ können durch ihre zentrale Organisation bei den Behörden immer wieder mit so und so viel Tausenden auftrumpfen, wir aber müssen oft mit einem „Häuflein hier“ und einem „Häuflein dort“ kommen. Das macht im Zeitalter der Massenorganisationen begreiflicherweise einen schlechten, oft sogar einen sehr schlechten Eindruck — „echt katholisch“. Es ist doch tragisch, daß wir Katholiken, die wir der größten und vorbildlichsten Internationale, der Kirche, angehören, im internen katholischen Betrieb so arg stark provinzlerisch eingestellt sind. Damit schaden wir uns nur selbst. Der Kleine wird heute unvermeidlich übergangen. Nicht unsere eigenwüchsige Vielheit ist unser Notwendigstes vor den Behörden, sondern unsere geschlossene, große organisatorische Einheit. Ein Weniger wäre da sicherlich viel, viel mehr.

Auch sonst muß das Volk zur Jugendhilfe erzogen werden. Wie wir die Pressemisere nicht mit Jammern und Klagen beheben werden, so können wir auch die Jugendmisere nicht mit Predigten, Jammern und Schriften allein beheben, sondern nur mit wirklich positiver Arbeit. Und dazu müssen wir die weitesten Kreise systematisch erziehen. Schon in den Seminarien muß vorgearbeitet werden. Halten wirklich alle Diözesen eines Landes zusammen, so ist in einem Jahrzehnt alles glänzend gemacht. Statt die Kräfte in ganz unnötigen Reibereien zu verpuffen, die naturgemäß nur dem Gegner dienen, könnten wir alle Arbeit auf ein herrliches, gemeinsames Ziel hinlenken. Es geht nicht an und wirkt wirklich lächerlich und empörend zugleich, immer auf die einheitliche und erfolgreiche gegnerische Arbeit hinzuweisen und in den eigenen Reihen Sabotage-Aktionen oder „passive Resistenz“ durchzuführen oder einen provinzengen Separatismus zu fördern. Selbstverständlich soll und muß die ganze Arbeit pfarrlich und diözesanmäßig organisiert sein, aber alles soll auch reichsmäßig zusammengefaßt sein, das verbürgt wesentlich mehr Stoßkraft.

Für katholische Jugendhilfe müssen wir auch Opfer bringen. Es ist sicherlich viel wichtiger, daß lebendige Menschen in die Kirche kommen, als daß wir dort ständig neue Bilder und Statuen (und wären sie auch vergoldet!) aufstellen. Aller Kirchenschmuck ersetzt nicht die Menschen. Diese so zu erziehen, daß sie in die Kirche kommen, muß unser erstes Bestreben sein. Ist dies einmal erreicht, so werden die Kirchenbesucher bald selbst daran gehen, ihr Gotteshaus auszuschmücken. Ähnlich verhält es sich mit der Kirchenbauaktion. Mit Errichtung von Kirchen allein ist's nicht getan — wir müssen vor allem die Leute haben, die in die Kirchen kommen, müssen sie dazu erziehen, sonst haben wir die Gelder für leere Kirchen hinausgeworfen. Wiederum muß bei der Jugend die Arbeit beginnen. Diese Einmaleinswahrheit der katholischen Bewegung muß immer wieder eingeschärft werden, sonst enden alle unsere Aktionen — auch die „katholische“ — als mächtige Lufthiebe.

Soll unsere Kinderrettungsarbeit wirklich von Erfolg begleitet sein, so brauchen wir außer Gottes Hilfe auch Geldmittel. Und dafür ist der „**Kindergroschen**“ weitaus die beste Lösung. Ohne daß es jemand wirklich spürt, kommen alljährlich ganz große Summen zusammen, sofern man eben hinter der Sache her ist. Einen Groschen (Pfennig) in der Woche kann jeder Katholik geben, viele werden ein Übriges tun. Selbstverständlich wird man nicht jede Woche diesen Kindergroschen einsammeln, sondern alle Monate oder alle Vierteljahr, vielleicht auch nur an den drei kirchlichen Hauptfesten (wiewohl hier zu bedenken ist, daß gerade hier meist größere Ausgaben schon fällig sind, man also den Bogen nicht überspannen darf). Daß dieser Kindergroschen als *Heimatmissionsgeld* zu betrachten ist, also *religiös* bewertet werden soll, bedarf nicht weiterer Ausführung. Sehr wichtig ist das *Einsammeln* des Kindergroschens. Hier gibt es verschiedene Methoden. Am besten und weitaus am einträglichsten hat sich die bewährt, die ganze Pfarre in kleine Sprengel einzuteilen, für jeden eine Vertrauensperson aufzustellen, welche genaue Listen der einzelnen Familien und ihrer Mitglieder hat. Diese Familien werden nun zu einer Zeit, da sie daheim sind (am Monatsbeginn!) aufgesucht, die Geldsumme an Ort und Stelle gleich in die Liste eingetragen. Die Kräfte hiezu bekommt man aus den katholischen Vereinen oder man stellt direkt arbeitslose, verlässliche Katholiken gegen Entgelt an. Nicht die schlechtesten Erfahrungen macht man mit den größeren Kindern.

Sie verstehen es sehr gut, für die Neuheiden der Heimat zu betteln und zu bitten und auch für sie Opfer zu bringen. Um ihnen hiebei zuhülfe zu kommen, empfehlen sich Kindergroschen-Sparbüchsen im Heim, wo sowohl die Eltern bei verschiedenen Anlässen in der Familie (Geburt, Sterbefall, Ernte, gutes Geschäft, Anliegen) wie insbesondere die Kinder (anläßlich „ihrer“ Tage, an denen sie Geschenke erhalten) ein freiwilliges Opfer geben. Es soll nie auf's gefährdete Kind der Städte vergessen werden.

Daß wir auf diese Weise den Kindergroschen wirklich volkstümlich und zur katholischen Selbstverständlichkeit machen können, braucht keiner weiteren Erörterung, ist durch Tatsachen schon bestätigt. Freilich ist es notwendig, daß alljährlich dem katholischen Volke *Rechenschaft* gegeben werde über die Verwendung dieses Kindergroschens. Speziell dem österreichischen Klerus sei verraten und zur Beherzigung und Darnachrichtung mitgeteilt, daß die Sozialisten zwei Dinge besonders fürchten und sich in *internen* Sitzungen schon wiederholt damit befaßt haben: nämlich die „*Frohe Kindheit*“ und „*Kindergroschen*“. Werden die zwei *gut* ausgebaut, so — sagen die Genossen — ist schon in wenigen Jahren ein sehr großer Ausfall von den zuwachsenden Mitgliedern zu fürchten. Leider wird in unseren Reihen diese Binsenwahrheit viel zu wenig ernst genommen. Dabei käme uns die Verdrossenheit im gegnerischen Lager sehr zu statten, auch sind die sozialistischen Eltern durch die Erziehungsarbeit und Erziehungserfolge der Kinderfreunde sehr stark ernüchtert und sähen es oft ganz gerne, wenn sie ihre Kinder nicht dem sozialistischen Verein anvertrauen müßten. Werden wir die günstige Gelegenheit verpassen und so den anderen die Jugend zwangsweise in die Arme und Garne zu treiben? Müssen uns unsere Nachfahren in fünfzig Jahren fluchen, weil wir Selbstverständlichkeiten positiver Aufbauarbeit nicht erkannt oder doch nicht ausgenützt haben?

Neben der Gewinnung der Jugend kommt bei der Wiederannäherung von Kirche und Proletariat der christlichen *Karitas* große Bedeutung zu. Es ist bezeichnend, daß sich das Judentum seinen Messias als *weltlichen* Heiland erwartet hat, daß man ihn sofort zum König machen wollte, als er die Zuhörer gespeist hat. Und der Heiland selbst hat nicht bloß gelehrt, er hat immer und immer wieder Wunder gewirkt, hat also immer auf Leib und Seele geschaut und so das Volk gewonnen. Und in den Heidenmissionen spielt gerade die „*Magensanierung*“



eine Hauptrolle. Auch bei der Heimatmission wird — speziell bei den Anhängern des historischen Materialismus — diese materielle Seite eine große Rolle spielen. Vieles, sehr vieles verzeihen die Proletarier der Kirche, aber Hartherzigkeit, Geiz und Neid nicht. Nicht nach der Lehre beurteilen sie die Christen, sondern nach ihrem Leben. Und hier spielt die erste Rolle die Barmherzigkeit in allen ihren Arten. Immer und immer wieder lautet der Einwand der Kirchen- und Glaubensfeinde, daß die Christen genau so hartherzig sind wie die Kapitalisten. Breite Schichten des Proletariats gestehen der Kirche nur dann eine Existenzberechtigung zu, wenn sie vor allem Gutes tut. Die Frage des Bettlers, der an der Klosterpforte nichts bekam — weil eben schon alles verschenkt war —, die Frage: „Ja, warum seid ihr dann eigentlich da?“, die stellen heute Hunderttausende, wenn sie bei der Kirche nicht großzügige Karitatsarbeit sehen, oder — was sie noch viel mehr empört — wenn sie sehen, daß hier alles mit Sankt Bürokratismus gemacht wird. Der Glaube wirkt erst überzeugend, wenn er durch Werke aus dem Glauben unterbaut ist. Auch die schönsten Wortfahnen versagen bei der Rückeroberung des Proletariats. Franziskus hat durch seine liebevolle Durchführung des Evangeliums die Welt bekehrt und das Abendland vor einem verhängnisvollen Schisma bewahrt. Und in unserer Zeit wird eine Annäherung an das Proletariat nicht bloß durch eine „gerechte Ordnung“, sondern auch sehr stark durch die vierzehn Punkte geistiger und leiblicher Werke der Barmherzigkeit möglich werden. Zu diesen Werken der Barmherzigkeit gehört es auch, daß das Protzentum mancher Katholiken abgestellt werde. Es wirkt aufreizend auf weite Kreise, zerstört oft mehr, als jahrelange Aufbauarbeit wieder gutmachen kann. Wird beispielsweise auf dem Lande den sozialistischen und freidenkerischen Agitatoren die Arbeit immer wieder nicht dadurch wesentlich erleichtert, daß die Großbauern oft so gar keine Rücksicht nehmen auf die Keuschler? Diese klassenkämpferische Einstellung, die sich sogar an den Wirtshaustischen oft noch auswirkt, die mit Protzenhochzeiten auftrumpft, den Knecht und Dienstboten nicht als gleichberechtigten Verhandlungspartner gelten läßt, die wirkt sehr, sehr böse. Und wenn der Bauer wohl Geld hat für moderne Schweine- und Viehställe, aber nichts übrig hat für eine ordentliche Dienstbotenwohnung, dann darf man sich auch nicht wundern, wenn die Landarbeiter und Keuschler immer näher an den Sozialismus heranrücken.

Daß die Wirtschaftspfarrern auch eine Missionsaufgabe haben, wurde bereits im ersten Teil dieses Artikels angedeutet. Man unterschätze das nicht, denn das Volk hat da einen sehr scharfen Blick. Es unterscheidet sehr wohl zwischen einem Pfarrer, der auch eine Wirtschaft hat, und einem Bauer, der auch Pfarrer ist. Würden die Herren, die zur letzten Gruppe gehören, hie und da die Reden und Urteile ihrer Gemeinde über sich hören, sie würden wohl große Augen machen. Auch die ärgsten Wirtschaftsbauern, die den Herrn Pfarrer scheinbar so hochschätzen, weil er eine glänzend geführte Wirtschaft hat, bedauern es doch sehr und finden es nicht in Ordnung, wenn der Pfarrer so ganz in Wirtschaft aufgeht und die Seelsorge dadurch leidet.

## Welche Frömmigkeit?

Von *B. van Acken S. J.*

Schon vor dem Weltkriege setzte der Streit ein, welche Frömmigkeit die rechte sei, ob Katakomben- oder Barockfrömmigkeit, ob die benediktinische, franziskanische oder ignatianische. Zu Beginn und noch mehr nach Schluß des Krieges erwachte ein großes religiöses Interesse, das sich aber nicht so sehr auf rein wissenschaftliche Erörterungen als vielmehr auf das praktische Bestreben erstreckte, innerlich in das rechte Verhältnis zu Gott zu gelangen. Schon bald erwachte eine große Vorliebe für die sogenannte Mystik, für besondere Gebetsweisen und für alle möglichen fremdländischen religiösen Erzeugnisse. Der Tisch unserer religiösen Bedürfnisse ist bereits überladen, zum Teil mit höchst sonderbaren Gerichten: mit arabischer, indischer, persischer und russischer Mystikliteratur.

Mit Recht schreibt da Emil Fiedler: „Wenn ich das Evangelium lese, ist alles so wohltuend einfach; wenn ich die asketische Literatur auch nur eines Jahres durchsehe, weiß ich nicht mehr, wo ich beginnen soll. Der Weg der Vollkommenheit führt scheinbar über so viele Berge von Tugenden, vorbei an so vielen Abgründen von Gefahren, daß der Anblick dieser Alpenkette genügt, um dem gewöhnlichen Fußgänger klar zu machen, daß dieser Weg nur für geübte Hochtouristen gangbar ist“ (Defensive oder Offensive? 1. Bändchen: Von den Sünden unserer Väter, S. 71, Wiesbaden 1929, Hermann Rauch).

Nach dem Kriege gab es selbst für die notwendigsten Lebensbedürfnisse Ersatz und dann kam noch die Infla-

tion. Die gewaltigen Umwälzungen auf geistigem Gebiete, der gewaltige Drang nach persönlicher Freiheit: alles das wirkte auch zurück auf die Übungen der Frömmigkeit. „Das Charakteristische unserer zeitgenössischen Frömmigkeit scheint nun zu sein, daß sie sich in äußersten Gegensätzen entwickelt. Neben einem Christentum in von versinkender Tiefe und Ehrlichkeit macht sich ein Christentum breit voll seelischer und ethischer Hohlheit. Man muß geradezu von einer Inflation unserer Frömmigkeit sprechen. Hier zeigt das Christentum immer noch Kraft, Seelen zu erschüttern und zu lebenslänglichem Kampf gegen eine andere Welt zu begeistern; dort ist es wie eine dünne Wassersuppe geworden, die gerade noch vor dem geistigen Hungertod bewahrt.

Man geht zum Sonntagsgottesdienst — und glaubt damit für eine ganze Woche sein Christentum hinreichend dokumentiert zu haben. Man macht halbe Weltreisen, um die Sensation einer Stigmatisierten zu erleben — aber für die Werte und geistigen Kräfte des heiligen Meßopfers hat man keinen Sinn mehr. Man begeistert sich am Leben der kleinen heiligen Theresia — aber am Evangelium, am Leben Jesu Christi, findet man keinen besonderen Geschmack. Man findet sich bereit, seine Kinder in die katholische Schule zu schicken — aber mit dem Vorbehalt, daß sie in reifen Jahren, wie man selber, sich frei entscheiden, Abstriche nach Belieben machen können. Man macht den Herrgott für alle Not verantwortlich — sonst aber kümmert man sich nicht viel um ihn. Der Bauer bettelt noch um Erntesegen und gesunde Glieder, der Städter ‚glaubt‘ noch, macht aber von seinem Glauben keinen anstrengenden Gebrauch. So hört man überall noch die christlichen Worte wie in der Großväterzeit, aber der Brustton der lebendigen, christlichen Überzeugung hat sich verflüchtigt.

Es geht uns bald wie dem Gesetzeslehrer, der Jesus fragte: „Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze?“ (Mt 22, 35 f.) Wir müssen heute fragen: „Meister, wir hören heute viel christliche Worte, sehen viel christliche Betriebsamkeit; und doch will unser christliches Empfinden und Gewissen sich dabei nicht so recht wohl fühlen. Sage uns doch, was du unter ‚christlicher Frömmigkeit‘ verstanden wissen willst! Ist das, mit christlichen Worten um sich werfen? Ist das, bei allen christlichen Veranstaltungen vorne dran sein? Ist das, in lauter fromme Bücher und Andachten sich verkriechen? Sag‘ uns, wie du dir ‚Christliche Frömmigkeit‘ denkst!“ (Robert Lin-



hardt, Von Menschen und Dingen der Zeit, Freiburg 1929, Herder.)

Dringend notwendig ist darum heute die Mahnung: **Zurück zu Jesus Christus**, dem *Urbild* und *Vorbild* aller Frömmigkeit! Es gibt nur eine Frömmigkeit, die Frömmigkeit Jesu Christi, wie es auch nur eine Vollkommenheit gibt. Leider erwecken viele asketische Bücher den Eindruck, als ob die Vollkommenheit der Welt- und Ordensleute etwas ganz Verschiedenes wäre, als ob es nur drei Räte gäbe. Nein, es gibt sehr viele Räte zur Vollkommenheit, so viele als es Gebote gibt; denn jedes derselben läßt viel Freiheit zu Werken der Übergebüß, die nur geraten, aber nicht befohlen sind. Beispiele hiefür bietet uns die Bergpredigt zur Genüge. Die ganze Bergpredigt ist im Grunde nichts als eine Darlegung des Weges zur Vollkommenheit. Christus durchgeht darin fast alle Tugenden, die zum vollkommenen Leben gehören: Feindesliebe, Selbsterkenntnis, Losschälung, Sanftmut, Demut, Reinheit, Almosengeben, Gebetsgeist, Fasten, Nächstenliebe, und lehrt uns, sie nicht nur einigermaßen, sondern in *vollkommener* Weise zu üben. Dem Gebotenen, zu dem jeder verpflichtet ist, fügt er das *Geratene* hinzu, das Bessere und Vollkommenere: die Räte zur Vollkommenheit. Wer also diese Räte befolgt, tut das Gott *Wohlgefälligere* und wird vollkommen. Man darf daher nicht Räte zur Vollkommenheit einfachhin mit den drei evangelischen Räten verwechseln. Letztere sind nur *eine* Art der Räte, aber nicht die einzigen, die zur Vollkommenheit führen.

Ohne Beobachtung des *Geratenen im allgemeinen* wird niemand vollkommen, denn das *Geratene* ist schwerer und besser als das Gebotene und führt deshalb über das Pflichtgemäße hinaus zur höheren Liebesgesinnung.

Aber nicht nur durch seine Lehre, sondern auch durch sein *Beispiel* ist Christus das Vorbild eines im höchsten Grade Gott wohlgefälligen Lebens. Daher seine Mahnung: „Dann komm und folge mir!“ (Mt 19, 21.)

In seinem *verborgenen* Leben zu Nazareth ist Christus das Vorbild aller demütigen Armut und Weltverachtung, aller kindlichen Liebe, alles Gehorsams und Gott wohlgefälliger Arbeitsamkeit.

In seinem *öffentlichen* Leben ist er das Muster aller treuen Berufserfüllung, wie für Priester und Könige, so für den einfachen Landmann.

In seinem *Leiden* und *Sterben*, das höchste Beispiel heldenmütiger Standhaftigkeit und hingebender, alles opfernder Liebe.

In Christus finden wir alle Tugenden im *schönsten Ebenmaß* verbunden: die kindliche Einfalt (z. B. in den Gleichnisreden) und wunderbare Klugheit (z. B. gegenüber den verfänglichen Fragen seiner Feinde), eine Milde und Zartheit ohnegleichen mit einer unerschütterlichen Kraft, die vollkomménste Demut mit der erhabensten Würde, ein rastloses Wirken mit der tiefsten Innerlichkeit, einen glühenden Eifer mit einer himmlischen Ruhe, eine allumfassende Liebe und Erbarmung mit dem höchsten Ernste heiliger Gerechtigkeit.

Gerade diese wunderbare *Einheit* und *Harmonie* macht Christus zum leuchtenden Vorbild für alle Menschen ohne Ausnahme. Die Heiligen waren darum alle Nachahmer Christi. Ihm in Gesinnung, Leben und Handeln ähnlich zu werden, war das einzige Ziel ihres Sehnsens und Strebens.

Auch für uns muß Christus das Vorbild sein, auf das wir blicken, und dem wir mit der ganzen Kraft unserer Seele nachstreben. Je ähnlicher wir Christus sind, desto vollkommener, desto ähnlicher sind wir Gott.

Die Heiligen sind erst in *zweiter* Linie unser Vorbild. Selbst in den größten Heiligen finden sich Spuren menschlicher Gebrechlichkeit. In Christus ist das Licht ohne Schatten. In den Tugenden der Menschen liegt oft ein Grund der Unvollkommenheit. Wir sind nämlich so beschränkte Wesen, daß unsere Stärke auch zugleich unsere Schwäche ist. Wie es uns mit den Talenten geht, geht es uns auch mit den Tugenden. Wir bilden eine Tugend gewissermaßen auf Kosten der anderen aus. Unter der Kraft leidet die Milde, unter der Demut die Würde, unter dem eifervollen Wirken nach außen die Innerlichkeit.

Dazu kommt, daß die Heiligenleben der alten Schule meistens unnachahmliche wunderbare Dinge erzählen, deren Glanz uns fesselt, mit denen dann viele das Wesen der Heiligkeit verwechseln, obwohl sie nur zufällige Folgen derselben sind. „Die meisten Christen verbinden daher mit dem Begriff ‚Christliche Vollkommenheit‘ Gedanken an Weltferne, Weltverachtung, Weltflucht, Versagung aller irdischen Freude, Verzicht auf alle Dinge, die schön aussehen, gut schmecken und wohltun, Knebelung, wenn nicht Ertötung leiblicher Bedürfnisse, als wäre das Christentum eine Art Buddhismus und der christliche Heilige ein Yogy, dessen Ruhm mit jeder Hungerkur wächst; und als wäre das Ziel der ‚großen Freude, die allem Volke widerfahren soll‘, die Welt so weit wie möglich in verschiedene Klostersgemeinden aufzulösen. Das Wort Christi: ‚Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen

ist', gilt jedem Christen. Wenn diese Vollkommenheit nur durch Anwendung außerordentlicher Mittel erreichbar wäre, dann wäre jeder Christ verpflichtet, solche außerordentliche Mittel zu gebrauchen. Was die Kirche ja niemals verlangt hat. Es ist daher absolut nicht nach dem Sinn der Kirche, daß das christliche Vollkommenheitsideal durch Hervorhebung des Außergewöhnlichen und Heroischen ein so strenges Gesicht bekommt, daß Menschen, die gern ein wenig froh sein wollen, im Bogen daran herumgehen. „Fromm sein — ja! Aber nur nicht zu viel! Sonst wird man ‚sauer‘. Also etwa: je näher man der frohen Botschaft kommt, um so weniger merkt man, daß sie froh macht! Man kann das, was die Heiligen taten, bewundern, anstaunen, sich sehr, sehr klein daneben vorfinden — aber ist das die frohe Botschaft Christi? Wenn es so schwer und anstrengend ist, ein wirklich richtiger Christ zu sein, dann lieber nicht“ (Emil Fiedler, *Defensive oder Offensive?* 1. Bändchen, *Von den Sünden unserer Väter*, S. 72 ff.).

Diese Tatsache hat in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, daß manche bei der Darstellung der Heiligenleben bestrebt waren, in erster Linie jene Personen zu zeichnen, die sich über die Durchschnittsfrömmigkeit nicht allzu hoch erhoben. In der guten Absicht, dem katholischen Volke möglichst nachahmungswerte Vorbilder zu zeigen, schilderte man die gnadenvollen Vorgänge im Innern der großen Seelen ganz kurz, obschon gerade diese die Triebfedern heldenhafter Taten waren. Wie verkehrt und unpädagogisch diese Schreibweise ist, haben wir schon früher in dieser Zeitschrift nachgewiesen. Wir wollen die Heiligen sehen nicht bloß in ihrem vollen Glanze der Glorie und Reinheit im Himmel, sondern auch wie sie hier auf Erden waren, Menschen wie wir, die auch ihre täglichen Kämpfe, Fehler und Schwächen hatten.

Die gute Absicht, die Frömmigkeit möglichst leicht zu machen, zeigt sich noch auf andere Weise. „Wir hören nicht gern von Buße sprechen, wie wir besonders von Neueren auch weniger von Buße als von mehr oder weniger bequemen Andachten und von sogenannter Mystik zu hören bekommen. Wir gehen geistlichen Führern aus dem Wege, die im Rufe der Strenge stehen, und sprechen mit unseren Führern nicht gern von den Mitteln und Wegen, Buße zu tun, sondern weichen lieber auf Blumenpfade des Einigungsweges aus. Damit verfehlen wir den einen Weg und die Vollkommenheit selbst. Morin (*Mönchtum und Urkirche*, München 1922, 18) bemerkt treffend: „Es gibt



kein kirchliches Gebet um die Gnade der Wunder, der Visionen oder anderer Gnadengaben dieser Art; wohl aber finden wir im Meßbuch ein Gebet um die Tränen“ (Zimmermann S. J., Lehrbuch der Asketik, Freiburg 1929, S. 125).

Buße ist das erste, was der Täufer und Jesus selbst beim Nahen des Himmelreiches forderten (vgl. Lk 13, 1—5; 15, 7. 10).

Vor allen diesen Fehlern bleiben wir bewahrt, wenn wir wie die Heiligen auf Christus als unser Vorbild schauen. Und wo finden wir das Bild des Heilandes, seine Lehre und sein Beispiel klarer und schöner gezeichnet als in den Büchern des Neuen Testaments? Es gibt für uns kein besseres asketisches Buch als die Heilige Schrift. Sie enthält Gottes Wort, rein und unverfälscht. „Kommet und laßt uns Wasser schöpfen in Freuden aus den Quellen des Heils!“

„Wenn die Gläubigen aber zu Erbauungszwecken die Heilige Schrift emsig lesen sollen, so folgt für den Priester die Pflicht der *Anleitung* zu diesem Bibellesen. Die Kölner Diözesan-Synode von 1922 befiehlt das denn auch ausdrücklich. Und der für die Bibellesung begeisterte Bischof Colmar von Mainz schrieb schon vor mehr als hundert Jahren: „Priester des Herrn, haben wir vielleicht nicht allzu lange gezaudert, über einen so wichtigen Gegenstand Unterricht zu erteilen?“ Zunächst sollte natürlich unsere Jugend in diese praktische Schriftlesung eingeführt werden, in der Hauptsache weniger theoretisch als vielmehr praktisch durch die Übung der geistlichen Lesung mit dem heiligen Text in der Hand. Eine Ausgabe des Neuen Testaments mit den Psalmen sollte mindestens in der Hand jedes jungen Christen sein, wenn er die Volksschule verläßt. Das ist die Voraussetzung eines Herzenswunsches des als Kenner der praktischen Seelsorge so vielgerühmten Papstes Pius X., der an Kardinal Cassetta schrieb: „Da wir alles in Christo erneuern wollen, ist uns nichts erwünschter, als daß unsere Kinder die Sitte annehmen, Exemplare der Evangelien zu einer nicht nur häufigen, sondern auch täglichen Lesung im Besitz zu haben, da man aus diesen an erster Stelle lernen kann, auf welche Weise gerade alles in Christo erneuert werden kann und muß.“ Papst Benedikt XV. aber hat in seiner Hieronymus-Enzyklika den Bischöfen es nachdrücklich ans Herz gelegt, „die Gläubigen nach dem Beispiele des großen Hieronymus zu ermahnen, daß sie vor allem die heiligen Evangelien unseres Herrn, ebenso die Apostelgeschichte und die

Briefe zu täglicher Lesung eifrig benützen und dieselben sich zu dauerndem geistigen Eigentum zu machen sich bemühen“. Deshalb wird man auch den Erwachsenen, nicht nur engen Akademikerkreisen, sich zuwenden müssen, damit sie als Männer und als Frauen möglichst noch zu dieser Lesung angeleitet werden, die sie als Knaben und als Mädchen nicht gelernt haben, auf daß sie Lebenswasser hier schöpfen alle Tage. Noch viel mehr vielleicht als in Bischof Colmars Tagen tut heute not der Unterricht über die beste Art und Weise der erbaulichen Lesung der Heiligen Schrift und die Einführung in diese Übung der christlichen Frömmigkeit, die Gebet ist, nicht Studium.

Die Erkenntnis ist das Erbe  
Nicht der Weisen, nein, der Frommen;  
Nicht im Grübeln, nein, im Beten  
Wird die Offenbarung kommen.

(Weber, Dreizehnlinden.)

So kann und wird die Bibel wieder wirklich ein *Volksbuch* werden, wie sie es in der alten Kirche gewesen ist, bevor die Druckerpresse erfunden war, eine Quelle religiöser Erneuerung für unser katholisches Volk. „Denn unzählige Übel erwachsen aus der Unkenntnis der Bibel“ (S. Joh. Chrysostomus, Prooem. in Epist. ad Rom.).

Die Missionshäuser der Klöster mit ihren Druckereien, aus denen heute eine vielfach ganz ungesunde Erbauungsliteratur hervorgeht, wären meines Erachtens auch der gegebene Ort zur Massenherstellung billiger deutscher Ausgaben der Bibel und ihrer Teile für die Massenverbreitung. Die Zahl der Auflagen könnte da ja in die Hunderttausende gehen, so daß der Preis auch bei einwandfreier Ausführung und Ausstattung sich unglaublich billig stellen ließe. So könnte endlich auch die berechtigte Klage zum Verstummen gebracht werden: „Wir haben keine wirklich billige katholische Bibel“ (Dr Norbert Peters, *Unsere Bibel. Die Lebensquellen der Heiligen Schrift*. Paderborn 1928, Bonifazius-Druckerei, S. 482, 483, 485).

Zum Schluß noch eine Frage: Sind denn die vielen religiösen Übungen, Andachten, der häufige Sakramentempfang nicht ein gutes Zeichen unserer zeitgenössischen Frömmigkeit? Antwort: Ja und nein.

Die vielen religiösen Übungen können *Äußerungen* einer tiefgläubigen, von Gott und Göttlichem ergriffenen Seele sein, dann sind sie ein gutes Zeichen, ein Zeichen echter religiöser Gesinnung.

Die religiösen Übungen können aber auch ein *Mittel* sein, um dem Menschen eine religiöse Gesinnung zu geben, um das Herz für Gott zu erwärmen. Sie sind dann nicht ein Zeichen einer tiefen religiösen Gesinnung, sondern der Versuch, in ihm diese Gesinnung zu wecken. Nicht etwas, was von innen heraus kommt, sondern von außen an ihn herangebracht wird. Diese Frömmigkeit kann echt, aber auch unecht sein.

Die Frage, was zu viel und was zu wenig ist, richtet sich ganz danach, ob religiöse Übungen Äußerungen meiner eigenen religiösen Denkart oder Mittel sind, mir eine solche zu geben. Ein blühender Baum kann nie überladen sein. Je mehr Blüten er trägt, um so schöner, freudiger, festlicher sieht er aus. Am schönsten der Baum, an dem jeder Ast in leuchtende Blüten gehüllt ist. Und trägt der Baum Früchte, so daß die Zweige sich unter ihrer Last bis zum Boden neigen, so würde sich niemand davor hinstellen und behaupten: der Baum sieht plump aus. Was an Früchten auf einem Baum wächst, macht ihn nicht plump, sondern reich und schön in seiner Fülle.

Ganz anders ist es mit einem Weihnachtsbaum. Der kann bald überladen, plump und unschön wirken.

Die meisten Menschen, Christen und Nichtchristen, haben ein ganz ausgezeichnetes Empfinden dafür, was an einem Christen echt ist, was aus seinem eigenen Innern herauswächst, oder was nur wie Christbaumschmuck an Äste gehängt ist, die sonst nur Nadeln produzieren. Sie nehmen einem wirklich frommen Menschen seine religiösen Übungen absolut nicht übel. Seine Frömmigkeit aber beurteilen sie nach seiner Gesinnung und — nach seiner Nächstenliebe. Wenn eine Nonne in einem Arbeiterheim die kranke Frau pflegt, das Essen kocht, die zwei Stuben fegt und die Kinder wäscht, und alles für Gottes Lohn und mit einem freundlichen Gesicht; und die Schwester sagt, sie möchte eine halbe Stunde beten, dann kann der Mann rot, röter, am rötesten sein, er wird weder lachen noch spotten, er wird auf den Zehen gehen und die Mütze abnehmen, selbst wenn er sie sonst nicht einmal beim Essen abnimmt. . . . Was keiner ertragen kann, ist die Disharmonie zwischen religiöser Betätigung durch Kirchengang, Sakramentenempfang u. s. w. und einer von christlicher Güte und Hilfsbereitschaft unberührten Gesinnung. Wo diese fehlt, wo Christen wohl dort zu finden sind, wo irgendwie gefühlvolle Andacht, eine interessante Predigt gehalten, eine schöne Messe gesungen wird, aber nicht dort, wo Not um Hilfe schreit und Armut übel riecht, da



ist das Urteil gesprochen“ (E. Fiedler, *Von den Sünden unserer Väter*, S. 77 ff.).

Soviel über das Grundsätzliche im allgemeinen. Bei einer anderen Gelegenheit sollen die einzelnen Andachtsübungen näher behandelt werden. Die Frömmigkeit Jesu, ihre Eigenart, ihr tiefstes Wesen, ihre Grundlagen, ihre innere und äußere Betätigung hat P. Otto Cohausz S. J. klar und gründlich dargelegt in seinem neuesten Werke: *Die Frömmigkeit Jesu Christi*, Kirnach-Villingen 1929, Verlag der Schulbrüder.

## Die Lehre der Nachfolge Christi vom Troste und der Trostlosigkeit.

Eine aszetische Studie.

Von P. Jos. Schrohe S. J.<sup>1)</sup>

### III.

*Nun zu den Quellen des Trostes und der Trostlosigkeit.* Selbstverständlich ist Gott, vor allem der Heiland, die erste und Haupttrostquelle. Im 21. Kapitel des 3. Buches wird Gott solatiosissimus (des Trostes voll) genannt. Im letzten Kapitel des dritten Buches heißt es: „Herr, auf was baut sich mein Vertrauen, das ich in diesem Leben habe, wie heißt doch das Ding, auf das ich mich in allen Vorfällen dieses Lebens verlassen und das mich wahrhaft trösten kann? Bist du nicht mein Herr, mein Gott, dessen Erbarmungen ohne Zahl und Grenzen sind, mein ganzes Vertrauen und mein einziger Trost? Wo war mir je wohl ohne dich oder wann wäre mir je übel gewesen bei dir“ (Buch 3, c. 59, n. 9).<sup>2)</sup> Und wiederum: „Du bist meine Hoffnung, du mein Vertrauen, du mein Tröster, du mein treuester Freund in allen Lagen des Lebens“ (ebd.). „Auf dich allein hoffen, das macht den Trost und die ganze Stärke deiner Diener aus. Zu dir, mein Gott, schauen meine Augen auf; du bist meine Zuversicht, Vater aller Erbarmungen“ (II Kor 1, 3) (ibid. n. 4).

Zwei weitere Quellen des Trostes sind nach dem Verfasser der Nachfolge die Heilige Schrift und das allerheiligste Altarsakrament (vgl. Röm XV, 4). Im 11. Kapitel des vierten Buches ruft er aus: „Ich habe einen Spiegel meines Lebens und eine Quelle des Trostes an den heiligen Schriften, und, was alles übertrifft, deinen heiligsten Leib als Heil-

<sup>1)</sup> Der hochw. Verfasser der Abhandlung starb zu Lainz (Wien) am 20. Mai 1930. R. I. P.

<sup>2)</sup> Nach der freien Übersetzung von Bischof Sailer.

mittel und Zufluchtsstätte.“ In c. 2 des vierten Buches heißt es: „Freue dich, meine Seele, und danke dem Herrn für diese so edle Gabe, und den einzigartigen Trost, den er uns in diesem Tale der Tränen zurückgelassen hat“ (Buch IV, c. 2). Im ersten Kapitel des vierten Buches nennt er den Heiland eine Trostquelle für die Erdenpilger (*consolatio viatorum*, n. 12) und im vierten Kapitel des vierten Buches, n. 3, nennt er den Heiland den Geber alles inneren Trostes. Deshalb ruft er freudig aus: „O selig, selig die Menschenseele, die dich, ihren Gott und Herrn empfangen darf und beim Empfang mit geistlicher Freude erfüllt wird“ (Buch IV, c. 3, n. 4). Daher auch sein großes Vertrauen auf den Heiland: „Im Vertrauen auf deine Güte, Liebe und große Barmherzigkeit komme ich zu dir wie ein Trostbedürftiger zu seinem gütigen Tröster“ (Buch IV, c. 2, n. 1). Übrigens kann er uns nach Thomas selbstverständlich auch dann trösten, wenn wir ihn weder empfangen noch in der Kirche besuchen können. Ein frommer Mensch trägt seinen Tröster Jesus immer und überall mit sich umher und spricht zu ihm: „Hilf mir, Herr Jesus, an jedem Orte und zu jeder Zeit“ (Buch III, c. 17, n. 2). Die Folgerung aus diesem Glauben zieht er in c. 23 des dritten Buches, n. 7: „Das ist meine Hoffnung, mein einziger Trost in aller Trübsal, meine Zuflucht zu dir zu nehmen, auf dich zu vertrauen, dich aus dem innersten Grunde anzurufen und deine Heimsuchung geduldig abzuwarten“ (vgl. dazu Judith 8, 20).

*Eine fernere Trostquelle ist der Gedanke an den Himmel.* Im 49. Kapitel wird der Gedanke an die zukünftige Belohnung der stärkste Trost für die Geduldigen genannt (*fortissimum patientiae solamen*, n. 6). Die ganzen Kapitel 47, 48 und 49 des dritten Buches gehören hieher.

*Als weitere Quelle des Trostes bezeichnet Thomas die Demut.* Er schreibt: „Den Demütigen nimmt Gott in seinen Schutz und rettet ihn, *den Demütigen liebt und tröstet er*“ (Buch II, c. 2, n. 2). Wenn Gott der Herr, wie der Apostelfürst sagt, den Demütigen seine Gnade gibt (I Petr 5, 5), so muß das natürlich auch von der Gnade des Trostes gelten.

*Eine weitere Trostquelle ist ein innerliches Leben.* „Innerliche Menschen sucht Gott gerne heim, hält mit ihnen süße Zwiesprache, spendet ihnen lieblichen Trost und würdigt sie einer staunenswerten Vertraulichkeit“ (Buch II, c. 1, n. 1).

Endlich wäre noch nach Thomas als Trostquelle, so paradox es klingt, *die Abtötung* zu nennen. An sehr vielen

Stellen kommt er auf diese Trostquelle zurück. So schreibt er z. B. in Kapitel 1 des zweiten Buches n. 8: „Wenn du auf die äußeren Tröstungen verzichtest, wirst du himmlische Dinge schauen und öfters in deinem Inneren jubeln können.“ Und wiederum: „Wenn du überfließende Tröstung von mir erfahren willst, so verachte alles Irdische und verschmähe alle niedrigen Ergötzungen. Darin wirst du Segen finden und wird dir eine überreiche Quelle des Trostes eröffnèt werden“ (Buch III, c. 12, n. 5). „Denn der äußere Trost ist ein großes Hindernis für den inneren Trost“ (Buch I, c. 10, n. 2).

*Quellen und Ursachen der Trostlosigkeit.* An erster Stelle ist namhaft zu machen der Zustand der gefallenen Natur. Seit der Sünde unserer Stammeltern ist die Erde kein Paradies mehr, sondern ein Jammertal, die Heimat des Kreuzes. Wir haben eigentlich jeden Anspruch auf Trost verwirkt. „Wir werden immer etwas zu leiden haben, denn das Gut unserer irdischen Glückseligkeit haben wir (durch die Sünde unserer Stammeltern) verloren“ (Buch I, c. 13, n. 3). Aber Gott der Herr, der, wie der Prophet Habakuk III, 2 sagt, wenn er zürnt, doch auch immer seiner Barmherzigkeit eingedenk ist, schenkt uns, obwohl wir es nicht verdienen, doch noch zuweilen aus Mitleid etwas Trost. Er kennt ja unser Elend und er weiß, daß wir nicht ohne jede Freude leben können. Dankbar erkennt dies Thomas mit den Worten an: „O Vater aller Erbarmungen und Gott allen Trostes, ich danke dir, daß du mich, obgleich allen Trostes unwert, dennoch zuweilen durch deinen Trost erquickst“ (Buch III, c. 5, n. 1).

Der Trost kann demnach kein Dauerzustand im menschlichen Leben sein, sondern muß mit der Trostlosigkeit abwechseln. Gefehlt wäre es demnach, wenn wir mit ungestümen Bitten um Trost an Gott herantreten würden. *Gerade dadurch würden wir uns des Trostes noch unwürdiger machen.* Mit unserem Ehrwürdigen sollten wir vielmehr sprechen: „Wie könnte ich mich beklagen, wenn du mich verläßt?“ (Buch III, c. 40, n. 1) und wiederum: „Mein Herr, ich bin deines Trostes, deiner göttlichen Heim-suchung nicht wert und deshalb tust du recht daran, wenn du mich in meinem Elende trostlos schmachten läßt“ (Buch III, c. 52, n. 1). Dann sollen wir bedenken, daß die Heiligen, also Gottes treueste Diener, auch nicht immer im Trost geschwommen sind. Deshalb apostrophiert Thomas im Namen Gottes diese Trostjäger mit folgenden Worten: „Glaubst du etwa, daß dir die Tröstungen immer nach Wunsch zu Gebote stehen sollten? O, selbst meine



Heiligen hatten nicht lauter Stunden des Trostes, sondern viele Drangsale, mancherlei Versuchungen und große Anfälle von Trostlosigkeit auszustehen. Aber sie harrten standhaft aus und vertrauten mehr auf Gott als auf sich, da sie wußten, daß die Leiden dieser Zeit nicht in Vergleich kommen mit der Herrlichkeit, die einstmals an uns offenbar werden wird (Rom 8, 18). Willst du jetzt schon haben, was viele mit vielen Tränen und Anstrengungen kaum erlangt haben?“ (Buch III, c. 35, n. 3).

Eine weitere Quelle der Trostlosigkeit, die mit der eben erörterten des ungestümen Trostverlangens verwandt ist (zusammenhängt), ist die *Undankbarkeit für den erhaltenen Trost*. Deshalb mahnt Thomas: „Wenn dir geistlicher Trost von Gott zuteil wird, so nimm ihn dankbar an und vergiß nicht, daß er ein Geschenk Gottes, nicht ein Verdienst von dir ist“ (Buch II, c. 9, n. 42). Und wiederum: „Was der göttlichen Heimsuchung am meisten Tor und Tür verriegelt, das ist die falsche Freiheit des Gemütes und das große Selbstvertrauen. Gott tut gut, wenn er uns die Gnade der Tröstung gibt, *aber der Mensch tut nicht wohl, wenn er nicht Gott für alle Gaben dankt und sie dadurch gleichsam zurückerstattet*. Und eben deshalb können die Gnaden Gottes nicht ungehindert in uns einfließen, wenn wir ihrem Urheber undankbar sind, und nicht alles zur Quelle, aus welcher es geflossen ist, zurückfließen lassen“ (Buch II, c. 10, n. 2). Denn dem Dankbaren werden neue Gnaden zuteil und dem Stolzen wird genommen, was dem Demütigen zuteil wird. Sodann fügt er im gleichen Kapitel noch zwei goldene Räte bei: „Gib Gott, was Gottes ist, und dir, was dein ist, das heißt: danke Gott für die Gnade und sei dir bewußt, daß dein Eigentum die Schuld und die Strafe für die Schuld ist“ (ibid. n. 3). „Wer die Gnade Gottes bewahren will, sei dankbar, wenn er sie empfängt, und geduldig, wenn sie ihm entzogen wird. Er bete, daß er sie wieder erhält; er sei vorsichtig und demütig, daß er sie nicht wieder verliert“ (Buch II, c. 10, n. 5). Nichts trocknet ja den Strom der göttlichen Freigebigkeit mehr und rascher aus als Undankbarkeit.

*Eine andere Quelle der Trostlosigkeit ist die Ausgießung nach außen.* „Du kannst sehr rasch die fühlbare Gnade verlieren, wenn du dich nach außen ergießen willst“ (Buch II, c. 8, n. 3). Vgl. auch das 12. Kapitel des vierten Buches, n. 4.

*Anhänglichkeit an die Geschöpfe.* Ein großes Hindernis der himmlischen Tröstung ist darin zu suchen, daß du

dich zu spät zum Gebete wendest. Denn bevor du mich inständig anrufst, suchst du viel äußeren Trost und erquickst dich in äußeren Dingen“ (Buch III, c. 30, n. 1).

*Lauheit, eine weitere Ursache der Trostlosigkeit.* Mit klassischer Kürze sagt Thomas: „Wenn du anfängst, lau zu werden, fängst du an, dich schlecht zu befinden und trostlos zu werden“ (Buch I, c. 25, n. 11). Leicht begreiflich! Denn, wie es an einer früheren Stelle (n. 7 desselben Kapitels) heißt: „Ein nachlässiger und lauer Religiöse leidet Trübsal über Trübsal und wird von allen Seiten geängstigt, da er den inneren Trost entbehren muß und den äußeren nicht suchen darf.“ Da aber kein Mensch ganz ohne Trost leben kann, unterliegt ein solcher meist der Gefahr, den verbotenen äußeren Trost zu suchen. „Denn, wenn der Mensch lau zu werden beginnt, scheut er auch eine geringe Mühe und nimmt gern äußeren Trost an“ (Buch II, c. 4, n. 3).

Endlich wäre noch eine allerdings nicht allzu häufige Quelle der Trostlosigkeit zu erwähnen, die der Verfasser der Nachfolge Christi mit den Worten kennzeichnet: „Viele haben alles Gefühl der Andacht verloren, indem sie erforschen wollten, was über ihr Fassungsvermögen ging“ (Buch IV, c. 18, n. 2). Er gibt dann sogleich in den beigefügten Worten auch das Heilmittel dagegen an: „Du sollst glauben und aus dem Geiste des Glaubens leben, hohe Einsicht und tiefe Erkenntnis wird von dir nicht gefordert. Wenn du nicht verstehst, was unter dir ist, wie kannst du begreifen, was über dir ist? Unterwirf dich deinem Gott und all dein Meinen beuge demütig unter die Zucht des Glaubens und es wird dir so viel Licht der Erkenntnis gegeben, als dir nützlich und notwendig ist“ (Buch IV, c. 18, n. 2).

#### IV.

*Jetzt wäre noch unser Verhalten zur Zeit des Trostes und der Trostlosigkeit zu erörtern.*

*Wie sollen wir uns zur Zeit des Trostes verhalten?* „Wird dir von Gott geistlicher Trost zuteil, so nimm ihn mit Dank an, aber halte dir stets vor Augen, daß er ein Geschenk Gottes, nicht dein Verdienst ist. — Überhebe dich deshalb nicht, gib dich keiner allzugroßen Freude hin, hüte dich vor jeder eitlen Anmaßung. Vielmehr soll dich die Gabe Gottes demütiger, behutsamer und in allen deinen Handlungen nur noch vorsichtiger machen. Denn die Stunde des Trostes geht bald vorüber, um der Versuchung Platz zu machen“ (Buch II, c. 9, n. 4). — Und

an einer anderen Stelle schreibt er: „Mein Sohn! Es ist für dich das Nützlichste und Sicherste, die Gnade der Andacht geheim zu halten, dich deshalb nicht über andere zu erheben, nicht viel davon reden, nicht viel Gewicht darauf legen, vielmehr dich selbst um deiner Sünden und Schwächen willen zu verachten, und für dieselben, als einem Unwürdigen gegeben, zu fürchten. Zur Zeit der fühlbaren Gnade bedenke, wie elend und arm du ohne sie bist. . . . Dem fehlt es sicher an Klugheit, der sich zur Zeit des überströmenden Trostes ganz der Freude hingibt, ganz auf seine frühere Armseligkeit und die keusche Furcht Gottes vergißt, die stets in Besorgnis ist, die Gnade wieder zu verlieren . . . Wer sich zur Zeit des Friedens in allzu große Sicherheit einwiegt, verfällt zur Zeit des Kampfes allzu großer Furcht und Zaghaftigkeit . . . Auch ist es ein guter Rat, zur Zeit des Eifers zu erwägen, wie es uns zu Mute sein wird, wenn uns jedes höhere Licht mangelt“ (Buch III, c. 7, n. 1, 3 und 4).

*Verhalten zur Zeit der Trostlosigkeit.* Vielleicht noch schwieriger als zur Zeit des Trostes ist es zur Zeit der Trostlosigkeit, das rechte Verhalten zu beobachten. Wohl deshalb gibt der Verfasser der Nachfolge Christi gerade über diesen Gegenstand die meisten Lehren. Zunächst schildert er das Verhalten der meisten Menschen in diesem Zustande. Er schreibt: „Jesus hat viele Jünger, die im himmlischen Reiche gerne mit ihm herrschen möchten, aber wenige, die sein Kreuz tragen wollen; viele, die gerne seine Seligkeit mit ihm teilen möchten, aber wenige, die mit ihm in der Trübsal ausharren wollen; viele, die mit ihm speisen, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm sich freuen, aber wenige für ihn etwas leiden. Viele folgen Jesus nach bis zum Brotbrechen, aber wenige bis zum Trinken aus seinem Leidenskelche. Viele verehren seine Wunder, wenige teilen seine Schmach. *Viele lieben Jesus, solange er ihnen nichts zu leiden gibt. Viele loben und preisen ihn, solange sie von ihm einige Tröstungen empfangen, aber wenn er sich verbirgt und sie auch nur eine kurze Weile sich selber überläßt, fangen sie zu klagen an und verlieren allen Mut*“ (Buch II, c. 11, n. 1). So ist es leider bei den Meisten. Aber müßte es so sein? Durchaus nicht! „Wenn du glaubst, du seiest weit entfernt von mir, bin ich dir oft am nächsten“ (Buch III, c. 30). Hier kann man an die Jünger auf dem Meere denken, die den Heiland, den sie auf dem Berge wähten, plötzlich vor sich sahen. „Wenn du glaubst, es sei alles verloren, dann ist oft gerade der Augenblick da, einen



großen Gewinn zu machen . . . Glaube ja nicht, ganz verlassen zu sein, wenn ich für eine Zeit Trübsal über dich verhänge oder den geliebten Trost entziehe. Denn auf diesem Wege geht man zum Himmel ein. Und es ist doch ohne Zweifel für euch und meine übrigen Diener besser, daß ihr in der Schule der Leiden geübt werdet, als wenn euch alles nach Wunsch ginge. Ich kenne die geheimen Gedanken der Menschen und weiß, daß es für deren Heil ersprißlicher ist, manchmal ohne Wohlgeschmack gelassen zu werden, damit nicht ein guter Erfolg dich stolz mache und nicht ein Wohlgefallen an dem, was du nicht bist, sich in dir rege. Was ich gegeben, kann ich ebenso wieder nehmen und zurückgeben, wie es mir gefallen wird. Wenn ich etwas gebe, ist es mein, und wenn ich es wieder nehme, habe ich dir das Deine nicht genommen; denn von mir kommt jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk (Jak I 17). Wenn ich etwas Drückendes oder Widriges über dich kommen lasse, sollst du nicht ungehalten und mutlos werden. Denn ich kann schnell Erleichterung verschaffen und alles Schwere in Freude verwandeln. Jedoch gehe ich, wie immer ich mit dir verfare, nach Recht und Billigkeit vor. Wenn du recht beraten bist und alles im Lichte der Wahrheit betrachtest, so wird dich keine Trübsal mehr so niederschlagen können. Du wirst vielmehr dich freuen und dafür danken, ja du wirst deine einzige Freude darin finden, daß ich deiner nicht schone und dich mit Schmerzen heimsuche (Job 15, 9). Wie mich mein Vater geliebt hat, so liebe ich euch (Joh 15, 9), sprach ich zu meinen geliebten Jüngern, die ich wahrlich nicht ausgesandt habe zum Genusse zeitlicher Freuden, sondern zu harten Kämpfen, nicht zum Besitze von Ehrenstellen, sondern zur Erduldung von Schmach, nicht zum Müßiggehen, sondern zur Arbeit, nicht zum Ruhen, sondern zum Fruchtbringen in vieler Geduld (Lk 8, 15; Joh 15, 16). Dieser Worte sei eingedenk, mein Sohn“ (Buch III, c. 30). Und an einer anderen Stelle spricht er noch ernster: „Wenn du schon in diesem Leben Ruhe genießen willst, wie darfst du dann auf die ewige Ruhe hoffen? Versprich dir in diesem Leben wenig Ruhe, sondern suche dir große Geduld zu erwerben. Suche den wahren Frieden, aber nicht auf Erden, sondern im Himmel, nicht bei den Menschen oder in anderen Geschöpfen, sondern bei Gott allein. Aus Liebe zu Gott mußt du alles gerne auf dich nehmen, nämlich Mühen und Schmerzen, Versuchungen, Verfolgungen, Ängsten, Not, Krankheiten, Unbilden, Verleumdungen, Tadel, Demütigungen, Be-

schämung, Zurechtweisung und Verachtung. Das alles fördert die Tugend, bewährt den Jünger Christi und verschafft ihm eine himmlische Krone. Ich werde die kurze Arbeit mit ewiger Belohnung und die vorübergehende Beschämung mit endloser Herrlichkeit vergelten“ (Buch III, c. 35, n. 2). „Auch der hat nicht den rechten Tugendbegriff, der zur Zeit der Trübsal oder einer anderen Widerwärtigkeit sich ganz verzweifelt geberdet und im Vertrauen auf Gott nachläßt.“

Man soll also bei einbrechender Trübsal nicht gleich mutlos werden oder gar verzweifeln. „Kommt die Gnade zum Menschen, so vermag er alles; verläßt sie ihn aber, so ist er wieder der arme schwache Mensch wie vorher und taugt fast zu nichts als zu Geißelstreichen. Das darf ihn aber weder mutlos machen, noch zur Verzweiflung treiben; er soll vielmehr feststehen in der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes und alles, was über ihn kommt, zum Lobe Jesu ertragen. Denn auf den Winter folgt Frühling, auf die Nacht der Tag und auf ein Gewitter heiterer Himmel“ (Buch II, c. 8).

Daher die Mahnung: „Wenn die Tröstung verflogen ist, soll man nicht gleich verzweifeln, sondern mit Demut und Geduld auf eine neue himmlische Heimsuchung warten; denn Gott ist mächtig genug, dich mit einer noch reichlicheren Tröstung zu begnaden als früher“ (Buch II, c. 9). Denn so spricht er durch den Mund des ehrwürdigen Thomas: „Ich lebe noch und bin bereit, dich noch mehrmals sonst zu trösten, wenn du auf mich vertrauen und mich mit ergebenem Herzen anrufen willst“ (Buch III, c. 57, n. 2). Ja gerade zur Zeit der Trostlosigkeit soll man mehr beten als sonst. „Wenn du trostlos bist, so mehre deine Gebete, höre nicht auf zu seufzen und anzuklopfen, bis du eine Brosame oder einen Tropfen der Heilsgnade erhältst“ (Buch IV, c. 12, n. 3; vgl. dazu auch Lk 23, 43 und Jak V, 13). Sehr tröstlich ist auch jenes Wort des Ehrwürdigen: „Immer kann man eine vorausgehende Prüfung als einen Vorboten einer kommenden Tröstung ansehen“ (Buch II, c. 9, n. 7). Denn nur denen, deren Treue durch mancherlei Versuchungen sich bewährt hat, wird die himmlische Tröstung verheißen. Wer überwunden hat, dem werde ich vom Baume des Lebens zu essen geben, sagt Gott in der Geheimen Offenbarung (2, 7).

Noch weniger aber als zur Mutlosigkeit und Verzweiflung dürfen wir uns durch die Trostlosigkeit zur Erbitterung gegen Gott hinreißen lassen. Auch diesbezüglich weiß unser Autor guten Rat: „Sei es sogar, daß

Gott Strafen und Geißelstreiche über dich verhängt, so mußt du auch dafür dankbar sein, *weil er alles, was er über uns kommen läßt, unserem Heile dienstbar macht*“ (Buch II, c. 10, n. 5). Es ist freilich ein hartes Los, wenn man zur Klasse jener gehört, von denen die Nachfolge Christi sagt, „daß sie es ihr ganzes Leben nicht gut haben“ (Buch I, c. 13, n. 6). Wie sollen sich die verhalten? Sie sollen mit unserem heiligen Autor sprechen: „Das sei mein Trost: gerne auf allen menschlichen Trost zu verzichten. Und wenn du mir, o Gott, deinen Trost entziehst, dann gelte mir dein Wille und deine gerechte Prüfung als höchster Trost“ (Buch III, c. 16, n. 2). „Denn nicht immer wirst du zürnen und nicht ewig drohen“ (Ps. 102, 9). Auch sind solche schwergeprüfte Menschen nicht ohne allen Trost. Freilich ist derselbe mehr geistig und weniger fühlbar. Erstens leben sie in dem frohen Bewußtsein, daß in ihnen der Wille Gottes in Erfüllung geht. „Wer dich lieb hat und deine Wohltaten kennt, soll seine größte Freude daran haben, daß dein Wille an ihm in Erfüllung gehe und alles, was du von Ewigkeit angeordnet hast, nach deinem Wohlgefallen vollbracht werde. Deshalb soll er zufrieden sein und seinen Trost darin finden, daß er so gern der Geringste ist, als ein anderer der höchste, daß er so willig und zufrieden mit dem letzten Platze vorlieb nimmt, wie ein anderer den höchsten einnimmt, daß er so gern verachtet ist und bei Seite geschoben, unbekannt und vergessen ist, als ein anderer hoch geehrt und groß in der Welt. — Denn dein Wille und der Eifer für die Förderung deiner Ehre muß ihm über alles gehen und ihn mehr trösten und ihm mehr gefallen, als alle Gabe, die er von dir empfangen hat oder noch empfangen könnte“ (Buch III, c. 22, n. 5). So haben die Heiligen gedacht und gehandelt. An sie hat gewiß unser Autor gedacht, als er die Worte niederschrieb: „Die aber Jesus um seinetwillen und nicht um ihres Trostes willen lieben, die loben ihn in den Stunden größter Herzensangst gerade so wie im Überschwange des Trostes. Und sollte er ihnen auch nie einen Trost gewähren, so würden sie ihn dennoch immer loben und ihm danken“ (Buch II, c. 11, n. 2). Sodann wissen sie, daß sie Lieblinge Gottes sind. Es heißt ja: „Mein Sohn, Geduld und Demut in trüben Stunden gefallen mir mehr als die Fülle des Trostes und der Andacht in glücklichen Tagen“ (Buch III, c. 57, n. 1). Was sie aber vor allem in trüben Stunden aufrecht erhält, ist der Gedanke an die ewige Vergeltung. Darum denken sie an das Wort: „Wenn du dich übel befindest und Trübsal



leidest, ist die Zeit zum Verdienen für dich gekommen“ (Buch I, c. 22, n. 5) und sprechen mit unserem Autor: „Wenn du mich nur nicht verwirfst, nicht auslöschst aus dem Buche des Lebens, so kann mir von all den Trübsalen, die über mich kommen mögen, keine schaden“ (Buch III, c. 17, n. 4) und wiederum: „Wenn ich nur einst im Hafen des Heiles lande, was kümmert's mich dann, was und wie Großes ich auf Erden gelitten habe?“ (Buch III, c. 57, n. 4).

Alles bisher Gesagte läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Man soll den Trost unablässig suchen, voll Sehnsucht darum bitten, ihn geduldig und vertrauensvoll erwarten, dankbar annehmen, demütig bewahren, eifrig ihn benützen und Gott Zeit und Maß der himmlischen Heimsuchung überlassen (Buch IV, c. 15, n. 1).

## **Pastoral-Fälle.**

**I. (Gewissensschwierigkeiten bezüglich der täglichen Kommunion in Frauenklöstern.)** Schwester X. kommt aus den Exerzitien auf ihre Filiale zurück und berichtet, der Exerzitienmeister habe einen Vortrag über die tägliche Kommunion der Schwestern gehalten und dabei erklärt, es dürfe eine Schwester, die das Unglück gehabt habe eine Todsünde zu begehen, nach Erweckung vollkommener Reue weiter kommunizieren, wenn sie durch Wegbleiben von der Kommunion oder eine Beichte zu ungewöhnlicher Zeit auffallen, d. h. in den Verdacht kommen würde eine Todsünde begangen zu haben. Wenn sie unauffällig beichten könne, müsse sie das natürlich tun. Aber in vielen Fällen könne einfach eine Schwester nicht zu ungewöhnlicher Zeit beichten ohne daß es von anderen bemerkt würde, wie jeder Kenner klösterlicher Verhältnisse zugeben werde. In solchen Fällen müsse man sagen: es besteht die Notwendigkeit zu kommunizieren, da die Schwester sonst schwer diffamiert ist; es besteht auch nicht die Möglichkeit zu beichten, da die Schwester durch die ungewöhnliche Beicht wieder diffamiert wird. Notwendigkeit zu kommunizieren und Fehlen der Beichtgelegenheit seien aber die Voraussetzungen, unter denen das kirchliche Rechtsbuch die Kommunion auch im Zustand der schweren Sünde nach bloßer Erweckung von Reue gestatte.

Der Hausgeistliche hört von der Sache und legt sie seinen Mitbrüdern auf der Pastorkonferenz vor. Die anwesenden Priester können nicht enig werden. Dem einen erscheint diese Auslegung von can. 856 als mutige, befreiende Tat, durch die

eine gute Zahl arger Gewissensschwierigkeiten, die sich seit Einführung der täglichen Kommunion ergeben hätten, beseitigt sei, dem anderen erscheint sie als zu weitgehend. Quid ergo?

Der can. 856, auf den sich der Exerzitienmeister berufen hat, lautet: „Nemo quem conscientia peccati mortalis gravat, quantumcumque etiam se contritum existimet, sine praemissa sacramentali confessione ad sacram Communionem accedat; quod si urgeat necessitas ac copia confessarii illi desit, actum perfectae contritionis prius eliciat.“ Der Exerzitienmeister hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß dieser Kanon auch auf Schwestern anzuwenden sein könne; denn auch bei ihnen kann der Fall eintreten, daß sie eine schwere Sünde begehen und dann nachher einerseits kommunizieren müssen und andererseits vor der Kommunion nicht beichten können. Und hiegegen wird sich auch auf der Pastoralkonferenz keine Stimme erhoben haben. Die Meinungsverschiedenheit bezog sich wohl nur auf die Zulässigkeit des Grundes, aus dem die Kommunion nötig und die Beicht unmöglich sein soll, nämlich: der Verdacht, eine Todsünde begangen zu haben, wenn die Schwester entweder von der Kommunion zurückbleibt oder vorher beichtet. Nach dem Exerzitienmeister soll eine Schwester in *vielen* Fällen einfach zu ungewöhnlicher Zeit nicht beichten können, ohne daß es von andern bemerkt würde, wie jeder Kenner klösterlicher Verhältnisse zugeben werde. Die Gegner dieser Lehre auf der Pastoralkonferenz werden wohl zu ihrer Stellungnahme durch die Befürchtung gekommen sein, der P. Vermeersch S. J. in folgenden Worten (Theol. mor. III, n. 317) Ausdruck gibt „Tolerare non possumus habitualement istius praecepti omissionem, quae reverentiam erga SS. Sacramentum et horrorem peccati mortalis simul non leviter imminueret.“

Zur Beantwortung des „Quid ergo?“ im vorgelegten Falle käme man entweder an kein Ende oder würde sich mit einigen allgemeinen Bemerkungen bescheiden müssen, wollte man *positiv* angeben, in welchen Fällen sich Schwestern nach schwerer Sünde vor der Kommunion mit vollkommener Reue begnügen dürfen. Die Theologen haben sich darüber noch recht wenig ausgesprochen; sie begnügen sich mit allgemeinen Wendungen, die immerhin etwas streng erscheinen. P. Vermeersch S. J. hat unseren Fall in den Periodica de re canonica et morali, utilia praesertim Religiosis et Missionariis 15 (1927) (89) — (101) unter der Überschrift „De Probatione ante S. Communionem. Dissertatio pastoralis“ behandelt und gelangt unter Berücksichtigung der neueren Moralisten zu folgendem Ergebnis: „Hic tamen, prudenter libratis adiunctis, fieri potest, ut studium veritatis et removendum periculum sacrilegii suadeant vel adeo imperent monitionem, qua certiores fiant non peccari ab eo, qui post

peccatum grave solo elicitu actu perfectae contritionis ad sacram mensam accedat, si non possit aliter vitari confusio similis eius, qui in scamno communicantium peccati memor fieret.“ Zu diesem äußerst vorsichtig gefaßten Entscheid fügt dann Vermeersch noch aus Aertnys-Damen, II, 167 hinzu, wann man die Schwestern auf den erlaubten Ausnahmefall der Kommunion ohne Beicht aufmerksam machen könne: „saltem in particulari paenitens ille, cui hoc expedire videbitur, instrui poterit.“ Damit scheinen sich Vermeersch und Aertnys-Damen gegen eine allgemeine Unterweisung über diesen Punkt auszusprechen. Jedenfalls ersieht man hieraus, mit welcher Vorsicht man in dieser Frage vorzugehen hat, da ja gewiegte Moralisten geneigt sind, den Unterricht über das Ausreichen der vollkommenen Reue nur einzelnen Schwestern gegenüber, die leichter in die mißliche Lage kommen können, zu gestatten, und dann nur eine solche oder ähnliche Beschämung als Entschuldigungsgrund gelten lassen, die entstehen müßte, wenn jemand bereits an der Kommunionbank kniete, sich erst dann an eine nach der letzten Beicht begangene schwere Sünde erinnerte und nun ohne Kommunion sich von der Kommunionbank entfernen würde. Damit ist auch gesagt, daß nicht jede Beschämung den Hinzutritt zur Kommunion oder die Unterlassung der an sich erfordernden Beicht rechtfertigt.

Kann so die Antwort auf die Frage, unter welchen Umständen sich Schwestern nach schwerer Sünde zur Vorbereitung auf die heilige Kommunion mit bloßer vollkommener Reue begnügen dürfen, positiv nur in allgemeinen Wendungen bestehen, so dürfte die *negative* Antwort auf die negativ gestellte Frage „Wann dürfen sie es *nicht* tun?“ genauere Aufschlüsse geben.

I. Da ist zu sagen: 1. Es genügt nicht eine *bloß eingebil-*  
*Gefahr*, infolge der *Kommunionunterlassung* in den Verdacht der schweren Sünde zu kommen. Das muß hier eigens betont werden, weil die Eigenliebe des Menschen im allgemeinen und die lebhafteste Phantasie des weiblichen Geschlechtes insbesondere geneigt ist, da Gefahren für den eigenen Ruf zu erblicken, wo objektiv keine bestehen. Wollte man hier der rein subjektiven Auffassung Rechnung tragen, so käme man praktisch zur Außerkraftsetzung des can. 856. — Indessen muß auch wieder zugegeben werden, daß es gerade hier für die einzelne Schwester sehr schwer sein muß, die subjektive Gefahr von der objektiv bestehenden zu unterscheiden. Darum müssen wir zu genaueren Angaben fortschreiten:

2. Die Gefahr der Selbstbloßstellung ist entweder bloß *ein-*  
*gebildet* oder doch wenigstens *nicht groß genug*, wenn das *Fern-*  
*bleiben* von der heiligen Kommunion in der Klostergemeinde



auch sonst hin und wieder vorkommt, so z. B. wenn eine kluge Oberin, um einen moralischen Zwang (der viel Unheil stiften kann) zur siebenmaligen Kommunion in jeder Woche nicht aufkommen zu lassen, etwa selber im Laufe eines Monats das eine oder andere Mal nicht kommuniziert. P. Vermeersch spricht sich (Periodica (97)) dagegen aus, den Oberinnen einen diesbezüglichen Rat zu geben, setzt aber dabei voraus, daß der Rat eigens deswegen erteilt werde, damit die Oberin so mit helfe, unwürdige Kommunionen von Seite der Schwestern zu verhindern; er sagt: „Potestne ratio istius consilii prudenter indicari . . . etiam Superiori laico aut (quod peius foret) Superiorissae? Quis non videt animi perturbationes et suspiciones, quibus hoc modo via paratur? Si autem rationem non indicemus, cur videbimur dare consilia contraria canonibus? — Praeterea, ubi omnes religiosae cotidie communicare solent, nonne iterata Superiorissae abstinencia eam saltem minoris fervoris insinuat, ita ut inde communis aedificatio detrimentum capiat? Quare prudentius facturum aestimamus eum, qui singularia et non consueta consilia inire noluerit ad tutanda officia communia.“ Mir scheint, die hier mit Recht geltend gemachten Bedenken schwinden, wenn man den Oberinnen den Rat, hin und wieder von der Kommunion fernzubleiben, ausdrücklich aus dem oben angegebenen Grunde gibt, um nämlich jeden moralischen Zwang zur siebenmaligen Kommunion in der Woche auszuschalten. Gerade ein solcher Zwang liegt sicher nicht in der Absicht der heiligen Kirche, wenn sie die „tägliche“ Kommunion *empfiehlt*. Leider aber muß zugestanden werden, daß ein Zwang, besonders in Frauenklöstern, nur allzu leicht aufkommt, ganz gegen den Willen der Kirche und ganz gegen den von ihr ins Auge gefaßten Zweck der Heiligung der Seelen. Dem Wunsche der Kirche entspricht doch vollauf jeder, der in der Woche fünf- bis sechsmal kommuniziert. Darum hat die Kirche auch bestimmt, daß zur Gewinnung der Ablässe die sonst erforderliche Beicht nicht verlangt wird von jenen, „qui solent . . . sanctam Communionem in statu gratiae et cum recta piaque mente recipere quotidie, quamvis *semel aut iterum per hebdomadam ab eadem abstineant*“ (can. 931, § 3). Und so wäre es doch wohl geradezu wünschenswert, daß man, statt immer noch mehr auf der täglichen, d. h. wie man es fälschlich auffaßt, der siebenmaligen Kommunion in der Woche zu bestehen, es auch den Schwestern nahelegte, im Interesse der Freiheit hin und wieder auf eine Kommunion zu verzichten: Gott würde diesen Verzicht sicherlich auch belohnen, und die geistige Kommunion könnte ersetzen, was man durch den Verzicht auf die wirkliche zu verlieren fürchtet. Nur keine Tyrannei im Bereiche des Heiligsten, wo die Kirche selber die Freiheit gewahrt wissen will!

3. Die Gefahr der Selbstdiffamierung ist entweder nur eingebildet oder doch *kein hinreichender Entschuldigungsgrund*, um nach schwerer Sünde ohne Beicht mit bloßer vollkommener Reue zu kommunizieren, wenn die Schwester *durch freiwillige Verletzung des Nüchternheitsgebotes* oder durch (nicht lügenhaftes) *Vorschieben körperlicher Indisposition* ihr Fernbleiben von der Kommunion vor den andern erklären kann. Wird sich z. B. eine Schwester, der es nach schwerer Sünde sicher auch körperlich nicht wohl ist, in der Kommunionkapelle sofort setzen und dann nicht an die Kommunionbank treten, so ist die Gefahr der Selbstbloßstellung doch sehr gering, zumal, wenn sie nachher noch sagen kann, sie habe in der Nacht oder in der Frühe wegen ihrer Indisposition Wasser getrunken; im Laufe des Tages wird sie dann allerdings beichten müssen, wenn sie anderen Morgens kommunizieren will.

4. Es ist ferner die Möglichkeit zu beachten, daß Schwestern, auch ohne schwerer Sünde schuldig zu sein, sich der täglichen Kommunion enthalten *müssen*, und zwar *trotz eigener sicherer Diffamierung* vor vielleicht der ganzen Ordensgemeinde. Nach can. 863 sind die Gläubigen zur öfteren, ja täglichen Kommunion anzueifern „*ad normas in decretis Apostolicae Sedis traditas*“. Unter diesen Normen ist an erster Stelle zu nennen das Dekret des Heiligen Offiziums vom 20. Dezember 1905 über die öftere Kommunion. Darin heißt es unter n. 5: „*Confessarii consilium intercedat*“ (Denzinger n. 1989), und der Beichtvater *darf* die tägliche Kommunion *nicht erlauben*, wenn es einer Schwester fehlt an der „*recta piaque mens*“, d. h. wenn der Beichtvater wahrnimmt, daß sie nur aus natürlichen Beweggründen täglich kommuniziert: und das kann sicher vorkommen. In diesem Fall muß der Beichtvater ohne Rücksicht auf die fama der Schwester die tägliche Kommunion untersagen. Meistens wird es ja gelingen, die *recta piaque mens* in ihr wieder zu erwecken; aber andernfalls hat sie das *periculum propriae diffamationis nach dem Willen der Kirche* auf sich zu nehmen. Daraus ergibt sich wieder, daß nach der Ansicht des Gesetzgebers nicht jede Gefahr der „*confusio*“ eine Notwendigkeit zu kommunizieren darstellt; also auch dann nicht, wenn durch das Wegbleiben von der Kommunion der Verdacht auf schwere Sünde, wie ja auch im angeführten Falle, irgendwie begründet erscheint.

II. Haben wir bislang von der Gefahr der Selbstdiffamierung gesprochen, die aus dem Fernbleiben von der Kommunion entstehen kann, so sind jetzt noch die Fälle anzuführen, in denen *das Beichten vor der Kommunion* eine ähnliche Gefahr begründen mag.

Im vorgelegten Falle wird vorausgesetzt, daß ein Beichtvater zur Stelle ist (ein solcher wird ja auch immer da sein,

wo ein Priester, nicht zufälligerweise ein Diakon, die heilige Kommunion austheilt), daß aber gerade das Beichten eine Selbstbloßstellung besagt. Hier ist zu bemerken, daß die Selbstdiffamierung nicht von der Beichtpflicht entschuldigt, wenn

1. die Schwester sich eben nur vor *diesem Beichtvater bloßstellt*: das ist eine *difficultas confessioni intrinseca*, die vom Gebot natürlich nicht entschuldigt.

2. Auch die Gefahr, sich *vor der Oberin bloßzustellen*, entschuldigt nicht; denn die heilige Kirche setzt derartige Bloßstellungen als selbstverständlich voraus, indem sie die Schwestern, wenn sie außer der Zeit einen Beichtvater haben wollen, naturgemäß an die Oberin weist (can. 521, § 3, 522, 523) und auf der anderen Seite eben diese Oberinnen so streng verpflichtet, sich bei derartigen Bitten den Schwestern willfährig zu zeigen und mit keiner Miene Unzufriedenheit zu verraten. Die Kirche weiß, daß die Bitte um einen Beichtvater zu ungewohnter Zeit bei der Bittstellerin eine Gewissensunruhe voraussetzt, sei es wegen Skrupel, sei es wegen Sünden, also eine Gefahr der Selbstdiffamierung.

3. Es kann vorkommen, daß die Schwester mit Umgehung der Oberin den Beichtvater durch *die Pförtnerin* oder *die Sakristanin* erbitten kann: auch die Bloßstellung vor diesen entschuldigt nicht von der Beichtpflicht. Ballerini-Palmieri sagen (Opus theol. mor. IV, tract. X, de sacr., sect. IV de Euch. n. 126): „De infamia vel scandalo. Perinde dicendum de sacerdote ac de laico qui assistens scamno recordetur peccati nec praemiserit confessionem. Tunc adest necessitas, de qua loquitur Trid. Syn.; necesse est enim communicare, ad vitandam infamiam. — Ceterum quidam quoad sacerdotem coarctare videntur ad casum, quo peccati meminerit ad altare. Sed sincere dicendum est, alios esse casus, quibus non posset *sine nota* recedere et quaerere confessarium: v. gr. si iam indutus vestibibus discedit e sacrario, vel si *coram multis* parare se incepit (at si vel solus sacristanus adest, nisi praetexti aliquid possit ceu causa discedendi, perinde erit, quia unus extraordinarium illud factum dicet multis): adderem quoties coram multis (actu vel virtualiter multis) sine nota declinare non potest, sive quia non reperit confessarium quem affuturum sperabat, sive quia peccavit et in locum venit, ubi confessarius non est etc.“ Nach Ballerini-Palmieri wäre also auch ein Priester vom Beichten nicht entschuldigt, wenn nur ein verschwiegener Sakristan darum wüßte, daß er ganz kurz vor dem Zelebrieren, schon mit den heiligen Gewändern bekleidet, die Sakristei verlassen hätte. Das gilt natürlich auch von einer Schwester, die durch die Vermittlung einer verschwiegenen Pförtnerin oder Sakristanin einen Beichtvater in den Beichtstuhl rufen kann.



4. Die Gefahr der Selbstdiffamierung besteht nicht oder ist wenigstens nicht groß genug, wenn das *Aufsuchen des Beichtvaters* kurz vor der Kommunion *auch sonst wohl* in der Kloster-gemeinde *vorkommt*, oder wenn auf Filialen auch die anderen Gläubigen vor der heiligen Messe oder Kommunion manchmal in der Pfarrkirche den Beichtstuhl aufsuchen: ja die gewöhnlichen Christen werden meistens gar nichts dahinter wittern, wenn fromme Schwestern in der Woche mehrmals zur Beichte gehen; sie werden sich daran nur erbauen.

III. Wenn wir nun auf Grund des bisher Gesagten versuchen wollen, eine zugleich positive und negative Regel aufzustellen, wann und unter welchen Umständen eine Schwester nach schwerer Sünde ohne vorhergehende Beicht mit bloßer vollkommener Reue zum Tisch des Herrn gehen darf, so dürfte wohl folgendes gelten:

1. Die Notwendigkeit zu kommunizieren oder die Unmöglichkeit zu beichten wegen Selbstdiffamierung besteht nur dann, wenn die wirkliche, nicht bloß eingebildete Gefahr besteht, sich vor „vielen“ bloßzustellen, d. h. bei „vielen“ *in den Verdacht der schweren Sünde* zu kommen. Das Wort „viele“ ist zu beachten, weil die Theologen entweder einschlußweise oder ausdrücklich eine Selbstdiffamierung vor „vielen“ fordern: einschlußweise, wenn sie sagen, nur eine solche genüge, die entstehen müßte, wenn man nach dem Hinzutreten an die Kommunionbank ohne Kommunion wieder zurücktreten würde; dabei ist vorausgesetzt, daß man sich in einer Kirche oder Kapelle mit vielen Betern befinde; — ausdrücklich, wenn es bei Ballerini-Palmieri (a. a. O.) heißt „coram multis (actu vel virtualiter multis)“, wobei das „virtualiter multis“ auch von einem einzigen Beobachter verstanden wird, der indiskret genug ist, um seine Beobachtung vielen anderen mitzuteilen.

2. Die „Vielen“ können absolut oder relativ viele, die „Wenigen“ *absolut* oder *relativ wenige* sein. *Absolut* wenige sind sicher eine oder zwei verschwiegene Personen (Oberin, Pförtnerin oder Sakristanin); im Sinne der Theologen und auch der Kirche wird man diese Zahl noch erhöhen müssen, und zwar auf vier bis sechs, wobei es immer noch zweifelhaft bleibt, ob sechs bis sieben Personen in unserer Sache nach der Ansicht der Theologen schon eine Vielheit ausmachen. Immerhin dürfte man wohl im Hinblick darauf, daß die Anschauung, es handle sich hier um ein eigentliches göttliches Gebot, von dem es natürlich nur schwer Entschuldigungen gibt, immer mehr an Ansehen verliert (vgl. Zeitschrift f. kath. Theologie, Innsbruck 53 [1929] 284), die genannten Zahlen für ausreichend halten, zumal, wenn man bedenkt, daß auch sonst die Gefahr der Selbstdiffamation vor anderen als dem Beichtvater von dem

göttlichen Gebot der integritas materialis vorderhand entschuldigt. Die „Wenigen“ können aber auch *relativ* wenige sein, d. h. relativ zu jenen, mit denen man ständig zusammen leben muß, wie es in klösterlichen Gemeinschaften der Fall ist. Nimmt man nun hier den gewöhnlichen Maßstab der Theologen, daß erst ein Drittel einer Gemeinschaft „viele“ ausmachen, so müßte man sagen: in einer klösterlichen Gemeinschaft, die mehr als 15 Personen zählt (ein Drittel dieser Zahl ist eine absolut kleine Zahl), werden erst dann „viele“ einen begründeten Verdacht der schweren Sünde schöpfen, wenn es über ein Drittel sind, also bei 30 Personen 10—12, bei 40 Personen etwa 13—15 u. s. w., wobei natürlich immer ein kleiner Spielraum bleibt, zumal man ja nie genau wissen kann, wie weit sich die Selbstdiffamierung ausbreiten wird.

Kurz: *absolut wenig* sind etwa *fünf*, *relativ wenig* bei Kommunitäten über 15 Personen *ein Drittel*: wenn man sich nur vor diesen „wenigen“ der Gefahr der Selbstbloßstellung aussetzt, dürfte kein Grund vorliegen, um nach schwerer Sünde mit bloßer vollkommener Reue zu kommunizieren.

IV. Um aber auch diese Fälle auf ein Mindestmaß zu beschränken, empfiehlt es sich, folgende Weisungen des P. Vermeersch (Periodica a. a. O.) wohl zu beachten:

1. Beim *allgemeinen Unterricht* über die Vorbereitung auf die heilige Kommunion soll die nach schwerer Sünde entstehende Beichtpflicht ausdrücklich betont und der *Ausnahmefall* der vollkommenen Reue nur gleichsam nebenbei erwähnt werden.

2. Die *Beichtpflicht* soll aber auf sicher schwere Sünden eingeschränkt werden; bei zweifelhaft schweren Sünden kann man die Beicht sehr empfehlen, aber nicht als Pflicht hinstellen. Natürlich müssen darum die Schwestern darüber unterrichtet werden, wann eine Sünde schwer, wann leicht, wann zweifelhaft schwer ist.

3. *Klugheit bei der Empfehlung der täglichen Kommunion!* Es wäre meines Erachtens wohl angebracht, den von der Kirche so angelegentlich empfohlenen Brauch der „täglichen“ Kommunion von der siebenmaligen in der Woche gut zu unterscheiden, damit nicht etwa eine Schwester, die sich ein- oder zweimal in der Woche von der Kommunion fernhält, als nicht mehr kirchlich gesinnt gelte und vor allem, damit nicht — was hier nochmals eigens betont werden möge — *ein moralischer Zwang zur siebenmaligen Kommunion* aufkommt — sehr gegen den Willen der heiligen Kirche.

4. Es ist auch der *Oberin* — und hierin möchte ich von P. Vermeersch abweichen — oder auch der *einen oder anderen Schwester* ausdrücklich zu empfehlen, hin und wieder eine Kom-

munion zu unterlassen, nicht mit dem Hinweis auf die Gefahr unwürdiger Kommunionen von Seite der Schwestern, sondern mit dem Hinweis auf die unbedingte Vermeidung des moralischen Zwanges zur siebenmaligen Kommunion in der Woche.

5. Den Schwestern muß vor jeder Kommunionmesse oder -austeilung *Gelegenheit* gegeben werden, *unauffällig den Beichtstuhl aufzusuchen*. Darum möge sich jeder Priester, der überhaupt die Vollmacht zur Absolution von Frauen besitzt (vgl. can. 522), regelmäßig einige Zeit vor der Messe oder Kommunionausteilung an Schwestern in der Nähe des Beichtstuhles blicken lassen.

6. Der *gewöhnliche Beichtvater* einer Schwester, die leichter in eine vermeintliche oder wirkliche Zwangslage geraten kann, möge diese schon zum voraus von der siebenmaligen Kommunion zurückhalten. „Iis, a quibus irreverentia maxime timenda est, ne in confessione quidem *generale* consilium per se dari poterit communicandi sine praevia confessione post commissum peccatum grave, sed tantum casui particulari hac ratione prospicere fas erit. — Multo minus huiusmodi consilium dari poterit iis, qui pravam consuetudinem deponere debent. — Longe melius erit fortiter urgere apud ipsos, ut notam, quae non est nisi mirationis vel cuiuspiam suspicionis contemnunt eamque praecaveant, interponendo ab initio inaequalia intervalla inter suas Communiones“ (Periodica, 101).

7. Es ist überhaupt dafür zu sorgen, daß die Schwestern sich vor dem *falschen Argwohn* hüten, hinter jeder Kommunionunterlassung eine schwere Sünde zu wittern, und P. Vermeersch empfiehlt mit Recht, den Schwestern ein ausdrückliches Verbot zu geben, *untereinander* über die Treue der Kommunität oder der einzelnen Schwestern in der täglichen Kommunion zu *sprechen*.

Werden diese Ratschläge befolgt, so wird der Fall der unwürdigen Kommunion oder der erlaubte Fall der Kommunion nach schwerer Sünde ohne Beicht zu den größten Seltenheiten gehören.

Innsbruck.

Dr Johannes Bapt. Umberg S. J.

II. (*Simonie*.) Baron von Müller hatte als Patron das Präsentationsrecht für eine Pfarrei. Als deren Inhaber gestorben war, erschien bei ihm ein Geistlicher und bat den Baron, er möge ihn für die Pfarrei präsentieren. Zugleich wies der Bewerber darauf hin, daß er schon öfters Knaben für die mittleren Klassen des Gymnasiums vorbereitet habe. Wenn er daher durch Vermittlung des Herrn Barons die Pfarrei bekäme, dann sei er gern bereit, dessen Kinder unentgeltlich für die mittleren Klassen des Gymnasiums vorzubereiten. Da die wirtschaftliche



Lage des Patrons in der Inflationszeit sehr gelitten hatte, ging derselbe gerne auf dieses Anerbieten ein. Er brachte also den betreffenden Geistlichen für die Pfarrei in Vorschlag. Der Bischof nahm auch die Präsentation an. Der Geistliche ist bereits seit mehreren Jahren Pfarrer und unterrichtet die Kinder des Barons in den Gymnasialfächern. Vor einiger Zeit nun schlug er in seinem Moralbuch zufällig die Abhandlung über die Simonie auf. Diesen Stoff hatte er früher nur ganz flüchtig studiert, weil er der Überzeugung war, solche Sachen seien im 20. Jahrhundert in Deutschland nicht mehr praktisch. Zuerst las er auch jetzt einiges nur ganz gleichgültig. Da erinnerte er sich auf einmal daran, wie er eigentlich in den Besitz seiner Pfarrei gekommen sei. Jetzt wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich sehr wach. Sorgfältig studierte er alles, kann sich aber kein Urteil darüber bilden, ob er nun tatsächlich Simonie begangen habe und rechtmäßig im Besitze der Pfarrei sei oder nicht.

Simonie (des göttlichen Rechtes) ist der bewußte Wille, ein geistliches Gut oder ein irdisches Gut, das damit in besonderer Weise verbunden ist, um einen irdischen, materiellen Wert zu kaufen oder zu verkaufen. — Irdische Güter können mit geistlichen Gütern entweder notwendig verbunden sein, so daß sie ohne dieselben keine Existenzberechtigung haben (wie es z. B. bei einem kirchlichen Benefizium zutrifft) oder sie sind nur zufällig damit verbunden, indem sie Teilgegenstand eines Vertrages sind (vgl. can. 727). — Der irdische, materielle Wert, der als Entgelt gegeben wird, kann sein: Geld oder ein anderer äußerer materieller Vermögenswert (*munus a manu*), menschliche Fürsprache und Protektion (*munus a lingua*), menschliche Dienstleistung zu irdischen Zwecken (*munus ab obsequio*). — Unter „kaufen“ und „verkaufen“ wird jede Vereinbarung verstanden, durch die man jemand verpflichten will, ein geistliches Gut für ein zeitliches zu geben. Es ist nicht notwendig, daß die Vereinbarung ausdrücklich, mit Worten geschlossen wurde; sie kann sich auch aus den ganzen Umständen ergeben (vgl. can. 728).

Nach diesen Erörterungen muß untersucht werden, ob in dem eingangs erwähnten Falle *Simonie begangen wurde*. Der Baron soll also den Bewerber für die betreffende Pfarrei präsentieren und damit also ein geistliches Recht ausüben und dem Bewerber ein Anrecht auf die Pfarrei verschaffen. Hier haben wir also zunächst ein Moment, das zur Simonie gehört: ein geistliches Gut (Gegenstand der Simonie). Dafür soll nun der Bewerber die Kinder des Barons auf die Mittelklassen des Gymnasiums vorbereiten. Damit haben wir auch eine Dienstleistung zu irdischen Zwecken (*munus ab obsequio*), also das simonistische Entgelt. Der zukünftige Pfarrer will ferner die Kinder anscheinend nicht aus bloßer Dankbarkeit umsonst

unterrichten, sondern er geht stillschweigend dem Baron gegenüber eine eigentliche Verpflichtung ein, er gibt demselben ein strenges Recht auf unentgeltliche Vorbereitung seiner Kinder. Damit ist dann auch der eigentliche simonistische Vertrag gegeben. — *Folglich wurde also in unserem Falle Simonie begangen.*

Über die Wirkung einer solchen Simonie bestimmt can. 729: „Der simonistische Vertrag ist ungültig. Bezieht sich die Simonie auf Benefizien, Ämter, Dignitäten, so ist auch die darauf folgende Verleihung ungültig. Dies gilt auch, wenn die Simonie von einer dritten Person begangen wurde, selbst dann, wenn der Beförderte nichts davon wußte. Eine Ausnahme findet nur in zwei Fällen statt, wenn nämlich die Simonie begangen wurde „in fraudem“ des Beförderten (d. h. wenn die Simonie von einem Dritten begangen wurde in der Absicht, die Übertragung des Benefiziums u. s. w. ungültig zu machen) oder wenn der Beförderte widersprochen hat. Daraus folgt: 1. Schon vor jedem Richterspruch muß man das, was man auf simonistische Weise gegeben oder empfangen hat . . . zurückerstatten, auf das Benefizium, das Amt oder die Dignität muß man aber verzichten. 2. Wer auf simonistische Weise zu einem Kirchenamt befördert wurde, kann sich auch die Einkünfte nicht aneignen. Hat er dies aber im guten Glauben getan, so wird es dem klugen Ermessen des kirchlichen Richters oder Ordinarius anheimgestellt, ihm die Restitution der bereits bezogenen Früchte ganz oder teilweise zu erlassen.“ — In unserem Falle könnte allerdings vielleicht jemand einwenden, nur bei der Präsentation sei Simonie begangen worden, deshalb sei auch die Präsentation ungültig. Daraus aber folge nicht notwendig, daß auch die spätere Verleihung der Pfarrei ungültig sei. Dieser Ausweg ist aber ungangbar, weil can. 1465, § 2 bestimmt: „Wurde bei der Präsentation Simonie begangen, so ist sie ungültig und macht auch die vielleicht später erfolgte Verleihung ungültig.“ — Trotzdem ferner der Pfarrer schon mehrere Jahr im Besitze seiner Pfarrei ist, so konnte er doch nicht durch Präskription in den gültigen Besitz der Pfarrei gelangen. Zur Präskription ist nämlich immer der gute Glaube nötig. Aber selbst wenn die Simonie von einem Dritten ohne Wissen des Bewerbers begangen worden wäre, der gegenwärtige Besitzer des Benefiziums sich also immer im guten Glauben befunden hätte, so könnte er doch nicht rechtmäßiger Besitzer der Pfarrei werden. Can. 1446 bestimmt nämlich: „Wenn ein Kleriker, der ein Benefizium besitzt, den Beweis erbringt, daß er dieses Benefizium unangefochten und im guten Glauben durch volle drei Jahre im Besitz gehabt habe, wenn auch auf keinen gültigen Rechtsgrund hin, so erwirbt er das Benefizium durch Präskription. Dies gilt aber nicht, wenn Simonie begangen wurde.“

Dem Pfarrer bleibt also nichts anderes übrig, als auf die Pfarrei zu verzichten und die Einkünfte herauszugeben. Ist aber die Sache geheim, so braucht er sich selbstverständlich nicht zu diffamieren. Wäre letzteres wegen besonderer Umstände notwendig mit dem Verzicht auf die Pfarrei verbunden, dann würde er sich am besten an die Pönitentiarie wenden. Dieselbe wird wohl dann unter Aufzählung einer entsprechenden Buße Sanation erteilen. — Die Amtshandlungen, welche der Pfarrer setzte, sind aber gültig, weil die Kirche bei einem allgemeinen Irrtum nach can. 209 die fehlende Jurisdiktion suppliert.

So ist also der Fall im äußeren Rechtsforum zu behandeln. Wegen der besonderen Umstände des Falles ist es aber möglich, daß sich im Gewissensbereich ein günstigerer Ausweg bietet. Nach der oben erfolgten Darlegung des Falles scheint es nämlich durchaus nicht ausgeschlossen zu sein, daß der Bewerber und der Baron *nicht* im entferntesten an *Simonie* dachten. Es ist auch möglich, daß die *Unkenntnis auf keiner Seite schwer sündhaft* war. Wenn diese Voraussetzungen vorhanden waren, ist der Pfarrer wohl gültigerweise in den Besitz der Pfarrei gekommen. Vor dem Erscheinen des Cod. jur. can. wurde diese Ansicht z. B. von Bucceroni<sup>1)</sup> vertreten. Derselbe lehrte, wenn irgend *eine* von den beteiligten Personen die Sündhaftigkeit der simonistischen Amtsverleihung bemerke, dann sei dieselbe ungültig, weil die Kirche die Simonie mit einem solchen Abscheu verfolge, daß sie diese Sünde nie ungeahndet lasse, so daß dabei manchmal sogar per accidens ein Unschuldiger leiden müsse; wenn aber *keine* der beteiligten Personen subjektiv durch Simonie gesündigt habe, dann sei die Amtsverleihung gültig. Als Grund gibt Bucceroni an, dieses Gesetz sei in erster Linie ein Strafgesetz, kein irritierendes Gesetz. Wenn in irgend einem Falle aber keine Schuld vorliege, dann gäbe es auch keine Strafe und folglich auch keine Irritation zur Strafe. — Diese Anschauung, daß manche irritierende Gesetze in erster Linie Strafgesetze seien und daß folglich die Irritation nicht eintrete, wenn man von der Strafe entschuldigt sei, wollen manche Autoren, z. B. Maroto<sup>2)</sup> und Noldin,<sup>3)</sup> anscheinend wenigstens zum Teil auch noch nach dem Erscheinen des Cod. jur. can. aufrecht erhalten. Diese Ansicht aber scheint schwer vereinbar zu sein mit can. 16, § 1, der sagt: „Von irritierenden oder inhabilitierenden Gesetzen entschuldigt keine Unkenntnis; eine Ausnahme findet nur statt, wenn das Gegenteil ausdrücklich bestimmt ist.“ Wäre aber die Irritation eine Strafe, dann wäre man bei Unkenntnis von ihr entschuldigt nach can. 2218, § 2,

<sup>1)</sup> Bucceroni, Casus conscientiae I<sup>6</sup>, S. 121.

<sup>2)</sup> Maroto, Institutiones n. 231.

<sup>3)</sup> Noldin, De Principiis<sup>14</sup>, S. 195.



der sagt: „Von jeder Strafe entschuldigen nicht nur die Umstände, welche jede Anrechenbarkeit aufheben, sondern auch jene, welche eine schwere Anrechenbarkeit aufheben.“ Allerdings scheint man vielleicht sagen zu können, in den Fällen, in welchen ausdrücklich bestimmt wird, daß die Unkenntnis von der Irritation entschuldige, die Irritation in erster Linie eine Strafe sei. Nach Ojetti<sup>1)</sup> findet sich aber eine derartige Bestimmung anscheinend nirgends im Cod. jur. can., so daß man wohl theoretisch von solchen Gesetzen sprechen kann, obwohl in Wirklichkeit, wenigstens nach dem allgemeinen Kirchenrecht, keine derartigen Gesetze vorhanden sind. Damit soll nicht geleugnet werden, daß einige Irritationen im Kodex einen strafähnlichen Charakter haben, aber diese Gesetze sind trotzdem in erster Linie irritierende Gesetze, keine Strafgesetze. Daß dies besonders auch für den Fall gilt, der uns hier beschäftigt, nämlich von der Irritation wegen Simonie, wird besonders klar, wenn man das (allerdings private) Inhaltsverzeichnis zum Cod. jur. can. näher anschaut. Dasselbst wird die Irritation wegen Simonie nicht unter den Strafen wegen Simonie aufgeführt, sondern unter den Wirkungen der Simonie. Demnach ist man also bei Simonie von der Irritation nicht entschuldigt wegen etwaiger Unkenntnis.

Verschieden aber von der Frage, ob Unkenntnis eine *Entschuldigung* vom Gesetze sei, ist die andere Frage, ob das Gesetz nicht eine gewisse *Kenntnis zum Tatbestand* verlange. Ein Beispiel wird dies klar machen. Zu den inhabilitierenden Gesetzen gehört auch das trennende Ehehindernis des Verbrechens. Nach can. 16, § 1 entschuldigt also keine Unkenntnis von der inhabilitierenden Wirkung dieses Gesetzes. Wenn daher jemand auch in unverschuldeter Unkenntnis darüber war, daß Ehebruch mit Eheversprechen ein trennendes Ehehindernis sei, so ist trotzdem die Ehe, die er etwa eingegangen hat, ungültig. Dessen ungeachtet aber tritt das Hindernis nicht ein, wenn nicht auf beiden Seiten ein formeller Ehebruch vorliegt. War daher zum Beispiel nur ein Teil verheiratet, und der andere Teil wußte es nicht, dann besteht das Hindernis nicht. Obwohl also objektiv ein Ehebruch vorliegt, so genügt das zum Tatbestand doch nicht. Die beiden müssen auch subjektiv durch Ehebruch gesündigt haben. Unter Berücksichtigung der vor dem Cod. jur. can. bestehenden Lehre und bei Anwendung des Grundsatzes: „Odiosa sunt restringenda“, scheint man dieses auch auf die Simonie anwenden zu können. Wenn keine der dabei beteiligten Personen subjektiv durch Simonie gesündigt hat, dann liegt der vom Gesetze verlangte Tatbestand nicht vor, so daß also die Irritation nicht eintritt. Ist sich also wenigstens

<sup>1)</sup> Ojetti, Normae generales, S. 129.

eine der beteiligten Personen bewußt, daß sie durch Simonie sündige, so tritt die Irritation ein, auch wenn niemand eine Ahnung von dem irritierenden Gesetze hatte; Unkenntnis entschuldigt eben nicht. Wird aber wegen Unkenntnis keine formelle Sünde begangen, so tritt die Irritation nicht ein, weil der vom Gesetze verlangte Tatbestand nicht vorhanden ist.<sup>1)</sup>

Hat also in unserem Falle weder der Bewerber noch der Patron subjektiv durch Simonie gesündigt, dann scheint der Pfarrer gültigerweise im Besitze der Pfarre zu sein. Wie weit dies gilt, wenn die Unkenntnis des Pfarrers eine selbstverschuldete war, ist nicht ohneweiters klar. Wahrscheinlich aber kann man dasselbe sagen, was die Autoren lehren bezüglich der Unkenntnis beim Hindernis des Verbrechens.<sup>2)</sup> Demnach tritt die Irritation nicht ein bei leicht schuldbarer Unkenntnis, wohl aber bei einer ignorantia affectata. Ob aber ignorantia crassa seu supina entschuldigt, ist eine Streitfrage. Deshalb kann man can. 15 anwenden: „Die Gesetze, auch wenn sie irritierend oder inhabilitierend sind, verpflichten nicht bei einem dubium iuris.“<sup>3)</sup> Diese Milderungen aber gelten an sich nur für den Gewissensbereich. Can. 2200, § 2 sagt nämlich: „Liegt eine äußere Gesetzesverletzung vor, so nimmt man im äußeren Rechtsforum bösen Willen (dolus) an, bis das Gegenteil bewiesen ist.“ Will daher der Bischof den Pfarrer wegen Simonie von der Pfarrei entfernen, und kann dieser nicht beweisen, daß keine formelle Sünde der Simonie vorlag, dann muß er gehorchen.

Münster (Westf.). P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

**III. (Das Gelübde des Erblässers.)** Herr Müller war gestorben. Sein Sohn wußte ganz gut, daß der Vater früher das Gelübde gemacht hatte, der Pfarrkirche eine größere Summe Geldes zu schenken zwecks Anschaffung einer neuen Monstranz, das Gelübde aber noch nicht erfüllt hatte. Er kommt nun in den Beichtstuhl und fragt, ob er dieses Gelübde erfüllen müsse und ob er — wenn er diese Pflicht habe — nicht davon dispensiert werden könne, weil die finanzielle Lage der Familie nicht mehr so günstig sei.

Bei Beantwortung dieser Frage ist zunächst zu beachten, ob der verstorbene Herr Müller in seinem Testamente ein *Legat* für die Pfarrkirche gemacht hat, um so sein Gelübde zu erfüllen. In diesem Falle hat selbstverständlich der Erbe, vorausgesetzt, daß sein Pflichtteil nicht verletzt wird, die Gerechtig-

<sup>1)</sup> Vgl. P. Gommarus Michiels O. M. Cap., Normae generales I, S. 364.

<sup>2)</sup> P. Timotheus Schäfer, Eherecht<sup>3</sup>/<sup>4</sup>, S. 200.

<sup>3)</sup> Nach den Bestimmungen des can. 2229, § 3 entschuldigt ignorantia crassa vel supina aber nicht von der dem Papste simpliciter reservierten Exkommunikation, die durch can. 2392 verhängt wird wegen Simonie bei Erwerbung eines Benefiziums.

keitspflicht, das Legat auszubezahlen und kann davon nicht dispensiert werden. Selbstverständlich aber könnte man den Apostolischen Stuhl um Kondonation angehen unter Angabe der näheren Umstände.

Schwieriger wird die Beantwortung der Frage, wenn der Vater in seinem Testament *keine entsprechende Bestimmung* getroffen hat. Von grundlegender Bedeutung für die Lösung der Schwierigkeit ist can. 1310. Derselbe bestimmt: „§ 1. Das Gelübde verpflichtet an sich (ratione sui) nur den Gelobenden. § 2. Die Verpflichtung des sachlichen Gelübdes geht auf die Erben über, ebenfalls die Verpflichtung des gemischten Gelübdes, soweit es sachlich ist.“ — Hier wird also zunächst gesagt, daß durch die bloße Tatsache, daß jemand ein Gelübde abgelegt hat, ein anderer noch zu nichts verpflichtet sei. Dies gilt anscheinend ganz allgemein. Ein Unterschied zwischen persönlichen und sachlichen Gelübden wird im ersten Paragraphen noch nicht gemacht. Wenn also z. B. die Eltern gelobt haben, daß ihr Kind an einem bestimmten Tage eine Wallfahrt mache, so ist das Kind kraft dieses Gelübdes allein nicht verpflichtet, die Wallfahrt zu machen. Hat aber jemand Dinge gelobt, die er einem andern befehlen kann, und befiehlt er sie ihm auch tatsächlich, dann ist der andere kraft dieses Gebotes (nicht kraft des Gelübdes) verpflichtet, das Gebotene auch zu tun. Haben also die Vorsteher eines Gemeinwesens das Gelübde gemacht, daß alle Mitglieder des Gemeinwesens an einem bestimmten Tage fasten, und geben sie dann als die zuständigen Obern ein entsprechendes Gebot, dann sind die Untergebenen auch zum Fasten verpflichtet. Es ist auch möglich, daß in manchen Gegenden eine derartige Verpflichtung durch das Gewohnheitsrecht eingeführt wird. Wenn dann aber ein Untergebener das Gesetz oder die rechtmäßige Gewohnheit übertritt, dann sündigt er nicht durch Verletzung eines Gelübdes, da er selbst ja kein Gelübde gemacht hat. Wie ist aber die spezifische Art der Sünde, die er begeht, zu bestimmen? Wie die allgemeine Moral lehrt, ist bei der Bestimmung der spezifischen Bosheit einer Gesetzesübertretung auf den Zweck des Gesetzes zu sehen. Je nachdem der Zweck des Gesetzes verschieden ist, liegen auch spezifisch verschiedene Sünden vor.<sup>1)</sup> Wenn die Kirche zum Beispiel manche Handlungen, die an sich keine Simonie sind, verbietet, um jede Gefahr der Simonie zu beseitigen, so sündigt der Übertreter eines solchen Gebotes durch Simonie. Gebote oder Verbote aber, welche die Vorsteher eines Gemeinwesens infolge ihres Gelübdes erließen, wurden erlassen im Interesse der Gottesverehrung; also sündigen die Übertreter gegen die

<sup>1)</sup> Noldin, De Principiis, n. 301; Vermeersch, Theol. Moral. I, n. 429.



Tugend der *Gottesverehrung*.<sup>1)</sup> — Wenn also ein Gelübde als Gelübde nur denjenigen bindet, der es abgelegt hat, und andere an sich zu nichts verpflichtet sind, so können doch äußere Umstände hinzukommen, infolge deren dann auch andere verpflichtet sind, die von andern gelobte Handlung zu setzen, so daß sie bei Nichterfüllung zwar nicht sündigen gegen das Gelübde, wohl aber gegen die Tugend der Gottesverehrung.

Nachdem im ersten Paragraphen des can. 1310 dieser allgemeine Grundsatz aufgestellt ist, wird dann im zweiten Paragraphen gesagt, daß die Verpflichtung eines sachlichen Gelübdes auf die Erben übergeht, ebenso die Verpflichtung eines gemischten Gelübdes, soweit es sachlich ist. Aus dem Grundsatz, der im ersten Paragraphen aufgestellt ist, wie auch aus der Lehre der Autoren ergibt sich klar, daß in einem solchen Falle der Erbe nicht durch das Gelübde an sich gebunden ist, daß er also kein Gelübde verletzt, wenn er die vom Erblasser gelobte Sache für sich behält. Nicht so ganz einfach aber ist die Beantwortung der Frage, auf welchen äußeren Umstand, auf welchen Grund hin der Erbe zur Leistung der Sache verpflichtet ist, und was für eine Tugend er also verletzt, wenn er das Gelübde des Erblassers nicht erfüllt. Die meisten Autoren antworten hierauf ohne jede Unterscheidung, der Erbe sei aus *Gerechtigkeit* verpflichtet, die Realgelübde des Erblassers zu erfüllen.<sup>2)</sup> Diese Ansicht kann man leicht verstehen, wenn derjenige, zu dessen Gunsten das Gelübde gemacht wurde, dasselbe bereits angenommen und dadurch sich ein Recht auf die gelobte Sache erworben hat. Man kann diese Ansicht auch noch verstehen, wenn der Erblasser dem Erben ausdrücklich diese Pflicht auferlegte. Unter dieser Voraussetzung kann der Erbe, wie bei einem Vertrage sub modo aus Gerechtigkeit verpflichtet sein, das zu tun, was von ihm verlangt wird. — Anders aber wird die Sache, wenn keine dieser beiden Voraussetzungen zutrifft. Worin soll es da begründet sein, daß der Erbe aus Gerechtigkeit verpflichtet ist, das Gelübde des Erblassers zu erfüllen? Die Autoren führen als Grund gewöhnlich den Umstand an, daß das Erbe mit allen Rechten und Pflichten, die auf demselben ruhen, auf den Erben übergehen. Gegen diese Beweisführung ist zunächst zu bemerken, daß die Pflicht, das Gelübde zu erfüllen für den Verstorbenen doch keine Gerechtigkeitspflicht war, sondern eine Pflicht der Treue gegen Gott; Treue gegen Gott aber gehört zur Tugend der Gottesverehrung. Da ist es

<sup>1)</sup> Noldin, De Praeceptis<sup>14</sup>/15, S. 232; Lehmkuhl, Theol. Moral. I<sup>11</sup>, n. 590; Göpfert, Moralthologie I<sup>8</sup>, n. 372; Génicot, Theol. Moral. I<sup>9</sup>, n. 318; Ubach, Compendium I, n. 152.

<sup>2)</sup> St. Alphonsus, Theolog. Moralis l. III, n. 213, 6<sup>o</sup>; Arregui, Summarium n. 210.

nun nicht einzusehen, wie durch den bloßen Übergang der Erbschaft aus einer Pflicht der Treue auf einmal eine Pflicht der Gerechtigkeit werde. Ubach<sup>1)</sup> will dies dadurch erklären, daß er sagt: der Verstorbene wollte dem Erben die gelobten Sachen überhaupt nicht geben, also kann der Erbe dieselben sich auch nicht aneignen. Demgegenüber ist zu bemerken: wenn der Verstorbene das Eigentum über die gelobte Sache dem Erben tatsächlich nicht übertragen wollte und wenn er diese Absicht in rechtskräftiger Weise äußerte, dann ist der Erbe auch nicht Eigentümer geworden. Aber der Fall muß doch nicht notwendig immer so liegen. Es wäre doch auch denkbar, daß der Erblasser das Gelübde überhaupt nicht mehr erfüllen wollte; vielleicht dachte er überhaupt nicht mehr daran. Es ist auch möglich, daß er wirklich alles Vermögen an den Erben übertragen wollte, weil er entschlossen war, vor seinem Tode das Gelübde noch selbst zu erfüllen, oder weil er glaubte, der Erbe würde aus eigenem Antriebe das Gelübde des Erblassers erfüllen. Aber selbst wenn der Erblasser die innere Absicht gehabt hätte, bei seinem Tode das Recht auf den gelobten Gegenstand nicht dem Erben, sondern einem Dritten zu übertragen, so ist doch zu bedenken, daß eine rein innere Absicht kein Testament ist, auch nicht, wenn es sich um eine *causa pia* handelt.<sup>2)</sup> Abgesehen von den oben angegebenen Ausnahmen wird man daher kaum eine Gerechtigkeitspflicht annehmen können. Aber was für eine Pflicht hat dann der Erbe? Ist er vielleicht aus *Treue gegen den Nebenmenschen* zur Erfüllung des Gelübdes verpflichtet? Hier ist zu beachten, daß, wie vorausgesetzt wird, das Gelübde von dem Nebenmenschen nicht angenommen worden war. Jedes Versprechen aber muß, auch wenn es nur aus Treue verpflichten soll, von dem andern angenommen sein. Weil das Versprechen aber von keinem andern angenommen worden war, hatte der Erblasser auch keine Pflicht der Treue gegen einen Menschen; demnach kann auch keine solche Pflicht von ihm auf den Erben übergehen. — Oder ist der Erbe, ähnlich wie der Verstorbene, von dem er die Güter mit allen Rechten und Pflichten hat, aus *Treue gegen Gott* und damit infolge der Tugend der Gottesverehrung zur Erfüllung des Gelübdes gehalten? Hier ist vor allem zu unterscheiden, ob diese Pflicht schon infolge des Naturrechtes oder erst infolge des positiven Rechtes besteht. Die meisten Autoren sprechen sich hierüber nicht deutlich aus. Bei Lösung dieser Frage muß man von der Tatsache ausgehen, daß der Gelobende Gott gegenüber nur aus Treue (nicht aus Gerechtigkeit) zur Erfüllung des Gelübdes verpflichtet war. Das Versprechen des Verstorbenen aber muß

<sup>1)</sup> Ubach, Compendium Theol. Moral. I, n. 152.

<sup>2)</sup> Vermeersch, Epitome II<sup>3</sup>, n. 641.

der Erbe nur erfüllen, wenn der Verstorbene es aus Gerechtigkeit erfüllen mußte, nicht wenn er bloß aus Treue dazu gehalten war,<sup>1)</sup> die Pflicht der Treue geht nämlich von dem Erblasser nicht auf den Erben über. Es ist daher nicht zu verwundern, daß schon vor dem Erscheinen des Kodex Kirchberg schrieb: „Aber wenigstens nach dem Naturrecht scheint es, daß er (der Erbe) zu nichts verpflichtet ist; denn das Versprechen nimmt weder demjenigen, der es gemacht hat, das Eigentumsrecht, noch bewirkt es, daß die einem anderen gemachte Schenkung ungültig sei.“<sup>2)</sup> Pruner ging sogar noch weiter und schrieb (ohne eine Unterscheidung zwischen Naturrecht und positivem Recht zu machen): „Die rein persönlichen Verpflichtungen des Erblassers gehen nicht auf den Erben über; auch nicht die Gelübde außer den bereits akzeptierten Realgelüben, insoweit die gelobte Sache sich noch im Nachlasse vorfindet.“<sup>3)</sup> Vermeersch glaubt, die Ansicht, daß nach dem Naturrecht die Pflicht der Treue, welche der Gelobende gegen Gott hat, nicht auf den Erben übergehe, auch aus dem Kodex beweisen zu können, weil es dort in can. 1310, § 1 ohne jede Einschränkung heißt: „Das Gelübde verpflichtet an sich nur den Gelobenden (votum non obligat, ratione sui, nisi emittentem).“<sup>4)</sup> Doch dürfte diese Streitfrage nicht von zu großer praktischer Bedeutung sein, da es in can. 1310, § 2 ganz klar heißt: „Die Verpflichtung eines sachlichen Gelübdes geht auf die Erben über, ebenso die Verpflichtung des gemischten Gelübdes, soweit es sachlich ist.“ Der Erbe ist also wenigstens kraft des *Kirchengesetzes* verpflichtet, die vom Erblasser gelobte Sache herauszugeben. Weil dieses Gesetz aber doch wohl im Interesse der Gottesverehrung erlassen wurde, so würde der Erbe auch gegen diese Tugend sündigen, wenn er das gelobte Gut nicht herausgeben würde. Aus diesen Ausführungen ergibt sich von selbst, inwiefern Müller junior verpflichtet ist, das Gelübde seines Vaters zu erfüllen.

Diese Erörterungen waren aber auch nötig zur Beantwortung der Frage, ob Herr Müller junior *dispensiert* werden könne von der Pflicht, Geld zu geben für die Anschaffung einer Monstranz.

Wie der Fall zu behandeln ist, wenn im *Testament* ein entsprechendes Legat ausgeworfen wurde, ist schon oben gesagt worden.

Liegt eine *Gerechtigkeitspflicht* vor, weil der Erblasser dem Erben diese Pflicht in unzweideutiger Weise auferlegte, oder weil die Pfarrkirche das Versprechen angenommen hat, so kann

<sup>1)</sup> Vermeersch, Theolog. Moralis II, n. 441.

<sup>2)</sup> Kirchberg, De voti natura, obligatione, honestate, p. 78, nota 1.

<sup>3)</sup> Pruner, Katholische Moralthologie II<sup>3</sup>, S. 171.

<sup>4)</sup> Vermeersch, Epitome II<sup>3</sup>, n. 641.



Herr Müller nicht dispensiert werden, weil man der Pfarrkirche ihre wohlerworbenen Rechte nicht nehmen kann. Aus diesem Grunde sagt auch can. 1313, daß von nichtreservierten Gelübden nur dispensiert werden kann, wenn dadurch wohlerworbene Rechte anderer nicht verletzt werden. Nur der Heilige Vater könnte unter bestimmten Voraussetzungen jemandem ein solches wohlerworbenes Recht nehmen. Außerdem ist aber auch noch zu beachten, ob vielleicht die Änderungen in den finanziellen Verhältnissen der Familie nicht so groß sind, daß das der Pfarrkirche gemachte Versprechen aufhört, auch wenn es aus Gerechtigkeit verpflichtete. Dies ist dann der Fall, wenn die eingetretenen Veränderungen so groß sind, daß der Erblasser das Gelübde (bezw. das Versprechen) nicht gemacht hätte, wenn er sie vorhergesehen hätte. Wäre ein solcher Fall zu Lebzeiten des Gelobenden eingetreten, so hätte damit auch das Gelübde von selbst aufgehört, weil ja ein Gelübde aufhört, wenn solche Veränderungen eintreten, bei deren Kenntniss das Gelübde nicht gemacht worden wäre. Nun ist allerdings der Erbe nicht durch das Gelübde, sondern durch das Kirchengesetz zu der entsprechenden Leistung verpflichtet. Aber man darf wohl mit Recht annehmen, daß can. 1310 den Erben nicht unlösbarere und damit schwerere Verpflichtungen auferlegen wollte als dem Gelobenden. Hätte also die Pflicht beim Gelobenden aufgehört, dann hört sie auch beim Erben auf. Dies würde noch mehr für den Fall gelten, in welchem durch das Gelübde der Pflichtteil des Erben verletzt würde.

Endlich ist noch die Möglichkeit zu berücksichtigen, bei welcher der Erbe nicht aus Gerechtigkeit, aber wenigstens durch das *Kirchengesetz* zur Leistung verpflichtet war, und zwar auf Grund der Tugend der Gottesverehrung. Wie unter den eben genannten Umständen, so könnte auch hier durch bedeutende Veränderungen der Vermögensverhältnisse die Pflicht von selbst aufhören. Aber wenn die Veränderungen nicht gerade so groß sind, aber doch noch immer recht bedeutend, könnte dann der Erbe dispensiert werden? Vielleicht könnte da jemand auf den Gedanken kommen, Herr Müller könne, von ungewöhnlichen Verhältnissen abgesehen, nur vom Heiligen Vater dispensiert werden, weil ja von einem Kirchengesetz in den gewöhnlichen Fällen niemand außer dem Heiligen Vater dispensieren kann, wenn ihm diese Vollmacht nicht eigens verliehen wurde (vgl. can. 81). Dieser Anschauung aber dürfte wohl eine verkehrte Auffassung zugrunde liegen. Denn wenn nach can. 1310, § 2 die Verpflichtung des sachlichen Gelübdes auf die Erben übergeht, so soll doch damit, wie schon oben erwähnt, den Erben keine unlösbarere Verpflichtung auferlegt werden als dem Gelobenden. Diejenigen also, welche den Erblasser dispensieren

konnten, können wohl auch den Erben dispensieren. Wer aber den Gelobenden dispensieren konnte, wird in can. 1313 gesagt: der Ortsordinarius sowie (da der Obere einer exemten klerikalen Ordensgenossenschaft hier wohl nicht in Betracht kommt) alle, welche vom Apostolischen Stuhl die Vollmacht erhalten haben. Hieher gehören in manchen Diözesen die Beichtväter, die zwar nicht unmittelbar vom Apostolischen Stuhl, sondern vom Ortsordinarius auf Grund von can. 199 (und damit mittelbar vom Apostolischen Stuhl) die Vollmacht haben von nichtreservierten Gelübden zu dispensieren.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

IV. (**Absolution von Zensuren l. s. ab homine.**) In einer Moralkonferenz, bei der ältere und jüngere Seelsorger zugegen waren, äußerte sich von den ersteren einer dahin, daß es unstatthaft sei, die Vergünstigung des can. 2254 bezüglich der Absolution von Zensuren l. s. in casibus urgentioribus, auch für die Zensuren l. s. ab homine in Anspruch zu nehmen; z. B. so ein Geistlicher von seinem Ordinarius suspendiert oder exkommuniziert worden sei per modum l. s. Dem widersprach der Kaplan Marius, und sagte, daß auf Grund des can. 2254, seiner Ansicht nach, der zensurierte Geistliche in beiden Fällen nicht bloß von den Sünden losgesprochen, sondern auch von den Zensuren befreit werden könne. Der Grund hiefür, fügte Marius bei, sei folgender: Im can. 2254 macht der Gesetzgeber keinen Unterschied zwischen Zensuren a jure und ab homine, sondern spricht nur allgemein von Zensuren l. s. Nun aber, wo der Gesetzgeber keinen Unterschied macht, da er leicht dies hätte tun können, sogar tun sollen um nicht irrezuführen, dürfen wir nicht eine Verschärfung des Gesetzes herbeiführen; deshalb findet die Vergünstigung des besagten Kanons voll und ganz Anwendung in beiden Fällen. Auf diese Worte des Marius hin entstand unter den Anwesenden eine ziemlich lebhafte wissenschaftliche Auseinandersetzung, wobei es jedoch nicht gelang, eine einheitliche Meinung zu erzielen. Wie läßt sich dies erklären?

Die angedeutete Meinungsverschiedenheit wird schon dadurch in etwa erklärlich, weil eben die Moralisten und Kanonisten selber darüber sich nicht einig sind; besonders aber weil in den beiderseits vertretenen Ansichten, sei es vom älteren Seelsorger, sei es vom jüngeren Kaplan, sowohl ein Stück Wahrheit als ein Stück Irrtum liegt. Mit anderen Worten, nur durch ruhiges Untersuchen und durch Anbringen von Unterscheidungen läßt sich hier zu einem befriedigenden Resultate gelangen; darum möchte ich durch folgende Ausführungen auf die sich bietenden verschiedenen Schwierigkeiten des näheren eingehen.

Drei Grundsätze aus dem Kodex schicke ich voraus: a) Von einer Zensur, die von *Rechts wegen* vorbehalten ist (a jure re-

servata), absolviert derjenige, welcher die Zensur verhängt hat oder dem sie vorbehalten bleibt oder beider Nachfolger oder der höher steht, oder auch durch sie delegiert wird (can. 2253, 3<sup>o</sup>). b) Von einer durch den Obern verhängten Zensur (ab homine) absolviert derjenige, dem die Zensur vorbehalten ist, d. h. (gemäß can. 2245, § 2): der die Zensur verhängt oder die Sentenz gefällt hat, oder der Höhergestellte, der Nachfolger, der Delegierte (can. 2253, 2<sup>o</sup>). c) In dringenden Fällen, wenn nämlich die Zensuren l. s. äußerlich nicht eingehalten werden könnten ohne Gefahr schweren Ärgernisses oder Ehrenverlustes, oder auch wenn es für den Schuldigen hart wäre, bis zum Eintreffen der rechtmäßigen Dispens im Zustand der Sünde zu verbleiben, kann jeder Beichtvater im Gewissensbereich von diesen Zensuren absolvieren, mögen sie auch auf was immer für eine Weise vorbehalten sein; unter der Bedingung jedoch, daß der Rekurs an die rechtmäßige Autorität wenigstens innerhalb eines Monats geschehe, unter Strafe des Wiedereintrittes der Zensur u. s. w. (can. 2254, § 1).

Stellen wir nun aus diesen angeführten Grundsätzen das heraus, was sich direkt auf die Lösung unseres Falles bezieht, nämlich: 1<sup>o</sup> Der gewöhnliche Beichtvater, dem *keine besonderen Vollmachten* zur Verfügung stehen, kann weder von den a jure vorbehaltenen Zensuren absolvieren, noch von jenen ab homine verhängten, wie dies aus dem zitierten can. 2253 ersichtlich ist. 2<sup>o</sup> Der Gesetzgeber jedoch sieht gleich im can. 2254 eine äußerst wichtige Ausnahme vor, nämlich wenn Notfall vorliegt: *in casibus urgentioribus*, und zwar bedient sich dabei der Kodex des einfachen Ausdruckes: *censurae latae sententiae*, ohne eine Einschränkung. Noch mehr, im gleichen can. 2254, § 1 wird ausdrücklich betont, daß es sich um Zensuren l. s. handle, die auf irgend eine Weise vorbehalten sind: „quoquo modo reservatis.“

Und nun zur Erörterung der aufgetauchten *Meinungsverschiedenheiten*; möge dieselbe weiteres Licht verbreiten über den wirklichen Stand der Frage, und die Lösung der noch vorhandenen Schwierigkeiten wenigstens in etwa erleichtern! Es läßt sich nicht leugnen, daß mehrere Moralisten, wie F. M. Cappello (de cens. n. 125; 132, 4<sup>o</sup>) und Aertnys-Damen (II, n. 994 bis) den Sinn jener Worte des can. 2254, § 1: „*censurae latae sententiae*“ so verstehen, als handelte es sich lediglich um Zensuren, die von Rechts wegen (a jure) verhängt sind. Wie wenig jedoch, *selbst im früheren Recht*, diese Meinung als sicher galt, zeigt die Formulierung, welche der bekannte Kanonist Dr J. Hollweck in seinem tiefschürfenden Werke: *Die kirchlichen Strafgesetze* (§ 35 u. 36 f.) diesbezüglich aufstellte. Eine größere Anzahl von Moralisten und Kanonisten, ich nenne nur



Marc-Gestermann (I, n. 1284 u. 1285), Gènicot-Salsmans (II, n. 574), Creusen-Vermeersch (III, n. 454), Cocchi (vol. 8, n. 79), lassen denn auch die oben erwähnte Einschränkung nicht zu, und geben dem Ausdruck: *censurae latae sententiae* seine volle Allgemeinbedeutung, nämlich: *sive a jure sive ab homine*. Diesen Autoren darf man mit Fug und Recht auch jene hinzuzählen, die sich jeder einschränkenden Klausel enthalten, obwohl sie sich nicht ausdrücklich mit der Frage befassen; zum Beispiel P. Prümmer (III, n. 494), Msgr. J. Caviglioli (de censuris, n. 58), P. Racca (theol. mor. n. 228).

Der Grund aber, so will mir scheinen, wird wohl dieser sein: Wer in einem solchen Falle weder eine Ausnahme macht noch eine Einschränkung beifügt, der nimmt den von ihm gewählten und gebrauchten Ausdruck in seinem gewöhnlichen Sinn. Nun aber, wo im kanonischen Recht die Rede geht von „*censurae latae sententiae*“, werden darunter gemeiniglich Zensuren: *a jure* und *ab homine* verstanden; wie dies klar aus dem Kodex selbst hervorgeht (can. 2217, § 1, n. 2<sup>o</sup>): „*Poena dicitur latae sententiae, si poena determinata (in unserem Fall: die Suspension und die Exkommunikation) ita sit addita legi vel praecepto ut incurratur ipso facto commissi delicti; ferendae sententiae, si a iudice vel Superiore infligi debeat.*“ Will man jedoch einwenden, daß der can. 2253, n. 2<sup>o</sup> (den wir oben anführten) absolut jede Zensur *ab homine* für vorbehalten erklärt, so erwidere ich, daß der Gesetzgeber im nämlichen Kanon, n. 3<sup>o</sup> (siehe oben) denselben Grundsatz ebenso absolut ausspricht bezüglich der Zensuren, die von Rechts wegen (*a jure*) vorbehalten sind. Der darauffolgende Kanon (2254) bildet nun einmal die Ausnahme zu den beiden erwähnten Nummern des can. 2253. Wollte man endlich noch entgegenhalten, daß immerhin mehrere ernste Autoren entgegengesetzter Meinung sind, so sei dies zugegeben; bemerkt werde jedoch, daß, bis eine authentische Erklärung der päpstlichen Kommission vorliegt, die andere Meinung auf jeden Fall eine positive Wahrscheinlichkeit für sich habe. Gemäß dem oben Gesagten geht es wohl nicht an, hier die Bestimmung des can. 6 in Anwendung zu bringen, weil unter dem alten Recht volle Einheitlichkeit in dieser Beziehung nicht vorhanden war; dagegen läßt sich in vortrefflicher Weise der can. 209 verwerten, welcher besagt: „*In dubio positivo et probabili . . . jurisdictionem supplet Ecclesia.*“ Also selbst diese Meinungsverschiedenheit der Autoren kann der positiven Lösung kein Hindernis entgegenstellen.

Nachdem die erforderlichen Elemente zur grundsätzlichen Lösung der Frage vorliegen, bleibt noch übrig, auf die Einzelheiten des Falles näher einzugehen, um zu den praktischen Anwendungen zu gelangen. Ich meine nun, daß sowohl der

ältere Seelsorger als auch der Kaplan zum Teil unrecht habe; der erste, weil er in Bausch und Bogen alles verwirft, der zweite, weil er nicht unterscheidet zwischen *Suspension* und *Exkommunikation*, wo doch in unserem Fall dieser Unterschied von der größten Wichtigkeit ist. Obwohl es sich hier in beiden Fällen um Zensuren handelt, und zwar um Zensuren *latae sententiae*, so sind sie doch beide streng auseinander zu halten, insofern die *Suspension* kein Verbot des Sakramenten-Empfanges im Gefolge hat, während die *Exkommunikation* ein solches Verbot immer nach sich zieht. Man vergleiche die can. 2260, § 1 und 2278. Nun aber heißt es im can. 2250, § 1: „*Si agatur de censura (in unserem Fall: Suspension) quae non impedit Sacramentorum receptionem, censuratus rite dispositus et a contumacia recedens, potest absolvi a peccatis, firma censura.*“ Deswegen wird in einem solchen Fall die Bedingung des can. 2254: „*si durum sit poenitenti in statu gravis peccati permanere per tempus etc.*“, sich auch nie verwirklichen können, da man losgesprochen werden darf „*firma censura*“; somit fällt jener Grund weg, der Veranlassung gäbe zur Absolution von der *Suspension* auf dem ungewöhnlichen Wege des can. 2254, § 1. Nicht so verhält es sich mit der *Exkommunikation*. Gemäß can. 2260, § 1 bildet diese ein Hindernis zum Empfang der Sakramente; sie bewirkt, daß der Pönitent erst dann von den Sünden losgesprochen werden darf, wenn er frei ist von der Zensur (can. 2250, § 2). Es versteht sich von selbst, daß hier der vom can. 2254, § 1 vorgesehene Grund: „*si durum sit poenitenti in statu gravis peccati permanere*“, voll und ganz zutreffen mag; darum kann gegebenenfalls der gewöhnliche Beichtvater wohl von der *Exkommunikation* absolvieren, nicht aber von der *Suspension*.

Diese einschränkende Unterscheidung hätte H. Kaplan Marius bezüglich der Befreiung von der *Suspension* anbringen oder wenigstens erwähnen sollen, dann hätten seine Ausführungen der Wahrheit entsprochen. Sie wird allerdings vom Gesetzgeber nicht direkt ausgesprochen und selbst die Autoren betonen sie nicht ausdrücklich; aber nach unserem Dafürhalten ergibt sie sich notwendig aus der Vergleichung des Wortlautes der verschiedenen von mir oben angeführten Kanones, und ist auch in der Natur der Sache selbst begründet, wie dies zur Genüge gezeigt worden ist.

Rom (S. Alfonso). P. J. B. Raus C. Ss. R.

V. (**Absolution eines Ordens-Flüchtlings.**) P. Hilarius war für seine Gesundheit stets sehr besorgt gewesen. Eines Tages hatte er seine Obern um die Erlaubnis gebeten, einen Kurort besuchen zu dürfen. Die Erlaubnis war aber verweigert worden.

Deshalb verließ er heimlich das Kloster, um die Kur doch zu machen. Da er aber bei einem guten Freunde die erwartete Unterstützung nicht fand, so kehrte er schon bald wieder in das Kloster zurück. Vorher aber beichtete er noch bei einem Weltpriester alles reumütig. Der Beichtvater, von ihm über die Bestimmungen des can. 519 belehrt, absolvierte ihn von den Sünden und allen Sstrafen ohne irgendwelchen Rekurs aufzuerlegen. Als dann aber P. Hilarius am Tage nach der Rückkehr die Messe lesen wollte, widersetzte sich der Obere mit der Begründung, P. Hilarius sei als Flüchtling suspendiert und dürfe daher keine Messe lesen, bevor er nicht von der Suspension absolviert sei. P. Hilarius aber sagt, er sei weder suspendiert noch sei er ein Flüchtling und dürfe daher ruhig die Messe lesen. — Was ist von diesem Fall zu halten?

Zunächst muß untersucht werden, ob P. Hilarius überhaupt ein Flüchtling war. Für die Beantwortung dieser Frage kommt can. 644, § 3 in Betracht, der sagt: „Ein Flüchtling ist derjenige, der das Kloster verläßt, dabei aber die Absicht hat, wieder in die Ordensgenossenschaft zurückzukehren.“ Anscheinend treffen die Voraussetzungen dieses Kanons bei P. Hilarius zu. Ganz sicher ist dies aber doch nicht. Der Fall könnte nämlich auch so liegen, daß P. Hilarius nur für einige Stunden das Kloster verließ, weil der gute Freund, von dem er die Unterstützung erwartete, in derselben Stadt wohnte, in welcher das Kloster lag. Der unerlaubte Ausgang des P. Hilarius kam also einem unerlaubten Spaziergang gleich. Nun sagen aber die Autoren, daß eine Ordensperson, die ohne Erlaubnis das Kloster verläßt, um einen Spaziergang zu machen, noch kein Flüchtling ist. Damit jemand ein Flüchtling sei, ist vielmehr nötig, daß er die Absicht hat, einige Zeit außerhalb des Klosters zu bleiben, eine Zeitlang sich dem Gehorsam zu entziehen.<sup>1)</sup> Jansen<sup>2)</sup> verlangt, daß die Abwesenheit über einen Tag dauere, Vermeersch<sup>3)</sup> verlangt die Absicht, zwei oder drei Tage unabhängig vom Obern zu leben. P. Hilarius hat allerdings die Absicht gehabt, noch länger außerhalb des Klosters zu bleiben. Deshalb hat er sicherlich auch in Gedanken die entsprechende Sünde begangen, aber es ist möglich, daß er sich nicht des kirchlichen Deliktes der Flucht schuldig machte. Dies trifft dann zu, wenn er die Gesinnung, die er bei diesem Ausgange hatte, niemandem offenbarte. Ein kirchliches Delikt ist nämlich nach can. 2195, § 1 nur dann gegeben, wenn eine äußere Gesetzesverletzung vorliegt; die Absicht, eine Zeitlang sich unrechtmäßig außerhalb des Klosters aufzuhalten, muß also unzwei-

<sup>1)</sup> Schäfer, De Religiosis n. 567.

<sup>2)</sup> Jansen, Ordensrecht, S. 214.

<sup>3)</sup> Vermeersch, Epitome I<sup>o</sup>, n. 746.



deutig nach außen kundgetan werden. Nun ist es aber ganz leicht möglich, daß P. Hilarius dem guten Freunde, von dem er für seine Kur eine Unterstützung erwartete, die Sache so darstellte, als ob er den Kuraufenthalt mit Erlaubnis seiner Oberrn antrete, wenn jemand die Auslagen bezahle. In diesem Fall aber hat er das Delikt der Flucht nicht begangen und hat sich auch keine Strafen zugezogen. Der Obere konnte also unter Berufung auf die inkurrierte Suspension dem P. Hilarius nicht verbieten, die heilige Messe zu lesen. War aber in dem Kloster auch schon wegen des unerlaubten Ausganges ein großes Ärgernis entstanden, so konnte der Obere auch kraft seiner Dominativgewalt ein solches Verbot erlassen, wenn dies zur Beseitigung des Ärgernisses notwendig war.

Der Fall könnte aber auch so liegen, daß P. Hilarius für den Besuch, den er bei seinem Freunde machte, mehrere Tage ohne Erlaubnis außerhalb des Klosters war. Dadurch aber hat er durch die Tat seinen Willen nach außen kundgetan, sich wenigstens für diese Tage dem Gehorsam zu entziehen. Es liegt also das Delikt der Flucht vor, und demnach hat P. Hilarius sich auch die auf die Flucht gesetzten Strafen zugezogen. Dabei ist allerdings vorausgesetzt (was bei einem Ordenspriester durchaus berechtigt ist), daß P. Hilarius die für Inkurrierung der Strafen nötige Kenntnis hatte.

Wie ist aber der Fall zu beurteilen, wenn P. Hilarius tatsächlich ein Flüchtling war und sich die Strafen für die Flucht zugezogen hatte? Als *Strafe* verhängt can. 2386 den von selbst eintretenden Verlust der Ämter, welche der Flüchtling vielleicht in der Ordensgenossenschaft hatte. Hat der Flüchtling aber die höheren Weihen empfangen, dann verfällt er außerdem nach demselben Kanon der Suspension, die dem eigenen höheren Oberrn reserviert ist. Nach der Rückkehr ins Kloster soll ein Flüchtling auch noch gemäß den Konstitutionen der betreffenden Ordensgenossenschaft bestraft werden; bestimmen die Konstitutionen darüber nichts, dann soll der höhere Obere eine Strafe auferlegen, die der Größe der Schuld entspricht.

Von diesen Strafen — soweit sie wenigstens l. s. waren — hat also der Beichtvater den P. Hilarius vor seiner Rückkehr in die Ordensgenossenschaft *absolvirt* ohne Auferlegung eines Rekurses. *War er dazu berechtigt?* Can. 519, auf den P. Hilarius seinen Beichtvater hinwies, bestimmt, daß jeder vom Ortsordinarius approbierte Beichtvater, jede männliche Ordensperson, auch eine exempte, die bei ihm zur Beruhigung des Gewissens beichtet, erlaubter- und gültigerweise absolvieren könne, und zwar auch von den in der Ordensgenossenschaft reservierten Zensuren und Sünden. Nachträgliche Einlegung eines Rekurses wird nicht verlangt. Da jede aufrichtige und

reumütige Beicht zur Beruhigung des Gewissens dient, so kann man bei einer solchen Beicht auch immer die Vollmacht gebrauchen, die can. 519 erteilt.<sup>1)</sup> Dabei ist aber wohl zu bemerken, daß can. 519 keine Vollmacht verleiht zur Absolution von Vindikativstrafen, auch dann nicht, wenn sie l. s. sind, wie z. B. der Verlust der Ordensämter bei Flucht. Außerdem ist zu bemerken, daß in can. 519 besondere Vollmachten nur verliehen werden bezüglich der Sünden und *Ordensreservate*, mögen nun letztere reservierte Sünden oder Zensuren sein. Dieser Kanon verleiht aber keine besonderen Vollmachten bezüglich der Reservate des allgemeinen Kirchenrechtes.<sup>2)</sup> Demnach gab also can. 519 dem Beichtvater keine Vollmacht, den P. Hilarius von der Strafe des Ämterverlustes oder von der Strafe der Suspension zu befreien. — Waren aber die von can. 2254 für dringende Fälle verlangten Voraussetzungen vorhanden, so konnte P. Hilarius kraft der Bestimmungen des can. 2254 von der Suspension losgesprochen werden, allerdings unter Auflage des Rekurses an den zuständigen Obern. Es ist aber zu bemerken, daß die in can. 2254 geforderten Voraussetzungen in unserem Falle wahrscheinlich nicht zutrafen. Für die Absolution von reservierten Sünden l. s. wird nämlich daselbst verlangt, daß sie nicht beobachtet werden können ohne die Gefahr eines großen Ärgernisses oder der Infamie, oder daß es dem Beichtkinde schwer sei, so lange in Todsünde zu leben, bis der zuständige Obere die Absolution erteilt. Letzteres trifft im vorliegenden Falle sicherlich nicht zu. Es handelt sich ja um eine Suspension. Weil aber die Suspension den Empfang des Bußsakramentes nicht verbietet, so kann P. Hilarius von seinen Sünden losgesprochen werden, ohne vorher von der Zensur absolviert zu sein (vgl. can. 2250, § 1). Kann P. Hilarius sofort ins Kloster zurückkehren, dann ist auch kaum Infamie oder Ärgernis zu befürchten, weil daselbst wohl seine Flucht schon allgemein bekannt ist. — Aus demselben Grunde dürften wohl auch kaum die von can. 2290 verlangten Voraussetzungen vorhanden sein, so daß also der Beichtvater auch nicht die Vindikativstrafe des Ämterverlustes suspendieren konnte.

War das Delikt des P. Hilarius notorisch, dann konnte der Obere auch unter Berufung auf die inkurrierte Suspension dem Pater die Feier des Meßopfers verbieten (vgl. can. 2232).

Anders liegt der Fall, wenn man zweifeln kann, ob P. Hilarius seine Absicht, eine Zeitlang sich dem Gehorsam zu entziehen, auch hinreichend geäußert hat. Dies trifft dann zu, wenn P. Hilarius z. B. ein wenig über einen Tag abwesend war, und keine anderweitigen Umstände vorliegen, welche die Ab-

<sup>1)</sup> P. Schäfer, De Religiosis n. 167.

<sup>2)</sup> Vgl. P. Schäfer, l. c. n. 169.

sicht zur Flucht klar dartun. In einem solchen Falle wäre er nach Jansen<sup>1)</sup> als Flüchtling zu behandeln, nach Vermeersch<sup>2)</sup> aber nicht. Es besteht also ein Zweifel, ob der vom Kirchenrecht verlangte Tatbestand vorliegt. Da es sich um ein *dubium iuris* handelt, so ist nach can. 15 praktisch keine Zensur anzunehmen; zumal auch can. 2219 bestimmt, daß bei Strafen immer die mildere Auslegung anzuwenden sei.

Münster (Westf.).

*P. Dr Heribert Jone O. M. Cap.*

**VI. (Ein in Japan spielender Wucherkasus.)** Der japanische Christ Goto war ein ziemlich hoher Staatsbeamter mit entsprechendem Gehalt. Da wurde er unheilbar krank; es war ihm unmöglich, seine Stelle weiterhin zu bekleiden. Er bezog zwar eine Staatspension von 450 Yen. Doch für eine zahlreiche Familie genügte sie in der Metropole des Reiches bei weitem nicht. Goto versuchte daher, seine mißliche Lage durch Eröffnung eines Geschäftes zu verbessern. Um aber ein Geschäft etablieren zu können, bedurfte er einer größeren Summe Geldes. Woher jedoch sie nehmen? Er wandte sich schließlich an den Wucherer Kato. Dieser forderte zunächst den Pensionschein als Pfand, den er auch erhielt, obgleich durch das japanische Gesetz die Verpfändung des Pensionscheines verboten ist. Doch Kato gab sich noch nicht zufrieden: Der kranke Goto konnte ja bald sterben und dann hätte Kato als Gläubiger das Nachsehen. So verlangte denn Kato, daß Goto sich in eine Lebensversicherung aufnehmen lasse; er erklärte, selber dessen Aufnahme bewerkstelligen zu wollen. Auf ungerechtem Weg, der Katos Geheimnis bleibt, gelingt es ihm, daß der unheilbar kranke, schwer leidende Goto auf 1000 Yen versichert wird, wofür derselbe jährlich die Prämie von 80 Yen an die Versicherungsgesellschaft zu zahlen hat. Jetzt gibt Kato dem Goto ein Darlehen von 1300 Yen, zieht aber sofort einige hundert Yen für verschiedene „Gebühren“ ab. Auch steckt er regelmäßig Gotos Pension ein. Nach zwei Jahren schon stirbt Goto. Sein Geschäft trug ihm nichts ein. Er vermochte im letzten Jahre nicht einmal mehr die Prämie der Versicherungsgesellschaft zu zahlen, was nach den getroffenen Vereinbarungen den Verlust des Anspruches auf die Versicherungssumme zur Folge hatte. Gotos Tod versetzte Kato in Schrecken; denn nun war die Pension erloschen; er hatte aber erst 900 Yen im Trockenen. Siehe, da erhält eines Tages Misa, Gotos Witwe, von Kato einen Brief, sie solle schnell das ärztliche Zeugnis über den Tod ihres Mannes ihm schicken, was denn auch geschah. Wieder vergehen einige Wochen und wieder langt ein Brief Katos ein, worin er ihr den Empfang der Lebensversicherungssumme von

<sup>1)</sup> A. a. O.

<sup>2)</sup> L. c.



1000 Yen bestätigt und hinzufügt, jetzt sei Gotos Schuld abgetragen. Auf ungerechte Weise, die abermals Katos Geheimnis bleibt, hatte er die Ausbezahlung der Versicherungssumme erreicht. Kato hat also bei nur zweijähriger Leihzeit fast das Doppelte des geliehenen Betrages eingesteckt. Das erscheint der Witwe zu bunt; sie denkt daran, vom Wucherer einen Teil der Versicherungssumme zu fördern. Doch vorher legt sie die Sache dem Missionär Paulus vor. Was soll er ihr antworten?

Es ist ganz klar, daß Goto einem raffinierten Wucherer in die Hände gefallen ist, der unter der Maske hilfsbereiter Nächstenliebe herzlos und skrupellos fremde Notlage für sich ausnützte, der es versteht, auf krummen Wegen das Unmöglich scheinende möglich zu machen; es gibt ein *mysterium iniquitatis*. Was ist vom Lebensversicherungsvertrag zu halten? Da er auf ungerechte, das Tageslicht scheuende Weise zustande kam, ist er als vom Anfang an ungültig zu betrachten. Daher bestand keine Verpflichtung zur Einzahlung der Prämie. Infolge Ungültigkeit des Vertrages darf aber auch die Versicherungssumme von der Witwe nicht entgegengenommen werden. Allein ist denn der Vertrag nicht saniert worden, da schließlich doch die Versicherungssumme ausbezahlt wurde? Nein; denn die Ausbezahlung ist wieder auf ungerechte Weise erreicht worden. Es drängt sich nun die Frage auf: ist die Witwe als Erbin für den der Versicherungsgesellschaft erwachsenen Schaden ersatzpflichtig? Sicher ist sie es nicht in erster Linie. Vor ihr sind restitutionspflichtig Kato und seine Mithelfer. Sodann ist sie arm. Weiter ist anzunehmen, daß die Gesellschaft rückversichert ist und daher keinen Schaden erleidet. Mithin hat die Witwe an die Versicherungsgesellschaft nichts zu leisten, da auf Misa auch das Prinzip nicht angewendet werden kann: *Neminem ex re aliena ditescere licet*; sie hat ja von der Versicherungssumme nichts zu sehen bekommen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es verfehlt wäre, der Witwe aufzutragen, sie solle die noch ausständige Prämie der Gesellschaft nachzahlen; dann sei die Sache in Ordnung gebracht. Der von Anfang an nichtige Vertrag würde nämlich damit keineswegs rechtskräftig.

Bezüglich einer Verpflichtung Kato gegenüber braucht sich die Witwe nicht zu ängstigen. Denn er hat ihr schriftlich erklärt, daß er nichts mehr zu fordern habe. Sollten seine Schleichwege wirklich später einmal gerichtlich aufgedeckt, sollte er hierauf zur Restitution an die Versicherungsgesellschaft gezwungen werden, wird er sicher es nicht versäumen, seine etwaigen Ansprüche bei der Witwe geltend zu machen, die dann die Wucherklage wider ihn einbringen kann, was Kato nur zu sehr verdient.

Linz.

*Dr Karl Fruhstorfer.*

VII. (**Folgen des favor matrimonii.**) Ludwig schloß im Jahre 1903 mit Elisabeth eine Ehe. Im Jahre 1915 war eines Tages Elisabeth spurlos verschwunden. Nach einigen Wochen wurde im nahen Fluß eine Frauenleiche gefunden. Wegen der vorgeschrittenen Verwesung konnte aber die Identität dieser Leiche mit der verschwundenen Elisabeth nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Der zuständige Pfarrer aber trug in Hinblick auf diesen Leichenfund den Tod der Elisabeth in das Sterberegister ein und folgte dem Ludwig auf Verlangen einen Totenschein für Elisabeth aus. Hierauf schloß Ludwig im Jahre 1918 eine neue Ehe mit Leopoldine. Die Ehe war keine glückliche. Über Antrag der Leopoldine wurde diese Ehe vom staatlichen Gericht als ungültig erklärt, da Ludwig zur Zeit der Eingehung dieser Ehe noch als verheiratet anzusehen war, da ja der Tod seiner ersten Frau nicht nachgewiesen war, bezw. keine Todeserklärung derselben stattgefunden hatte. Ludwig strebt nun eine weitere Ehe mit Theresia an und erwirkt kirchlich und staatlich die Todeserklärung (in Österreich ist staatlich die sogenannte feierliche Todeserklärung notwendig) seiner ersten Frau Elisabeth.

*Frage:* Kann kirchlicherseits die Eingehung der Ehe des Ludwig mit der Theresia gestattet werden?

Die Ehe Ludwig und Elisabeth bildet kein Hindernis mehr; denn Elisabeth wurde für tot und das Band der Ehe als gelöst erklärt. Wie steht es mit der Ehe Ludwig—Leopoldine? Staatlich wurde sie für ungültig erklärt. Kirchlich war die Eingehung der Ehe unerlaubt, weil der Tod der Elisabeth nicht nachgewiesen war, bezw. die Todeserklärung nicht vorlag. Die Gültigkeit dieser Ehe aber hing von der Tatsache ab, ob Elisabeth zur Zeit des Eheabschlusses Ludwig—Leopoldine noch lebte. Nachdem aber einmal die Ehe geschlossen war, stand für die Gültigkeit derselben die Präsumption des can. 1014: „Matrimonium gaudet favore juris, quare in dubio standum est pro valore matrimonii, donec contrarium probetur.“ Es kann also dem Ludwig so lange die Eingehung einer neuen Ehe kirchlicherseits nicht gestattet werden, als er nicht nachweist, daß seine Ehe mit Leopoldine ungültig war, bezw. daß Elisabeth zur Zeit seiner Eingehung der Ehe mit Leopoldine noch lebte. Der Beweis wird schwer zu erbringen sein. Leicht aber könnte er die Konvalidation seiner Ehe mit Leopoldine erreichen.

Einen analogen Fall, der eine Entscheidung durch das Heilige Offizium gefunden hat, berichtet Gasparri in seinem Tractatus canonicus de Matrimonio I<sup>3</sup>, 510: „In der chinesischen Mission hat eine Frau, nachdem ihr Mann einige Jahre verschollen war, trotz Warnung des Missionärs eine andere Ehe eingegangen. Nach einiger Zeit wollte der zweite Ehemann zu

einer anderen Ehe schreiten. Das Heilige Offizium antwortete am 22. März 1865: *Separandos esse conjuges et virum non posse secundas inire nuptias usque dum moraliter sit certum, quo tempore ipse matrimonium iniiit cum muliere de qua agitur, jam primum virum eiusdem mulieris non obiisse.* — Die Trennung der Eheleute wird aufgetragen, weil die Ehe zweifelhaft gültig ist. Andererseits steht aber die Präsumption für die Gültigkeit der Ehe und darf daher der Mann keine neue Ehe schließen.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**VIII. (Rückkehr eines verschollenen Kriegers, dessen Gattin inzwischen eine neue Ehe geschlossen hat.)** Folgender Fall wurde der Redaktion der Quartalschrift vorgelegt: Ein Kriegsteilnehmer wurde kirchlich und staatlich für tot erklärt und der Witwe die Eingehung einer neuen Ehe gestattet. Nach zehn Jahren kommt der Totgeglaubte zurück. Aus der neuen Ehe entstammen zwei Kinder, die als ehelich im Taufbuche eingetragen sind.

- Frage:* 1. Ist eine Anmerkung im Taufbuche vorzunehmen?  
2. Wer hat für die Erziehung der zwei Kinder zu sorgen?

Zunächst wird es wohl Sache der Behörden sein, die Identität des Heimkehrers mit dem Totgeglaubten einwandfrei festzustellen. Ist dies geschehen, so wird die zweite Ehe nach can. 1990—1992 vom Bischof unter Intervention des Defensor vinculi in kurzem Wege für ungültig erklärt und diese Ungültigkeitserklärung im Trauungsbuche gehörigen Ortes angemerkt. Eine Anmerkung beim Taufakt der Kinder scheint nicht am Platze zu sein. Nach can. 1114 sind die Kinder, weil aus einer Putativ-ehe stammend, als ehelich anzusehen. Das gleiche gilt staatlicherseits auch für das Geltungsgebiet des österreichischen a. b. G. B. Vgl. § 160.

Was die Erziehungspflicht anlangt, so gibt weder das kanonische Recht noch das a. b. G. B. für diesen Fall eine konkrete Entscheidung. Doch können für die Analogie herangezogen werden can. 1132, bezw. § 141 und 143 a. b. G. B. Darnach ist es Pflicht der Kindeseltern, besonders des Vaters, für die Erziehung der Kinder zu sorgen. In schwierigen Fällen wird es Sache der Vormundschaftsbehörde sein, sich der Kinder anzunehmen.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**IX. (Erbchaftsverzicht einer Klosterfrau.)** Maria hat in einer Kongregation dauernde Gelübde abgelegt. Sie hat in der Welt mehrere Geschwister zurückgelassen, von denen ein Bruder sich in bedrängter finanzieller Lage befindet. Daher mutet die noch lebende Mutter der Maria zu, sie solle ganz oder teilweise auf ihre zu erwartende Erbschaft zugunsten ihres verarmten Bruders



verzichten. Maria wäre an sich nicht abgeneigt, den Wunsch der Mutter zu erfüllen, hat aber in Hinsicht auf can. 583 des kirchlichen Rechtsbuches Bedenken und meint, daß alle Geschwister gemeinsam dem verarmten Bruder helfen sollten. Was ist zu tun?

Tatsächlich erklärt can. 583: „Professis a votis simplicibus in congregationibus religiosis non licet per actum inter vivos dominium bonorum suorum titulo gratuito abdicare.“ Würde also der Schwester Maria nach dem Tode ihrer Mutter der entsprechende Erbschaftsteil angetragen, so dürfte sie nach dem zitierten Kanon nicht darauf verzichten. Aber eine Erbschaft gibt es erst nach dem Tode des Erblassers. Die Mutter kann bei Lebzeiten durch ein Testament verfügen, daß der verarmte Sohn eine größere Erbschaftsquote als die übrigen Kinder bekommt. Nur dürfen die übrigen Kinder infolge der Besserstellung des einen nicht weniger als die Hälfte von dem bekommen, was sie bei einer gesetzlichen Erbteilung erlangt hätten. Beträgt z. B. der Gesamtnachlaß 20.000 S und sind vier Kinder vorhanden, so würde jedes Kind bei der gesetzlichen Erbteilung 5000 S erhalten. Die Versorgung des einen darf also nicht so weit gehen, daß die übrigen drei weniger als  $3 \times 2500$  S bekämen, d. h. die übrigen drei müssen wenigstens den Pflichtteil erhalten. Vgl. österr. a. b. G. B., § 765, Deutsches bürgerliches Gesetzbuch, § 2303. Die Mutter hat es also in der Hand, bis zu einem gewissen Grade ein bedürftiges Kind erbrechtlich zu bevorzugen, ohne daß von den übrigen ein Verzicht ausgesprochen wurde.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

## Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. *Anfragen an die Redaktion* erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (\*) gekennzeichnet.

I. (Zu den Quinquennalvollmachten der Bischöfe.) Die bischöflichen Quinquennalvollmachten setzen sich auch in der neuesten Redaktion zusammen aus Vollmachten des Heiligen Offiziums, der Konzilskongregation, der Religiösenkongregation, der Ritenkongregation und der Pönitentiarie. Nicht ist vertreten die Sakramentenkongregation. Dies wirkt sich in der Praxis ganz merkwürdig aus. So haben z. B. die Bischöfe von der Religiösenkongregation die Vollmacht, Mitgliedern religiöser Genossenschaften für das Presbyterat eine Altersdispens von 16 Monaten zu gewähren, besitzen aber dieselbe Vollmacht für ihre eigenen Säkularkleriker nicht. Bei der Häufigkeit solcher Fälle wäre eine analoge Vollmacht der Bischöfe für ihre untergebenen Säkularkleriker wohl erwünscht.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

II. (Gelten die Notfristen auch für den defensor vinculi im Eheprozeß?) Man versteht unter Notfristen im Prozeßverfahren zeitliche Termine, mit deren Ablauf das Recht erlischt, sogenannte *fatalia legis* (vgl. can. 1634, § 1). So muß z. B. eine Berufung innerhalb zehn Tagen nach der Urteilsverkündung angemeldet und innerhalb weiterer 30 Tagen ausgeführt werden (vgl. can. 1882 f.). Daß die Prozeßparteien an diese Termine gebunden sind, wird nicht bezweifelt. Ist aber auch der defensor daran gebunden? Der Kodex gibt hierüber keinen direkten Aufschluß, ja can. 1986 scheint den Defensor an die Notfrist zu binden: „a prima sententia, quae matrimonii nullitatem declaraverit, vinculi defensor intra legitimum tempus ad superius tribunal provocare debet“. Klarer war das ältere Recht. § 184 der Anweisung für geistliche Gerichte sagt: „Für die Berufungen, welche einzulegen der Verteidiger der Ehe durch sein Amt verpflichtet ist, gibt es keine Verfallszeit.“ Was gilt heute? Die meisten Autoren begnügen sich, den Text des Kodex wiederzugeben. In überzeugender Weise hat nun Dr Vinko Močnik, Theologieprofessor in Maribor, in *Bogoslovni Vestnik* 1930, 50 ff. nachgewiesen, daß man unterscheiden müsse: Für *pflichtgemäße* Appellationen gibt es für den Defensor keine Verfallsfristen, wohl aber für die Fälle, in denen er nur ein *Recht*, aber keine Pflicht hat. Der Beweis wird aus dem älteren Rechte erbracht. So hat Benedikt XIV. in der Konstitution *Dei miseratione*, welche die Grundlage des geltenden Eheprozeßrechtes bildet, diese Unterscheidung gemacht. Es heißt daselbst (Gasparri, *Cod. jur. can. fontes*, I, 698): Gegen das Nichtigkeitsurteil der ersten Instanz soll der Defensor appellieren, indem er *inter legitima tempora* sich der appellierenden Partei anschließt, oder wenn die Partei nicht appelliert, selbst appellieren. Es ist nun auffallend, daß im ersten Fall von *legitima tempora* die Rede ist, im zweiten Fall nicht. Freilich, etwas wird diese Beweiskraft für das geltende Recht durch die Formulierung des can. 1986 erschüttert, welche den Defensor für alle Fälle an *legitimum tempus* zu binden scheint. Močnik erachtet diese Fristbestimmung *ad urgendam, non ad finiendam obligationem*. Richtig ist, daß § 184 der Anweisung den Zusatz hat: (Für Berufungen), welche einzulegen der Verteidiger der Ehe durch sein Amt verpflichtet ist (gibt es keine Verfallszeit). Unter Anwendung des *argumentum a contrario* kommt man zur These, daß der Verteidiger für Berufungen, die er einlegen *kann*, aber *nicht muß*, an den Termin gebunden ist. Diesen Schluß hat seinerzeit Oberkamp in seinem Entwurf für das Prozeßverfahren bei den katholischen Ehegerichten in zweiter und dritter Instanz in Bayern, § 26 (*Archiv f. kath. K.-R.*, 1867, 394 ff.) gezogen: „Die Appellationseinbringung ist, abgesehen von der pflicht-

mäßigen und daher an keine Zeitfrist gebundenen des defensor matrimonii, binnen zehn Tagen . . . vorzukehren.“ Auch die Instructio S. Officii ad Episcopos Orientales n. 25 (Gasparri, IV, 399) erklärt, daß in dem Falle, wo die Partei gegen das Ehenichtigkeitssurteil keine Berufung ergreift, der Defensor zur Appellation verpflichtet ist, wobei es heißt: „Quamvis appellationi interponendae nulli fatales dies vinculi defensori statuti sint, curandum tamen, ut quantocius id fiat.“ Daß für amts-gemäße Appellationen des Defensors die Notfristen nicht gelten, sieht Močnik auch in der Zweckbestimmung derselben. Nach can. 1634, § 1 heben Notfristen *Rechte* auf, nicht Pflichten (perimendis iuribus constituti sunt). Daß der Defensor in Fällen lediglich des Rechtes, nicht der Pflicht, an die Notfrist gebunden ist, sieht der Verfasser auch im can. 1987: Nach einem zweiten Nichtigkeitssurteil *kann* der Defensor eine weitere Appellation einbringen. Sind zehn Tage seit der Urteilsverkündung verflossen ohne daß eine Appellation angemeldet wurde, so können die Gatten anderweitige Ehen eingehen. Es ist also in diesem Falle (wo nur ein Recht, keine Pflicht vorlag) die Frist von zehn Tagen für den Defensor eine Notfrist.

Die kanonistische Wissenschaft kann dem Verfasser des erwähnten Artikels nur dankbar sein. Freilich ersieht man daraus auch, was schon öfters betont wurde, daß die Bestimmungen des Kodex über den Eheprozeß Lücken aufweisen und man daher auf ältere Bestimmungen zurückgreifen muß. Daher verweisen z. B. die Regulae servandae in processibus super matrimonio rato non consummato vom 7. Mai 1923 in der Formula XXX (Romae typis polygl. pag. 76) für die praktische Durchführung ohne Bedenken auf eine Reihe älterer Instruktionen. Can. 5 und 6 Cod. jur. can. sind deshalb mit einer gewissen Reserve auszulegen. Bei dieser Sachlage wäre es wünschenswert, wenn der Apostolische Stuhl ähnlich wie für Prozesse super rato non consummato eine genaue Instruktion für Eheprozesse erlassen würde.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**III. (Nochmals die Aufsicht des Dechanten über Regular-seelsorger.)** Unter diesem Titel veröffentlichte der verdiente Prof. Dr Haring einen Artikel in dieser Zeitschrift (1929, S. 563 ff.). Ich möchte, um keine Kontroverse heraufzubeschwören, nicht auf den Artikel selbst eingehen, sondern nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Der Verfasser schreibt S. 564: „Ebenso, meine ich, ist die Bestimmung, daß in der klösterlichen Pfarrkirche vom Bischof bloß der Sakramentsaltar visitiert werden dürfte, gefallen. Can. 344, § 1 sagt: „Ordinariae episcopali visitationi obnoxiae sunt . . . res ac loca pia, quam-



vis exempta, quae intra dioecesis ambitum continentur, nisi probari possit specialem a visitatione exemptionem fuisse ipsis ab Apostolica sede concessam. Es gibt also keine allgemeine Exemption der loca sacra von der bischöflichen Visitation.“ So weit Haring.

Hier setzt also der Verfasser loca pia und loca sacra gleich, was in keiner Weise zulässig ist. Denn der Ausdruck „*loca pia*“ ist ein terminus technicus und hat im Kirchenrecht eine ganz umschriebene Bedeutung. „Specifice *loca pia* dicuntur ea loca, quae cultui divino vel aliis piis usibus destinata sunt, sed auctoritate Episcopi non sunt erecta, ut oratoria domestica, hospitalia mere laicalia etc. Nam loca cultui divino destinata et episcopali consecratione vel sacerdotali benedictione dedicata vocantur *loca sacra* seu domus sacrae; loca vero, in quibus misericordiae et pietatis opera exercentur, et auctoritate Episcopi seu Prae-lati ecclesiastici sunt erecta, specificè dicuntur *loca religiosa* seu religiosae domus (cf. tit. de religiosis domibus etc. X III. 36) ut monasteria, domus regularium, xenodochia, orphanotrophia, confraternitates et alia collegia pia.“ So Ogetti in seiner Synopsis v. loca pia.

Dieser Begriff der „loca pia“ geht durch die ganze kanonistische Literatur; man vgl. Fagnani in cc. 3 u. 4. X. III. 36; Reiffenstuel zum selben Titel; Wernz, Jus Decretalium t. III, n. 195 sq.; Many, de locis sacris, p. 177 ff.; Dec. 248 S. R. R. in Recent. P. II. Es sei noch hingewiesen auf c. 1. de censibus etc. III. 20. in VI., wo genau Ecclesiae, et alia religiosa et pia loca unterschieden sind; c. 7. de ref. sess. VII. Trid. kennt beneficia ecclesiastica curata, quae cathedralibus, collegiatis seu aliis ecclesiis vel monasteriis, beneficiis seu collegiis aut piis locis quibuscumque unita et annexa reperiuntur; cf. c. 8 de ref. sess. XXII.: habeant (Episcopi) jus visitandi hospitalia, collegia quaecumque ac confraternitates laicorum, etiam quas scholas sive quocumque alio nomine vocant, eleemosynas montis pietatis sive caritatis, et pia loca omnia, quomodocumque nuncupentur; vgl. Raccolta di Concordati (1919) sub verbo: Luoghi pii, Luoghi sacri. Daß in can. 344, § 1 loca pia nicht auf Kirchen der Regularen bezogen werden kann, geht aus § 2 hervor, zumal wenn man noch folgende Kanones zum Vergleiche heranzieht: 126; 497, § 1; 512, § 2, 2<sup>o</sup>; 821, § 3; 1001, § 3; 1154; 1261, § 2; 1298; 1489; 1491; 1492.

Statt für das geltende Recht den Autoritätsbeweis anzutreten, verweise ich auf zwei Artikel im Commentarium pro Religiosis, t. IX, p. 235 ssq.: de exemptione Ecclesiarum Regularium a canonica Episcopi visitatione (Fr. Marcellus a P. Jesu O. Carm. D.) und p. 245 ssq.: an jus visitandi domos vel saltem ecclesias Regularium Ordinario loci competat (Petrus Kraemer

O. C. M. I.). Im ersten Artikel interessiert die authentische Erklärung von Gasparri vom 8. April 1924. Der Fall lag also: Ein Bischof ließ durch seinen Delegaten eine exempte Ordenskirche visitieren. Der Provinzial protestierte dagegen. Als der Bischof die Gründe des Provinzials nicht anerkennen wollte, wurden der Kommission für die authentische Kodexinterpretation die vier Fragen dargelegt:

I. *Utrum Ordinarius loci templa Ordinis N. in sua dioecesi existentia modo praedicto (sc. ut ecclesias non exemptas) quinto quoque anno visitare possit.*

Et quatenus negative:

II. *Utrum in casu, quo leges dioecesanae (e. g. synodales) non quidem novam materiam iuxta can. 1261 afferunt, sed solum leges ecclesiasticas urgent, Ordinarius ad visitationem manum apponere possit.*

Et quatenus negative:

III. *Utrum visitatio, de qua in can. 1261, § 2 eodem modo instituenda sit, ac solita quinquennalis visitatio ecclesiarum non exemptarum.*

Et quatenus negative:

IV. *Utrum ad visitationem iuxta can. 1261 § 2 extendi possint responsa S. C. Ep. et Reg. ante novum codicem data, ut nempe Ordinarius visitationis jure in tantum solum generatim utatur, in quantum positivam habent notitiam, leges particulares a se latas in ecclesiis regularium exemptorum non observari.*

Die Antwort lautete: ad primum, secundum, tertium negative, ad quartum affirmative. Da diese Erklärung nicht veröffentlicht wurde, gilt sinngemäß can. 17, § 2: „interpretatio authentica, si verba legis in se certa declaret tantum, promulgatione non eget.“

Aus dem Gesagten dürfte wohl hervorgehen, daß unter „*loca pia*“ des can. 344, § 1 die exempten Klosterkirchen niemals verstanden werden können.

Rom, St. Anselm.

P. Gerhard Oesterle O. S. B.

\*

Zu den interessanten Ausführungen habe ich Folgendes zu bemerken: Ich habe in meinem Artikel in Theol.-prakt. Quartalschrift 1929, 563—566 nur die Frage behandelt, inwieweit Regularseelsorger und Kirchen der Regularen, die zugleich Pfarrkirchen sind, der bischöflichen Visitation unterstehen. Hierbei wurde von can. 631, § 1 ausgegangen, daß die Regularseelsorger der bischöflichen Visitation unterliegen „*regulari observantia unice excepta*“. Bei Erklärung dieses letzten Ausdrucks wurde die Konstitution Benedikt XIV., Firmandis, 6. November 1744

(Gasparri, Fontes, I, 855 ff.) herangezogen. In § 7 heißt es, daß der Bischof bei Visitation der Regularpfarrkirche untersuchen dürfe: Sakramentsaltar, Tabernakel, Taufstein, Beichtstuhl, Predigtstuhl, die Sakristei, die Paramentenkammer, den Aufbewahrungsort für kirchliche Gerätschaften, Friedhof, Glockenturm, die heiligen Geräte (Kelche, Ölbehältnisse), Tauf- und Weihwasserbecken. Hieran habe ich nur den Zweifel geknüpft, ob die Verfügung, daß der Bischof in Regularpfarrkirchen bloß den Sakramentsaltar (nicht die übrigen Altäre) visitieren dürfe, heute noch zu Recht bestehe. Zur Begründung dieses Zweifels berief ich mich auf can. 344, § 1, wonach *loci pia quamvis exempta* der bischöflichen Visitation unterliegen; ferner auf can. 1261, wonach der Ordinarius auch exempte Kirchen der Diözesen bezüglich Einhaltung von liturgischen Diözesanvorschriften visitieren darf. Mein gelehrter Gegner weist nun in überzeugender Weise nach, daß unter *loci pia exempta* nicht die exempten Klosterkirchen zu verstehen sind. Ich muß also in loyaler Weise dieses Argument fallen lassen. Hinsichtlich des von mir angeführten can. 1261 verweist mein geschätzter Gegner auf eine nicht veröffentlichte Entscheidung der päpstlichen Kodex-Auslegekommission, wonach der Ordinarius eine Visitation der exempten Klosterkirchen (bei der *Fünfjahr*-Visitation) nur vornehmen soll, wenn er positive Kenntnis von der Nichteinhaltung liturgischer Diözesanvorschriften hat. Ich vermute hierin eine beschränkende Auslegung des can. 512, § 2, n. 2: „(Ordinarius quinto quoque anno visitare debet:) singulas domos congregationis clericalis juris pontificii etiam exemptae in iis, quae pertinent ad *ecclesiam*, *sacrarium*, *oratorium publicum*, sedem ad *sacramentum poenitentiae*.“ Beschränkend nenne ich die Erklärung, weil der Wortlaut nicht so verstanden werden mußte. Nicht beziehen möchte ich diese Erklärung auf das im can. 343 festgelegte allgemeine Visitationsrecht des Bischofs, das ja regelmäßig alljährlich (*quotannis*) stattfinden soll und das nach can. 631, § 1 unstrittig auch auf die Regularpfarren sich erstreckt. Noch wichtiger aber ist folgende Erwägung: Hätte die erwähnte Entscheidung eine allgemeine, auch für Regularpfarrkirchen geltende Bedeutung, dann dürfte der Bischof die Pfarrkirchen, die zugleich Klosterkirchen sind, nur visitieren, wenn er sichere Kunde hat, daß dort Diözesanvorschriften verletzt werden. Auch die oben aufgeführten, von Benedikt XIV. in der Konstitution *Firmandis* den Bischöfen garantierten Visitationsrechte wären kassiert, was nicht bloß mit der Praxis im Widerspruch steht, sondern einer gewaltsamen Interpretation des can. 631, § 1 („*subest immediate omnimodae jurisdictioni, visitationi . . . Ordinarii loci . . . regulari observantia unice excepta*“) gleichkäme.



Die Ausführungen zeigen, daß die Exemptionsfrage auch heute noch eine verwickelte ist. Zum Glück ist unser Zeitalter zu nüchtern, als daß die mittelalterlichen Kämpfe, die selbst in den Gesetzessammlungen (Klementinen lib. 5, Tit. 6 und 7: De excessibus praelatorum et privilegiatorum) ihren Niederschlag gefunden haben, sich wiederholen. Aber da optima fide die Diözesanregierung in Einzelfällen mit Exempten in eine für beide Teile peinliche Kollision geraten kann, so wäre eine womöglich authentische Zusammenstellung der Exemptionsberechtigungen wünschenswert. Der Kodex bietet kein vollständig erschöpfendes Material.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**IV. (Sanation von Klostergelübden.)** In einer Frauenkongregation wurde von einer Reihe von Schwestern die dauernde Profeß einige Tage vor Ablauf des gesetzlichen Trienniums abgelegt. Frage: Gilt die Profeß? Nach can. 577, § 2 können die Vorgesetzten gestatten, daß die Erneuerung der *zeitlichen* Gelübde einen Monat vor Ablauf der Profeßzeit statfinde. Eine analoge Vollmacht für die Ablegung der dauernden Gelübde ist im Kodex nicht gegeben. Vielmehr sagt can. 574, daß den dauernden Gelübden eine professio ad triennium valitura vorangehen muß und bestimmt can. 575, § 1, daß die dauernde Profeß erst nach Ablauf der zeitlichen Profeß (exacto professionis temporariae tempore) abgelegt werden darf. Im vorliegenden Falle wurde um Sanation der vorzeitig abgelegten Gelübde beim Apostolischen Stuhl angesucht. Dieselbe wurde gewährt mit dem Auftrage, den Vollzug im Professionsbuch anzumerken.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

**V. (Zu can. 574: Ort der ersten Profeß.)** Verschiedene Kirchenrechtler lehren, daß die Ordensgelübde ungültig sind, wenn sie das erste Mal, d. h. also am Schluß des Noviziats außerhalb des Noviziathauses abgelegt werden. Dem wurde in der Theol.-prakt. Quartalschrift auf S. 364—366 mit Recht widersprochen. Folgendes mag als weiterer Beleg dazu dienen.

Die Satzungen der Pallottiner, die von der Religiosenkongregation am 2. März 1922 neu genehmigt wurden, sagen absichtlich über den *Ort der ersten Profeß*: „Prima vero (professio) fiat in domo noviciatus, nisi novicius alibi degat“ (Nr. 73). Es ist daher klar, daß die Religiosenkongregation den Ort im can. 574, § 1 nicht als wesentlich ansieht. Dieser Satz war nämlich eigens beigefügt worden, um jeden Zweifel an der Gültigkeit der ersten Profeß auszuschließen, so oft sie außerhalb des Noviziathauses gemacht wird.

Limburg (Lahn), Missionshaus. Dr Franz Hecht P. S. M.

VI. (Zum Beichtrecht der Klosterfrauen.) Über zwei Fragen gehen die Meinungen des öfteren auseinander: nämlich ob sich can. 521, § 2 auch auf den außerordentlichen Beichtvater bezieht, von dem can. 521, § 1 handelt; ferner ob auch für die *nicht vollrechtlichen* Häuser (*domus non formatae* can. 488, 5) eigene Beichtväter bestellt werden müssen.

Am 3. März 1930 (N. 6772/26 L. 18) bestätigte die Religiosenkongregation die neu bearbeiteten Satzungen einer Schwesternkongregation, worin beide Punkte ausdrücklich berührt werden; und zwar scheinen sie erst in Rom ihre jetzige Fassung erhalten zu haben. Ich führe aus diesen Satzungen die folgenden Bestimmungen an.

Nr. 88 gibt an, *wann* der außerordentliche Beichtvater von Rechts wegen die Beichten der Schwestern zu hören hat.

Nr. 89: „Si qua religiosa alio tempore sive confessario *extraordinario* sive uni ex illis sacerdotibus confiteri desiderat, quos Ordinarius loci ad religiosarum confessiones excipiendas approbavit et designavit, id sorori petenti sine ulla difficultate concedi debet, neque ulli antistitae liceat nec per se nec per alios neque directe neque indirecte petitionis rationem inquirere, petitioni verbis aut factis refragari aut quavis ratione ostendere se id aegre ferre (can. 521, § 3).

Nr. 90: „Ad incommoda tamen importuna vitanda Superiorissae licet sorori aliam horam magis opportunam huius confessionis peragendae statuere.“

Nr. 93: „Si quando sororibus domus non formatae confessarius nondum sit constitutus, sorores sicut ceteri christifideles apud quemlibet confessarium, etiam *habitualiter* confiteri poterunt.“

Daraus geht deutlich hervor, daß nach der Auffassung der Religiosenkongregation in can. 521, § 3 auch der außerordentliche Beichtvater gemeint ist; ferner, daß für die nicht vollrechtlichen Häuser eigene Beichtväter nicht notwendig sind. Diese kleinen Häuser sind meistens an kleinen Orten, wo die erforderliche Zahl von Priestern schwerlich zur Verfügung steht, um einen ordentlichen und außerordentlichen Beichtvater sowie Hilfsbeichtväter aufzustellen.

Limburg (Lahn), Missionshaus.

Dr Franz Hecht P. S. M.

VII. (Noch etwas zum Wucherverbote des kanonischen Rechtes.) Der Leser fürchte nicht, daß ich zur leidigen Zeitfrage das Wort ergreife. Ich möchte den can. 2354 von einer ganz anderen Seite betrachten. Der Kodex sagt an dieser Stelle: „Laicus qui fuerit legitime damnatus ob delictum . . . ussua . . . ipso iure exclusus habeatur ab actibus legitimis ecclesiassrcii

et a quolibet munere, si quod in Ecclesia habeat, firmo onere reparandi damna.“

*Bedeutet usura nur den Geldwucher?*

Fichmann führt in seinem Lehrbuche bei dieser Stelle die §§ 302a und e des deutschen Strafgesetzes an. 302a behandelt den gewöhnlichen Geldwucher, § 392e den Sachwucher, der z. B. durch das unberechtigte Hinauftreiben der Preise während einer Lebensmittelnöte begangen wird. Ähnlich lauten die österreichischen Vorschriften. Namhafte Juristen wie Moralisten dehnen aber den Wucherbegriff weiter aus. So unterscheidet A. M. Weiß in seiner Apologie *Darlehens-, Markt- (Sach-) und Lohnwucher*. Letzterer liegt sowohl in der Ausbeutung des Arbeiters wie umgekehrt in ungemessenen Forderungen des Arbeitsleistenden, etwa eines habgierigen Arztes, Anwaltes oder Künstlers. Gelegentlich der Vorlage des letzten Entwurfes eines österreichisch-deutschen Strafgesetzes wurde der Lohnwucher eingehend erörtert und der Salzburger Juristentag von 1928 hat ihm viel Zeit gewidmet. Dabei denkt man vornehmlich an die ersterwähnte Art, an den Arbeitswucher im gewöhnlichen Wortsinne. Es wurde beklagt, daß der Gesetzgeber diesen unter den Sachwucher und nicht unter den Geldwucher einreihen will. Denn während letzterer unter allen Umständen strafbar macht, droht bloß dem *gewerbsmäßigen* Sachwucherer strafgerichtliche Verfolgung. Die Mehrheit des Salzburger Juristentages entschied sich dafür, daß nicht so sehr das *Strafrecht* als das *Tarif-(Arbeits-) recht* den Lohnwucher unterdrücken müsse. —

Auch wir denken, wenn unser Blick auf can. 2354 fällt, zunächst an die Darlehens- und Zinsregelung des can. 1543. Wendet er sich aber nicht ebenfalls gegen die Übertretung des can. 1526, der dem Arbeitnehmer den anständigen und gerechten Lohn sichert? Seine Aufnahme im Titel „*Delikte gegen Leben, Freiheit, Eigentum, guten Ruf und gute Sitten*“ stände dieser Auffassung nicht entgegen. Tatsache ist, daß die Kirche den Lohnwucher auf das tiefste verabscheut und unter die schwersten Sünden zählt. Dies gilt zunächst für die *Moral*. Für den Bereich des Rechtes überläßt die Kirche jedoch Feststellung und Ahndung der gemischten Delikte, zu denen auch der Wucher zählt, vor allem der weltlichen Macht. Hat diese schuldig gesprochen, dann verhängt der Kodex eine Zusatzstrafe, wenn dieser kriminalistische Ausdruck gestattet ist. Danach ergäbe sich folgender Zustand: Die Kirche erklärt den Lohnwucherer für moralisch verantwortlich, seine rechtliche Haftung spricht sie jedoch nur dann und dort aus, wo auch das staatliche Gesetz und staatliche Urteil dies tut. Da unser Staat den Lohnwucher derzeit nicht straft, bleibt er auch kirchlich straflos. Tritt der Entwurf des neuen Strafgesetzes in Kraft, der sich wenigstens gegen



gewisse Arten des Lohnwuchers richtet, dann kann auf den Verurteilten auch can. 2354 angewendet werden, einerlei, ob der Lohnwucher als besonderes Delikt behandelt oder im Tatbestande des Sach- oder Geldwuchers einbezogen wird.

Allerdings ergibt sich hier eine beachtenswerte Unterfrage. Wir sahen, daß weite Juristenkreise den Lohnwucher weniger durch Strafen als durch arbeitspolitische Maßnahmen ausschalten wollen. Nehmen wir an, daß derjenige, der einen armen Arbeiter im Lohne verkürzte, nicht strafgerichtlich verurteilt, sondern zivilrechtlich zu ausgiebigem Schadenersatz verhalten wird. Kann man einen solchen Menschen auch „*legitime damnatus ob delictum usurae*“ nennen? Ich glaube, wir müssen hier auf die Absicht des Gesetzgebers zurückgehen. Dieser erblickt im Lohnwucher zweifellos ein größeres Verschulden als etwa im unvorsichtigen Lenken eines Kraftfahrzeuges und will vor allem die ehrlose Handlung treffen. Wenn er dies durch das Arbeitsrecht statt durch das Strafrecht tut, so tut er dies deshalb, weil er den Wucherer auf diese Art eher zu überführen hofft. Das Unhonorige der Handlung bleibt aber vollbestehen und kann sogar in den Urteilsgründen ausgesprochen werden. Wir dürfen also unsere Frage bejahen und namentlich darauf verweisen, daß gewiß auch der kirchliche Gesetzgeber beabsichtige, schwere Verletzungen des can. 1524 mit kirchlichen Strafmitteln zu ahnden.

Gegen den Arbeitswucher wurden auch *Polizeistrafen* vorgeschlagen. Der Ausdruck „*legitime damnatus*“ deckt anscheinend gerichtliche wie polizeiliche Strafe. Die schweren Delikte, die can. 2354 neben dem Wucher aufzählt (Mord, Menschenraub u. s. w.) sprechen jedoch dafür, daß der Kodex hier auch nur an schwere, d. i. gerichtliche Strafen denkt. Jedoch läßt sich die Überlegung, die wir vordem über die besondere Verwerflichkeit und Ehrlosigkeit des Wuchers machten, hier wiederholen; daher mag selbst eine bloß polizeiliche Strafe die *ispo-iure*-Folgen unseres Kanons nach sich ziehen.

Eingangs sprachen wir davon, daß auch der Arbeitnehmer, der eine Notlage des Arbeitgebers zu unangemessenen Entgeltforderungen ausnützt, Lohnwucher begeht. Diese Handlung ist strafrechtlich sehr schwer zu erfassen. Vielleicht kann sie gelegentlich den Vorschriften über die Sabotage, die Behinderung lebenswichtiger Betriebe untergeordnet werden. Wo dies zutrifft, ist der Übeltäter auch *legitime damnatus*, obwohl er nicht wegen Wuchers, sondern wegen eines juristisch anders qualifizierten Deliktes verurteilt wurde. Can. 1524 nimmt zu dieser Frage nicht Stellung. Erinnern wir uns aber, daß er auf den berühmten Arbeiterenzykliken Leos XIII. fußt und daß diese die Pflichten des Arbeitgebers wie Arbeitnehmers klar-

legen, so spräche allerdings manches dafür, daß can. 2354 auch auf diesen Lohnwucher, der eigentlich eine Lohnerpressung darstellt, angewendet werden kann. Immerhin möchte ich hier keinen allgemeinen Grundsatz aufstellen, solange nicht das staatliche Recht eingehender diesen Sachverhalt geklärt hat. Im übrigen bleibt selbstverständlich auch hier die moralische Haftung aufrecht, selbst wenn das Kirchenrecht keine Strafe vorsieht.

Erwähnenswert ist schließlich, daß die moralischen Folgen der erwähnten Handlungen sich nicht wesentlich von den juristischen unterscheiden. Die Strafen des can. 2354 treten ipso iure ein. Es ist also kein Gerichtsverfahren nötig. Die Schadenersatzpflicht, die Entfernung von kirchlichen Ämtern und Verrichtungen wird dem Wucherer wohl auch moraliter auferlegt. Wenn can. 2354 nur den laicus vor Augen hat, so ist damit nicht gesagt, daß ein Geistlicher, der diese Delikte begeht, kirchenrechtlich straflos bleibe. Er müßte vielmehr seine Handlung — auch hier unbeschadet der moralischen Verantwortung — als schweres Standesdelikt hart büßen, und zwar nicht bloß ipso iure, sondern zufolge kirchlichen Gerichtsverfahrens (Eichmann S. 702).

Der liberale Rechtslehrer *Wilhelm Endemann* hat in einer 1863 erschienenen Schrift über die nationalökonomische Bedeutung des kanonischen Rechtes rühmend hervorgehoben, daß dieses im Unterschied zum ius romanum der Arbeit gebührenden Rang einräumt. Auch der neue Kodex sichert der Arbeit neben dem Kapital den verdienten Platz. Unsere Aufgabe bilde es, diese Vorschriften auszulegen und anzuwenden. Wir erweisen dadurch die Zeitgemäßheit dieses Gesetzes und gleichzeitig die Tatsache, daß die philosophia perennis, die die Rechtsphilosophie des Kodex bildet, bereits die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit ausglich, die Übergriffe des Kapitalismus zurückwies, als eine staatliche soziale Gesetzgebung kaum bestand. Einen Beitrag zu diesen Bemühungen will der vorliegende Aufsatz geben. Die strafrechtliche Behandlung der Arbeit ist wenig geklärt und viel bestritten. Vielleicht gewinnen unsere staatlichen Juristen manchen brauchbaren Fingerzeig, wenn sie die einschlägigen Vorschriften des Kodex zur Kenntnis nehmen.

Graz.

*Dr Oskar Meister.*

#### VIII. (Unsere Kirchenzeitung — Was nicht hinein darf.)

Vor mir liegt die Katholische Kirchenzeitung für D. vom 3. November 1929. Dem allgemeinen Inhalte gehen auf der ersten Seite die Mitteilungen für die einzelnen Pfarreien voran; eine Einrichtung, die sich überall erprobt hat. Auf meinem Stück

finden sich angegeben die Taufen, Trauungen und Beerdigungen der letzten Woche, eine Sache, die gern gelesen wird. Was aber starke Bedenken erregen muß, das ist die genaue Wohnung der getauften Kinder; z. B. Schloßstraße 16, Annastraße 10, Augustastraße 39. Also: Name, Tauftag und Wohnung der Familie in *einer* Pfarrei.

Warum das Bedenken erregt? Warum starke Bedenken?

Vor mir habe ich einen Briefumschlag mit Firmenaufdruck und der Brief ist geschickt: Herrn Lehrer P. N., Düsseldorf, E.-Straße 15.: „Euer Hochwohlgeboren! (Kursivdruck im Text selber unterstrichen.) Mit unserm herzlichsten Glückwunsch zu der Geburt Ihrer Tochter erlauben wir uns die höfliche Anfrage zu verbinden, ob Sie sich nicht für unsern neuen *Illustrierten Ratgeber für Ehegatten von Dr Philantropus* interessieren? — In demselben werden die Vorbeugemittel und ihre Anwendung behandelt und wertvolle, zuverlässige Fingerzeige gegeben, wie weiterer Familienzuwachs nicht mehr dem *blinden Zufall* überlassen zu werden braucht, sondern *dem Willen der Ehegatten* untergeordnet werden kann. — Diese für jedes sorgende Familienoberhaupt *höchst wichtige*, aus berufener Feder stammende, durchaus dezent und ernst gehaltene illustrierte wissenschaftliche Schrift, von welcher in wenigen Monaten bereits *dreißigtausend Exemplare* abgesetzt wurden, steht Ihnen gegen Einsendung von 70 Pf. in Briefmarken gern zu Diensten; die Zusendung erfolgt in verschlossenem Kuvert ohne Firmenaufdruck. — Unsere ausführlichen illustrierten Preislisten über die einschlägigen Artikel werden gratis beigelegt. Hochachtungsvoll! Hygienisches Versandhaus . . . (Ort).“

Vor mir liegt ein zweites Schreiben an *denselben* Familienvater: „Ew. Hochwohlgeboren! Viel zu teuer sind meistens hygienische Gummiartikel, ja den (!) meisten Leuten schreckt nicht nur der Preis, sondern auch die Unzuverlässigkeit vieler dieser Artikel ab, ein Schutzmittel zu brauchen. — Sollten Sie sich dafür interessieren, so lassen Sie sich meine Preisliste senden. Sie werden bei denkbar bester Qualität und billigstem Preis nur gut bedient; dafür bürgt schon das Renommé meiner Firma. Viele Anerkennungsschreiben, nur ärztlich empfohlene Artikel.“ — Und nun folgt eine Empfehlung der unsittlichen Mittel, die die Bedenken ernster Eltern beseitigen soll. Der Abschnitt lautet:

„Bemerkt sei, daß die Anwendung solcher Mittel zum Schutze gegen Befruchtung gesetzlich erlaubt ist und vom sittlichen Standpunkt dann durchaus geboten ist, wenn durch zu häufig oder zu kurz hintereinander erfolgte Geburten die Gesundheit der Frau so geschwächt ist . . . auch in allen den Fällen, in denen durch anormalen Körperbau der Frau opera-



tive Eingriffe notwendig wären . . . ; auch dann kann die Berechtigung zur Anwendung solcher Mittel nicht in Frage stehen, wenn Erziehungssorgen oder die Sorge um die Wahrung des äußeren Dekorums die Verhütung des Familienzuwachses erwünscht erscheinen lassen. Das Leben stellt heute an alle die höchsten Ansprüche . . . und somit auch die Bedingungen für den Unterhalt einer Familie schwierigere. Kann es den Ehepaaren verargt werden, wenn sie bestrebt sind, einen allzu großen Familienzuwachs zu verhüten, der lediglich ihre eigenen Lebenserfordernisse und die der bereits vorhandenen Kinder herabdrückt? . . . Besonnene Menschen werden unter solchen Umständen an der Anwendung von Schutzmitteln nichts zu tadeln finden.“

„Es würde mich freuen . . . — Hochachtungsvoll N. N., Gummi-Manufaktur, B . . . .“

Vor mir liegt ein drittes Schreiben an *denselben* Familienvater. Darin wendet man das „abgekürzte Verfahren“ an. Es werden dem „Herrn“ auf drei Seiten, der „Dame“ auf zwei Druckseiten Oktavgröße sechzehn verschiedene Schutzmittel mit Preis angeboten. Dazu schreibt man:

„Das Gute bricht sich Bahn! Mit dem rastlosen Fortschreiten der Wissenschaft haben auch die Bestrebungen zur Linderung des sozialen Elends bedeutend zugenommen. Ein großer Übelstand der menschlichen Notlage ist unzweifelhaft der überreiche Kindersegen. Das radikalste Mittel zur Erzielung der Kinderlosigkeit, die absolute Enthaltbarkeit des Geschlechtstriebes, kann im Ernste nicht in Frage kommen . . . Ich gestatte mir nun, Ihnen meine Preisliste über meine altbewährten Schutz- und Vorbeugemittel zu behändigen. Versand unter strengster Diskretion; Bestellzettel werden den Sendungen stets wieder beigelegt.“

Und noch ein viertes Angebot unsittlicher Gegenstände zur Kleinhaltung der Familie liegt mir vor an denselben Familienvater, der vor einigen Tagen seine erste Tochter zur Taufe gebracht hatte. Vier unsittliche Angebote in Zeit von einigen Tagen, einer Familie.

Was hat das denn aber mit der Kirchenzeitung zu tun?

Ich denke, allen Lesern dieser Mitteilung ist von selbst die Vermutung gekommen: sollten diese Art von Geschäften sich die Adressen der Leute abschreiben, bei denen ein Kind angekommen ist? Diese Vermutung ist richtig. Es haben diese „hygienischen“ Geschäfte in allen Städten Lieferanten solcher Adressen; natürlich gegen Entschädigung. Deshalb heist es diesen unsauberen Abschreibern Hasen in die Küche treiben, wenn die Kirchenzeitung die Wohnung der Täuflinge hindrückt. Das vorstehende Beispiel beleuchtet dieses Treiben zur Genüge. Was

würden wir große Augen machen, wenn alle Familienväter so ehrlich wie jener Lehrer diese Angebote uns übergeben würden! Ob aber alle so wie er der Versuchung widerstehen?

St. Augustin, Post Siegburg (Rhld.).

August Jos. Arand S. V. D.

IX. (Trübung des Meßweines.) Die Ansicht, daß jede Trübung des Meßweins die Gültigkeit der Opfermaterie gefährde, ist irrig. Es gibt sicherlich Weinkrankheiten, bei denen die Trübung eine Begleiterscheinung völliger Zersetzung des Weines ist. In noch viel zahlreicheren Fällen aber sind die Trübungen völlig harmlos. Als Grundsatz ist hier festzuhalten: *Die Trübung allein ist noch lange kein sicheres Symptom verdorbenen Weines, bezw. ungültiger Materie.* Trübungen können im besten und edelsten Wein vorkommen, ohne daß er mat. inval. oder auch nur graviter illicita würde. *Solange zu den Trübungen nicht auch Geruch- oder Geschmackveränderungen, bezw. beide zugleich dazukommen, liegt materia valida vor.*

Es sei betont, daß selbst am Altare eine teilweise Prüfung des Weines auf Gültigkeit möglich ist. Zu dieser ist nämlich weder ein Mikroskop, das ja sicherlich sonst verlässlichen Aufschluß gäbe, noch irgendein Apparat nötig, sondern es genügen die Sinnesorgane. Die Gültigkeit eines Weines wird „ex colore, odore et gustu“<sup>1)</sup> festgestellt. Dies war einst die einzige Möglichkeit, dies gilt auch jetzt trotz Mikroskop u. ä. noch, da die Entscheidung über die sakramentalen Materialien nach wie vor bei den gleichen Stellen bleibt. So wie die Entscheidung über die Gültigkeit dieser oder jener Rebengattung, z. B. der Direktträger oder der Malagarebe — gleichsam ein *dubium juris* — seit jeher und für immer von der *aestimatio communis* gefällt wird, so wird die Frage, ob dieser sonst gültige, aber trübe Wein noch gültige Materie ist — also das *dubium facti* — von der Sinnenprobe gelöst. Nun ist aber selbst am Altar die Prüfung des Weines zum mindesten ex odore ohne jedes Aufsehen möglich. Ob man auch die Geschmacksprobe vornehmen soll, steht freilich dahin, doch wäre auch sie unter voller Einhaltung des *jejunium* möglich.

Die Trübungen sind, wie gesagt, durchaus nicht insgesamt wesensverändernd.

Sie können ihre *Ursache* in ganz unbedenklichen physikalischen oder thermischen Vorgängen haben. So kristallisiert bei niederer Temperatur der Weinstein in feinen Nadeln aus, die im Wein schweben und ihn so trüben. Falls Kälte in den Keller eindringt oder der Wein auf dem Transport von Frost überrascht wird, kann sich ein ganzes Faß trüben. Geschmack und

<sup>1)</sup> Siehe Quartalschrift 1930, I., S. 157, Anm. 1.

Aroma bleiben dabei unverändert. Es liegt nur ein Schönheitsfehler vor. Es ließen sich auch mit einem feinen Filter die Kristalle leicht entfernen. Meines Erachtens ist solcher Wein kaum leviter illicita materia.

Das Gleiche gilt von den *Trübungen*, die durch das Gerinnen gewisser Eiweißstoffe hervorgerufen werden. Bei ungünstiger Temperatur tritt dieses Gerinnsel in Form zarter Flocken in Erscheinung, die sich allerdings nicht von selbst setzen, sondern durch eine Schönung u. dgl. entfernt werden müssen. Derlei Trübungen treten bei nicht abgelagerten Weinen innerhalb der ersten Jahre ganz von selbst auf und bringen eben dadurch die Flaschenreife. Auch bei Erwärmen des Meßweins im Winter kann es zu dieser Art Trübung kommen. Sie ist unbedenklich.

Andere *Trübungen* sind verursacht durch *biochemische Vorgänge*, sei es durch *gutartige Mikroben wie Weinhefen* u. s. w., sei es durch *Krankheitskeime* wie den *Essigsäure-, Milchsäurepilz, Kahmhefen* u. a.

Unter diesen Trübungen bakterieller Natur sind die durch Weinhefen bedingten an sich nicht wesensändernd. Es handelt sich nur um Vergärung von Zuckerresten. Solange nämlich noch Spuren von Zucker vorhanden sind, können die etlichen Hefepilze, die in jedem Wein in hungerndem Zustand sich vorfinden, wieder aktiv werden. Dazu braucht nur etwas Alkohol zu verdunsten, wodurch die bakterienhemmende Kraft nachläßt, oder die Flasche angebrochen zu werden, wodurch Luft Zutritt bekommt, und die Hefe wird ihre Tätigkeit wieder beginnen können. Daher droht diese Art der Trübung vielfach, wenn die Flaschen zu lange in Anbruch gehalten werden. Der Wein wird dabei einerseits von der sprossenden und sich vermehrenden Hefe getrübt, andererseits von der absterbenden. Das Ganze ist eine Wiederholung en miniature der alkoholischen Gärung, die doch jeder Wein durchzumachen hat.

Gefährlich allerdings sind die Trübungen, die durch pathogene Keime herbeigeführt sind. Das Wuchern des Essigsäure-, Milchsäure-, Kahmpilzes wird den Wein sicher zur ungültigen Materie machen. Es führt beispielsweise der erste den Alkohol in Essigsäure über, der zweite in Milchsäure, der dritte zerlegt ihn in Wasser und Kohlensäure und verzehrt überdies die Fruchtsäuren, so daß das Getränk völlig schal wird. Die Gefährlichkeit dieser Weinkrankheiten ist aber kaum zu übersehen, falls die Geruchs-, Geschmacks- und Aussehensprobe gemacht wird. Bei essigstichigem Wein wird der Geruch an Essigäther, der Geschmack an Essigsäure gemahnen, die Oberfläche des Weines wird ein zartes Häutchen zeigen; bei Milchsäurestich (Zicken) ist im fortgeschrittenen Stadium Geruch nach ranziger Butter vorhanden (im Anfangsstadium allerdings nicht), der Geschmack



ist bitter- bis kratzend sauer; andere Krankheiten verraten sich durch Geruch nach faulen Eiern (Böcksern des Weines) oder nach Harn (Mäuseln), nach gedörrtem Obst (Rahnigwerden), der Geschmack ist oft ekelerregend; bei zähem Wein ist wohl der Geruch normal, der Geschmack ist milde, oft an Gummilösung erinnernd, hie und da süßlich, beim Ausgießen in Fäden wie Honig fließend. Am leichtesten wäre wohl die Tätigkeit des Kahmpilzes übersehen, der nur im höchsten Stadium den Geruch beeinträchtigt (nach ranzigem Fett), den Geschmack aber milder, im vorgeschrittenen Stadium allerdings leer und schal macht. Immerhin aber ist die charakteristische Kahmhaut ein Hinweis auf die schwere Krankheit.

Gegen manche Trübungen läßt sich leicht Abhilfe schaffen. Trübt sich z. B. der Wein, wenn er mehrere Tage in einer angebrochenen Flasche steht, dann benütze man kleinere Boutellen, sei es, daß der Wein gleich von Anfang an in solche abgezogen wird, sei es erst dann, wenn er vom Lager weg zum Altar gebracht wird. Die Flaschen sind nicht selten viel zu groß. Wenn sie dann noch dazu irgendwo am Fensterstock der Sakristei herumstehen, unbekümmert, ob sie tagsüber von den Sonnenstrahlen getroffen werden, so sind ja Trübungen durch Hefe- oder Essiggärung fast unausbleiblich.

Trübt sich der Wein im Keller schon, dann wird es freilich trotz der normalen Geschmacks- und Geruchseigenschaften gut sein, einmal eine Flasche an die Bezugsstelle einzusenden und untersuchen zu lassen. Man wird dort eruieren können, ob die Trübung durch zu warme oder kühle Lagerung, durch Unsauberkeit in der Behandlung der Flaschen u. s. w. verursacht ist.<sup>1)</sup>

Linz.

Rudolf Fattinger.

X. (Zum Aufsatz: Die liturgische Bewegung unter den deutschen Katholiken — Th.-pr. Qu.-Schr. 1930, H. 1) erhielten wir folgende Zuschrift:<sup>2)</sup>

### Berichtigung.

Der Aufsatz des Herrn P. Lektor Dr. H. Dausend O. F. M. „Die liturgische Bewegung unter den deutschen Katholiken“ (diese Zeitschrift 83. Jg. 1930, Heft 1, S. 47—59) enthält einige Angaben, die mich leider zu einer Berichtigung zwingen, da sie

<sup>1)</sup> Näheres bei Fattinger R., *Pastoralchemie*. Eine Orientierung über die sakramentalen Materien, liturgischen Metalle, Textilien und Beleuchtungsstoffe nach den kirchlichen Bestimmungen. 8<sup>1</sup> (VIII u. 180). Freiburg i. Br., Herder, S. 72—88.

<sup>2)</sup> Ausnahmsweise geben wir dieser Zuschrift Raum, obwohl sie keine Berichtigung von Tatsachen, sondern Gegenkritik enthält. Mit der Erwiderung des Verfassers jener Abhandlung, gegen welche die Zuschrift sich wendet, wird die Auseinandersetzung in dieser Zeitschrift endgültig abgeschlossen.

nicht nur sachlich unrichtig sind, sondern auch durch die Anschuldigung, daß eine Aufstellung von mir „gegen das Dogma verstößt“, einen persönlichen Angriff bedeuten. Ich stelle daher fest:

1. In der Darstellung der Mysterienlehre (d. h. der Lehre, daß die katholische Liturgie die sakramentale Gegenwartsetzung der Heilstat Christi ist) vermischt Dausend Texte von mir mit Angaben aus einem Aufsatz von P. Umberg S. J., der gegen mich polemisierte, indem er der Mysterienlehre Konsequenzen zuschrieb, die ich nie gezogen habe. Er erweckt dadurch bei dem nicht unterrichteten Leser den Eindruck, als ob diese absurden Konsequenzen tatsächlich zu der Mysterienlehre gehörten

2. Eine noch größere Irreführung des Lesers bedeutet es, wenn Dausend S. 50, Anm. 5 schreibt: „In seiner ‚Erklärung‘ in JfLw 8 (1928), 440 ff. kommt er (Casel) zu einer Aufstellung, die gegen das Dogma verstößt. Vgl. L. Eisenhofer, Konnten Laien jemals die heilige Messe feiern? in: Klerusblatt 10 (1929), 41 ff.“ Zunächst wäre es bei der Weitergabe einer so schweren Beschuldigung gegen einen katholischen Priester Pflicht Dausends gewesen, nachzuprüfen, ob denn diese Anklage zu Recht bestehe, oder wenigstens auf meine Gegenerklärung im selben Klerusblatt zu verweisen, aus der hervorgeht, daß von einem Verstoß gegen das Dogma in keiner Weise gesprochen werden kann. Dazu kommt aber, daß der von Dausend zitierte Artikel Eisenhofers sich gar nicht auf die Mysterienlehre bezieht, über die doch Dausend hier berichtet. Der uneingeweihte Leser aber muß selbstverständlich den angeblichen Verstoß gegen das Dogma der Mysterienlehre zuschreiben.

3. Die Bemerkungen S. 49, Anm. 3, daß nämlich Casel „JfLw 6 (1926), 113—204 . . . ausdrücklich einige seiner Ansichten aufgibt“, und S. 50, Anm. 5, „Casel . . . modifiziert die früheren Ausführungen“ erklären sich wohl daraus, daß Dausend diese Arbeiten nicht oder nicht genau gelesen hat und sich nur auf die Kritik Umbergs stützt; denn in den Arbeiten ist von aufgegebenen oder modifizierten Ansichten nichts zu finden, schon deshalb nicht, weil es sich nicht um meine Ansichten, sondern um die altkirchliche Tradition handelt.

Maria Laach. *P. Odo Casel O. S. B., Dr theol. et phil.*

### Erwiderung.

1. Jeder, der meine Ausführungen aufmerksam liest, sieht, daß ich genau zwischen den einzelnen angeführten Texten unterscheide. Jeder kann auch auf den ersten Blick erkennen, welches fremde und welches meine Worte sind. Er sieht auch, daß die

„absurden Konsequenzen“ Casel nicht gezogen hat. Sie ergaben sich aber für den, der sie folgerichtig weiterdenkt, aus Casels Prämissen.

2. Die Bemerkungen S. 50, Anm. 5 sind nicht eine dogmatische Wertung der Mysterientheorie, sondern von Ausführungen, die mit der ganzen Mysterienauffassung Casels zusammenhängen. Sie richten sich gegen eine Stelle in seinem Aufsatz: Die Mönchsweihe (JfLW 5, 1926, 2) und die Erklärung in JfLW 8 (1929) 442, wo er behauptet, charismatisch-Begabte hätten ohne Ordo die heilige Eucharistie feiern, also konsekrieren können. An letzter Stelle versteigt er sich sogar zu dem Satze: „Aber das Dogma will doch gewiß nicht Tatsachen des Urchristentums, die von der Schrift selbst bezeugt sind, leugnen.“ Wie er seine Behauptungen mit dem Dogma in Einklang bringen will, ist Casels Sache. Gewundene Erklärungen, wie er sie nachträglich im Klerusblatt 10 (1929), 660 abgegeben hat, rechtfertigen sie nicht.

3. Zu den Bemerkungen S. 49, Anm. 3 und S. 50, Anm. 5 glaubte ich berechtigt zu sein, weil:

a) Casel in JfLW 6 (1926), 202 sich selbst die Frage stellt: „Gibt nicht die Tradition so gut wie ausschließlich die Passion als Gegenstand des Gedächtnisses an? . . . Und ist die Messe nicht so deutlich in ihrem Ritus Leidensgedächtnis?“ Er selber bemerkt dann S. 203: „Dazu ist zu sagen, daß die Liturgie immer (von Casel selbst gesperrt) die Passion erwähnt; alle anderen Herrentaten können fallen, diese nicht. Andererseits nennt die Tradition auch zuweilen die Auferstehung, ferner die Geburt.“

b) Weil er im JfLW 6 (1926), 113—204 doch nicht ohne Grund nur vom „Mysterium der Meßliturgie im Lichte der Tradition“ handelt.

c) Weil er im JfLW 8 (1929) u. a. 146 f. erklärt: „Jede neue Idee stürmt wie der Lenzesturm mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit heran. Darin liegt ihre Kraft, ihr Siegesmut. Hätte sie diese scheinbare Einseitigkeit nicht, so wäre sie von vorneherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Aber es könnte dadurch auch manches Gute mitzerstört werden. Es ist daher, aufs Ganze gesehen, durchaus nützlich, wenn die Vertreter des zur Zeit Herrschenden ihr Erbe stützen und verteidigen. So wird allmählich der Ausgleich gefunden in einem fruchtversprechenden Sommer“ (S. 146 f.).

Gladbach-Rheydt.

P. Dr. Hugo Dausend O. F. M., Lekt. d. Theol.



## Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz.

**(Die päpstliche Kommission für Rußland wird verselbständigt und unmittelbar dem Papst unterstellt.)** Ein päpstliches Motuproprio vom 6. April 1930 löst die Kommission für Rußland, welche 1925 im Verande der Kongregation für die Angelegenheiten der Orientalischen Kirche geschaffen worden war, aus dem Abhängigkeitsverhältnisse von dieser Kongregation und erklärt sie in ihren Obliegenheiten als selbständig und dem Papste unmittelbar unterstellt. Als ihr Vorstand wird P. Michael D'Herbigny, der schon früher zum Titularbischof erhoben wurde, bestellt und in seinen bisherigen Befugnissen bestätigt. Die Sorge für die trostlose Lage der Kirche Rußlands und der russischen Emigranten bildet dermalen eines der dringlichsten und umfassendsten Arbeitsgebiete der römischen Kurie und ist eine Herzensangelegenheit des gegenwärtigen Papstes.

(A. A. S. XXII, 153 s.)

**(Studium der orientalischen Riten und Ausbildung für die Katechese in den Seminarien.)** Der Kardinal-Präfekt der Kongregation für die Seminarien und Universitäten wendet sich in einem Schreiben vom 28. August 1929 an alle Ordinarien, um ihnen eine gesteigerte Pflege der orientalischen Studien in den Seminarien und der Ausbildung der Alumnen für die Katechese ans Herz zu legen. Wenn auch die Errichtung eigener Lehrkanzeln für das orientalische Kirchenwesen nur den größeren katholischen Universitäten zugemutet werden kann, so soll doch im Sinne des päpstlichen Rundschreibens „Rerum orientalium“ vom 8. September 1928 (vgl. Th.-pr. Qu.-Schr. 1928, S. 831 f.) auch in den Seminarien auf die orientalischen Riten, ihre Geschichte, ihre Dogmatik, ihre Liturgie eingegangen werden. Das Schreiben des Kongregationspräfekten gibt diesbezüglich einzelne Fingerzeige und empfiehlt, daß solche Alumnen, die beim Studium besondere Neigung und Fähigkeit zeigen, am großen Werke der Wiedervereinigung der getrennten Ostkirchen mitzuarbeiten, an das Orientalische Institut in Rom zur weiteren Ausbildung geschickt werden mögen. — Im zweiten Teile erinnert das Schreiben an die schon früher (vgl. diese Zeitschrift 1927, S. 156) erlassenen Vorschriften über die Pflege der Katechetik in den Seminarien. In jedem Klerikalseminar soll für die Theologen ein eigener Unterricht über die Katechese erteilt und entsprechende praktische Einführung in die katechetische Arbeit geboten werden. Die Bischöfe werden eingeladen, an die römische Kongregation zu berichten, was sie in ihren Seminarien in der einen und anderen Richtung vorgekehrt haben.

(A. A. S. XXII, 146 ss.)

**(Ordensobere und Missionsobere und ihre Kompetenzen in den Missionsgebieten.)** Der Kardinal-Präfekt der Propaganda gibt in einer ausführlichen, vom Papste bestätigten Instruktion vom 8. Dezember 1929, die an alle Apostolischen Vikare Präfekten und einerseits und an die Ordensvorstellungen der Missionsorden andererseits adressiert ist, grundsätzliche Erörterungen über das heikle und schwierige Kapitel der Kompetenzabgrenzung zwischen Ordensvorstellung und Missionsleitung. Eine nähere Würdigung dieses bedeutsamen Erlasses muß einer berufenen Feder vorbehalten bleiben. Sie umfaßt volle fünf Seiten der Acta Ap. Sed. und bildet einen autoritativen Kommentar zum can. 296 des Cod. jur. can.

(A. A. S. XXII, 111 ss.)

**(Die Zuständigkeit der Diözesan-Ehegerichte aus dem Titel des uneigentlichen Wohnsitzes der Klagepartei.)** Die Sakramentenkongregation verweist in einer Instruktion vom 23. Dezember 1929 auf die Gefahrenquelle, die in der kanonistischen Zulässigkeit der Anhängigmachung von Eheprozessen beim kirchlichen Richter des *Quasidomizils* liegen kann; wenn sich nämlich Kläger, welche den Bestand einer Ehe anfechten wollen, dem Richter ihres Wohnsitzes, der in die Verhältnisse Einsicht hat, absichtlich entziehen und ihre Rechtssache bei einem oft ganz fremden Ordinarius anhängig machen, in dessen Gebiet sie sich mit schlaudem Vorbedacht einen uneigentlichen Wohnsitz erworben haben. Die Instruktion schreibt daher den Diözesan-Ehegerichten eingehende Vorsichtsmaßnahmen vor für die Fälle, wo ein Eheprozeß unter dem Zuständigkeitstitel des bloßen Quasidomizils anhängig gemacht wird. Diese Vorschriften im einzelnen darzustellen, hat an dieser Stelle keinen Zweck, da die Offizialen der kirchlichen Ehegerichte die ins kleinste gehenden Anweisungen von Fall zu Fall im Originaltext einsehen müssen.

(A. A. S. XXII, 168 ss.)

**(Authentische Auslegungen zum Cod. jur. can.)** Die päpstliche Kodex-Kommission hat unter dem 17. Februar 1930 nachstehende Auslegungen zum kirchlichen Gesetzbucho gegeben:

### 1. Erteilung der Tonsur.

„An vi canonis 111 § 2, conlati cum canone 955 § 1, Episcopus alienum subditum sine legitimis proprii Episcopi literis dimissoriis ad primam tonsuram promovere licite possit.  
*R. Negative.*“

Nach can. 111 § 2 ist durch den Empfang der Tonsur der Kleriker eo ipso jener Diözese inkardiniert, für deren Dienst er zur Tonsur befördert wurde. Daraus wollten manche ableiten, daß ein Bischof auch einen Kandidaten, der nach Geburt und Wohnsitz einer fremden Diözese angehörte, ohneweiters zur

Tonsur zulassen und damit seiner Diözese inkardinieren könnte. Dagegen spricht aber die klare Bestimmung des can. 955 § 1, daß eine Ordination rechtmäßig nur vom „Ordinarius proprius“ oder mit dessen Dimissorien erteilt werden kann, im Zusammenhalt mit der ausdrücklichen Erklärung des can. 950, daß im Rechte unter „Ordination“ auch die Erteilung der ersten Tonsur inbegriffen ist, wo nicht aus der Natur der Sache oder dem Kontext das Gegenteil erhellt. Allerdings kennt der Kodex keine Ex- und Inkardination von *Laien* mehr, wie sie früher durch das Dekret der Konzilskongregation vom 24. November 1906 geregelt worden war. Aber der Ordinarius loci darf jure proprio nur solchen Laien durch die Tonsur die Inkardination in den Klerusverband seiner Diözese gewähren, für welche er nach can. 956 zur Ordination zuständig ist, i. e. die in seinem Sprengel zugleich Geburtsort und Domizil, oder, wenn sie anderwärts geboren sind, wenigstens wirkliches Domizil haben und den animus manendi beedigen. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, so darf er dem diözesanfremden Laien erst dann rechtmäßig durch die Tonsur die Aufnahme in den Diözesanklerus gewähren, wenn von dem an sich zur Weihe zuständigen Bischof das Entlassungsschreiben (can. 117) gegeben ist. Nach der Erteilung der Tonsur ist er dann Ordinarius proprius des so inkardinierten Klerikers für die weiteren Weihestufen (can. 956: „... nisi agatur de promovendo ad ordines clerico qui diocesi per primam tonsuram jam incardinatus est“).

## 2. Das Optionsrecht in den Kapiteln.

„I. An vi canonis 396, §. 2, prohibeatur optio ad praebendas quomodocumque canonicae seu titulo canonicali adnexas. II. An vi eiusdem canonis prohibeatur optio etiam ad domos, praedia aliaque a praebendis canonicalibus distincta. *Ad I. Affirmative. Ad II. Negative.*“

Für die Besetzung von Dignitäten oder besser dotierten Kanonikaten in den Kapiteln bestand bis zum Kodex mancherorts ein Optionsrecht, d. h. das Recht, die Vorrückung auf eine frei gewordene Stelle zu beanspruchen. Der Kodex hat dieses Optionsrecht auf Dignitäten, soweit es nicht in die Stiftung des Kapitels aufgenommen ist, beseitigt, auch wo die gegenteilige Gewohnheit oder selbst päpstliches Indult für die Option geltend gemacht werden konnte. (Kodex-Kommission 16. Okt. 1919 ad 5). Später wurde erklärt, daß das Optionsrecht nicht nur für die Dignitäten, sondern für alle Kanonikate aufgehoben sei (Kodex-Kommission 24. Nov. 1920 ad I.). Nunmehr wird auch jede Option auf eine mit einem Kanonikat verbundene Pfründe abgewiesen; nicht jedoch ein Wunsch- und Vorrückungsrecht auf Wohngebäude, Liegenschaften u. dgl., die nicht mit Kanonikats-



präbenden verbunden, deren Nutznießung also nicht als Bestandteil einer Kapitelpfründe aufzufassen ist.

3. *Spendung des päpstlichen Segens zu Ostern durch Bischöfe, die mehr als eine Diözese verwalten.*

„An Episcopus, plures habens regendas dioeceses, in earum altera benedictionem papalem Paschati Resurrectionis adnexam, de qua in canone 914, jure proprio in aliam diem transferre possit. *R. Negative.*“

Die Entscheidung bedarf keiner Erläuterung.

4. *Kinder von Apostaten und Eheschließungsform.*

„An sub verbis *ab acatholicis nati*, de quibus in canone 1099 § 2, comprehendantur etiam nati ab apostatis. *R. Affirmative.*“

Wenn *Kinder von Akatholiken*, welche zwar in der katholischen Kirche getauft wurden, aber seit dem Kindesalter akatholisch (in der Häresie, im Schisma, in einer nichtchristlichen Religionsgemeinschaft oder außerhalb jeder Religionsgemeinschaft) heranwuchsen, die Ehe mit einem *Akatholiken* schließen, sind sie an die kanonische Eheschließungsform nicht gebunden. Als „Kinder von Akatholiken“ haben auch die *Kinder von Apostaten* zu gelten, d. h. die Kinder solcher, die sich nach Empfang der Taufe von jedem christlichen Religionsbekenntnis gänzlich losgesagt haben (can. 1325, § 2). Vgl. dazu die Entscheidung vom 20. Juli 1929, Th.-pr. Qu.-Schr. 1930, S. 164.

5. *Formlose letztwillige Verfügungen zugunsten der Kirche.*

„Utrum verbum *moneantur*, de quo in canone 1513 § 2, sit praeceptivum, an tantum exhortativum. *R. Affirmative* ad primam partem, *negative* ad secundam.“

Letztwillige Verfügungen zu kirchlichen Zwecken, welche der von den Staatsgesetzen zur Gültigkeit verlangten Solemnitäten entbehren, sind darum nicht schlechthin ungültig. Das kirchliche Gesetz verlangt vielmehr im can. 1514, daß der Wille der Testatäre stets gewissenhaft erfüllt werde. Die Ordinarien können die Erfüllung solcher letztwilliger Anordnungen nach can. 2348 sogar mit kanonischen Strafen urgieren. Der Mangel staatlicher Rechtsförmlichkeiten hebt die Verpflichtung der Erben nicht auf in Belangen, über welche das kirchliche und nicht das staatliche Recht maßgebend ist. Das war — trotz der gegenteiligen Äußerung des einen oder anderen Autors — vor dem Kodex die allgemeinere Ansicht, und der Kodex scheint sie im can. 1513, § 2, festzuhalten; denn das „*mone*re“ setzt den Bestand der Verpflichtung voraus. Und diese „*monitio*“ ist, wie jetzt erklärt wird, nicht bloß empfohlen, sondern *pflichtmäßig zu geben*. Von wem? Offenbar im Gewissensbereich vom Bußrichter, im äußeren Bereich vom Ordinarius. Gewiß ist aber bei solchen

Mahnungen die Klugheit zu wahren, weil Konflikte mit dem weltlichen Richter zu vermeiden sind und die oberste kirchliche Behörde nach ausdrücklicher Erklärung der Pönitentiarie vom 10. Jänner 1901 in Fällen, wo sich Schwierigkeiten ergeben, den Weg des Ausgleiches (*compositio cum ecclesia vel pia causa*) offen läßt.

#### 6. Das Klagerecht im kanonischen Eheprozeß.

„An conjuges qui, juxta canonem 1971 § 1 n. 1 et interpretationem diei 12 Martii 1929, habiles non sunt ad accusandum matrimonium, vi eiusdem canonis § 2 jus saltem habeant nullitatem matrimonii Ordinario vel promotori iustitiae denuntiandi. *R. Affirmative.*“

Zum Verständnis sei zunächst auf die Ausführungen von Haring in unserer Zeitschrift 1929, S. 500 ff. verwiesen. Sowohl für Prozesse auf *separatio a thoro et mensa* als für Vinkularprozesse entbehrt nach dem Kodex jener Eheteil des Klagerechtes, der selbst die Schuld an dem Hindernisse ist („*nisi ipsi, sc. conjuges, fuerint impedimenti causa*“). Das gilt nach der zitierten Erklärung der Kodex-Kommission vom 12. März 1929 auch, wenn die Ungültigkeit der Ehe aus einem trennenden Ehehindernisse im „uneigentlichen Sinne“ (can. 1081—1103) resultiert. Nunmehr erklärt die Kommission, daß dennoch die Entziehung des Klagerechtes in solchen Fällen nicht jedes kanonische Prozeßverfahren unmöglich macht. Nach can. 1971 § 2 ist ja der promotor iustitiae des kirchlichen Gerichtes befugt, „in impedimentis natura sua publicis“ von Amts wegen als Kläger aufzutreten. Es bleibt also den Ehegatten auch dann, wenn sie selber nicht klageberechtigt sind, unbenommen, den Ordinarius oder direkt den promotor iustitiae über jene Tatsachen zu informieren, welche die Einbringung einer Vinkularklage von Amts wegen möglich machen. Dieses „jus denuntiandi“ haben ja alle, die um die Ungültigkeit einer Ehe wissen, gemäß can. 1971 § 2. Es bleibt auch einem am Ungültigkeitsgrunde schuldigen Ehegatten unbenommen.

(A. A. S. XXII, 195 ss.)

## Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von *Pet. Al. Steinen S. J.*, Aachen, Kurbrunnenstraße 42.

1. **Weihegebet an die heiligste Dreifaltigkeit.** In einem Akte der vollkommenen Liebe will ich leben, deshalb opfere ich mich deiner erbarmenden Liebe als Brandopfer auf. Ich bitte dich innig darum, verzehre mich ohne Unterlaß, indem du in meine

Seele die Wogen der unendlichen, zarten Liebe hineinströmen lässest, die in dir eingeschlossen sind, damit ich so ein Märtyrer deiner Liebe, o mein Gott, werde! Nachdem ich mich vorbereitet habe, vor dir zu erscheinen, soll dieses Martyrium mich endlich sterben lassen und meine Seele soll sich ohne Verzug in die ewige Umarmung deiner erbarmenden Liebe werfen. Ich will, o mein Vielgeliebter, bei jedem Schlage meines Herzens dir dieses Opfer unzähligemal erneuern, bis die Schatten sich zerstreut haben und ich dir von Angesicht zu Angesicht wiederum von meiner ewigen Liebe reden darf. (Heilige Theresia vom Kinde Jesu.) — 300 Tage; vollk. Abl., monatlich einmal, wenn täglich gebetet, gewöhnliche Bedingungen (S. P. A., 31. Juli 1923, Coll. 23).

**2. Aufopferung an Gott Vater** (von der heiligen Margareta M. Alacoque). Ewiger Vater, ich opfere dir die übergroßen Genugtuungen auf, die Jesus deiner Gerechtigkeit am Kreuzestamm für die Sünder erworben hat. Und ich bitte dich, laß das Verdienst seines kostbaren Blutes in allen schuldbeladenen Seelen, denen die Sünde den Tod gebracht hat, recht wirksam werden. Und wecke sie auf zur Gnade, dann werden sie ewiglich dich verherrlichen.

Ewiger Vater, ich opfere dir die Liebesglut des göttlichen Herzens Jesu auf, um für die Lauheit und Feigheit deines ausgewählten Volkes genugzutun. Ich bitte dich hiermit, es möge dir durch die glühende Liebe, die ihn den Tod erleiden ließ, gefallen, ihre lauen Herzen für deinen Dienst zu erwärmen und mit deiner Liebe zu umfassen, damit du so in alle Ewigkeit geliebt werdest.

Ewiger Vater, ich opfere dir Jesu Unterwerfung unter deinen Willen auf; durch seine Verdienste bitte ich dich um die Vollendung aller deiner Gnaden und die Durchführung aller deiner heiligen Ratschlüsse. Gott sei gepriesen! — 300 Tage (S. P. A., 8. September 1920, Coll. 30).

**3. Hingabe an den Heiland.** Herr Jesus, ich vereine mich mit deinem ewigen, unauflöslichen, alles umfassenden Opfer. Dir opfere ich mich auf für alle Tage meines Lebens, für jeden Augenblick des Tages, nach deinem heiligsten und anbetungswürdigsten Willen. Du bist das Opfer meines Heiles gewesen, ich will das Opfer deiner Liebe sein. Nimm gnädig mein Verlangen an, empfangen meine Hingabe, erhöhe mein Gebet: „Daß ich doch lebe aus Liebe, sterbe aus Liebe und daß der letzte Schlag meines Herzens ein Akt der vollkommensten Liebe sei!“ — 300 Tage, einmal täglich (S. P. A., 5. Juni 1919, Coll. 46).

**4. Mi Jesu,** sanctitate ac perfectione vitae tuae sanctissimae, destrue omnem pravitatem vitae meae ac tua vita sanctis-



sima sit mea vita. Destruatur tota vita mea, et vita Jesu Christi, Domini mei, sit vita mea (Vinc. Pallotti).

Mein Jesus, durch die Heiligkeit und Vollkommenheit deines heiligsten Lebens zerstöre jegliche Verkehrtheit meines Lebens, und dein heiligstes Leben sei mein Leben. Es werde zerstört mein ganzes Leben und das Leben meines Herrn Jesu Christi sei mein Leben. — 300 Tage (S. P. A., 27. Juli 1920, Coll. 52).

5. O Heiland Jesu, gib uns deinen Segen, befreie uns vom ewigen Tode, stehe der heiligen Kirche bei, gib den Völkern den Frieden, erlöse die Seelen, die im Fegfeuer leiden. — 300 Tage (S. P. A., 29. November 1923, 21. Juni 1927, Coll. 54).

6. Akt der geistigen Kommunion. Für jeden Akt der geistigen Kommunion gewinnt man: 300 Tage; vollk. Abl., gewöhnliche Bedingungen, monatlich einmal, wenn täglich erweckt (S. P. A., 7. März 1927, Coll. 70).

## Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Killitzko, Professor i. R. in Ried im Innkreise (O.-Ö.).

### Missionsbericht.

#### 1. Asien.

**Vorderasien.** Nach den neuesten „*Missiones catholicae*“ (1930, 50 ff.) umfaßt die lateinisch-katholische Kirche Vorderasiens noch sieben Kirchensprengel, die aber, *Jerusalem* und *Aleppo* (Syrien) ausgenommen, verschwindend wenige Katholiken aufweisen; so z. B. sind bei *Persien* bei einer Gesamtbevölkerung von acht Millionen Seelen nur 350 auswärtige und 4480 einheimische Katholiken verzeichnet, bei *Bagdad* (*Mesopotamien*) ca. 1000 auswärtige, denen 2,850.000 Nichtkatholiken gegenüberstehen. Noch schlechter steht es in *Arabien* (*Irak*). *Kleinasien* (*Diözese Sunyrna* und *Vikariat Kleinasien*) weist 4700 fremde und nur 580 einheimische Lateiner auf. Die Tätigkeit der hier wirkenden Missionäre — meist Italiener und Franzosen — beschränkt sich auf die Pastorierung dieser kleinen Gemeinden; Missionsarbeit ist nur in *Syrien* möglich. Von den orientalischen Riten liegen keine neueren verlässlichen Daten vor.

**Vorderindien.** Die wichtigste Meldung über *Vorderindien* ist die Mitteilung des gegenwärtig in Europa weilenden Bischofes Dr. Poli O. Cap. aus *Allahabad* einem Zeitungsberichterstatte gegenüber, daß die katholischen Missionen von der *Gandhi*-Bewegung nichts zu fürchten haben, da sie sowohl von der englischen Regierung als auch von den Anhängern der nationalen Bewegung wegen ihrer strengen Objektivität respektiert werden. Das Urteil Msgr. Polis ist kompetent, weil er die Bewegung aus nächster Nähe beobachten konnte, da *Allahabad* ein Hauptzentrum derselben ist und *Gandhi* selbst wiederholt hier geweiht hat.

Als den ärgsten Feind der katholischen Mission in Indien bezeichnet Bischof Poli die antichristliche Vereinigung der „*Arya-Samaj*“, die einem modernen Hinduismus huldigt, und die Gründung von Missionen und Schulen seitens der Missionäre mit Gewalt und Einschüchterung der Bevölkerung zu verhindern sucht.

Trotz dieser wütenden Gegenagitation nehmen die katholischen Schulen immer mehr zu und werden auch von Kindern der Nationalisten fleißig besucht, da sie eben die besten des Landes sind.

Daß auch die eigentliche Missionsarbeit nicht vergeblich gewesen ist, zeigt die Mitteilung des Bischofes, daß in den letzten zehn Jahren die Diözese Allahabad zwei neue Missionsbezirke errichtet hat: *Patna* und *Jubelpore*, ersterer von den amerikanischen Jesuiten übernommen, letzterer von holländischen Prämonstratensern.

Gegenwärtig macht sich in der Diözese eine große Bekehrungsbewegung zur katholischen Kirche bemerkbar, die alle Schichten der Bevölkerung umfaßt, man zählt bereits bei 15.000 Katechumenen. Die Wiener Missionsgesellschaft „*Königin der Apostel*“ arbeitet in 54 Dörfern, die auf einer Fläche von über 400 englische Quadratmeilen zerstreut liegen.

(„*Fides-Korr.*“)

Die *Jesuitenmissionäre* arbeiten hauptsächlich auf dem Gebiete des höheren Schulwesens, so z. B. in *Kalkutta*, wo die belgischen Jesuiten drei blühende Anstalten unterhalten, eine Universität mit 800 Studenten, meist Hindu, das Antoniuskolleg (nur für Katholiken) mit 500, und das Xaveriuskolleg (für anglo-indische Mischlinge) mit 600 Zöglingen.

Die ebenfalls von belgischen Jesuiten verwaltete berühmte *Tschota-Nagpur*-Mission setzt ihre Bekehrungsbewegung ungeschwächt fort.

Die Jesuiten von *Bombay* haben in dem eine halbe Stunde von *Khandala* entfernten Dorfe *Kune* neben Schulen für Knaben und Mädchen moderne Werkstätten für die hier ziemlich ausgedehnte *Teppichweberei* errichtet, um der Kathkaribevölkerung — ungefähr 90.000 Seelen —, die bisher zumeist von Bettel und Diebstahl lebte, eine ergiebige Einnahmequelle zu schaffen. Die Einrichtung findet viel Anklang und dürfte auch für das Missionswerk von außerordentlichem Werte sein.

(„*Kath. Miss.*“ 1930, 110.)

Um gebildete Hindu mehr mit der christlichen Kultur des Abendlandes bekannt zu machen, hat das Jesuitenkolleg zu *Schembaganore* einen „*Dienst zur Verbreitung katholischer Bilder*“ organisiert. Das Unternehmen sammelt Bilder aus der christlichen Bildhauerkunst, Architektur, Musik, Katechetik, um sie dann durch Filme und Projektion weiteren Kreisen der gebildeten indischen Kasten zugänglich zu machen. In Japan hat man mit dieser indirekten Missionsarbeit keine schlechten Erfahrungen gemacht.

Die *Franziskanerbrüder* von *Mount Poinsar*, einer ursprünglich deutschen Stiftung, deren Entstehen vor Jahren in dieser Zeitschrift erwähnt wurde, haben im Norden des Landes durch ihre musterhaft geführte Gewerbe- und Ackerbauschule in *Mapuca* solchen Einfluß gewonnen, daß sie nun darangehen können, auch anderswo ähnliche Anstalten zu errichten. Die jüngste Niederlassung entstand vor kurzem zu *Dadra* im Gebiete von *Damao*.

(„*Licht und Liebe*“ 1930, 84 ff.)

Das Jahrbuch der „*Missiones Catholicae*“ verzeichnet für die sechs- unddreißig Kirchensprengel Vorderindiens — ohne Birma — 2.071.798 Getaufte und 74.592 Katechumenen, für Birma 96.420 einheimische Christen, aber nur 3427 Taufbewerber. Die portugiesischen Bistümer sind in der obigen Statistik nicht mitgerechnet.

**Hinterindien.** Nach den Angaben desselben Jahrbuches (S. 110 ff.) zählt *Indochina* dormalen 1.237.339 Katholiken und 26.441 Katechumenen, 357 auswärtige und 1089 einheimische Priester in 13 Missionssprengeln, 227 auswärtige und 2205 einheimische Schwestern (bei 173 ist die Zugehörigkeit nicht angegeben), und 34 auswärtige, 88 einheimische und 55 Brüder unbestimmter Zugehörigkeit. Die Katechisten sind durch 2058 Männer und 236 Frauen vertreten, die Lehrer durch 2015 männliche und 795 weibliche Lehrkräfte.

*Siam*, dessen nördlicher Teil in der obigen Berechnung schon eingeschlossen ist, hat als Vikariat 31.012 Getaufte und 323 Katechumenen.

Der *priesterliche Nachwuchs* Indochinas rekrutiert sich aus 1429 Zöglingen in 13 Kleinen Seminarien und 473 Alumnen in 11 Priesterseminarien. Siam besitzt noch kein Priesterseminar, sondern nur ein Knabenseminar mit 61 Zöglingen. Beim Lesen dieser Zeilen drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wann wird wohl Indochina seinen ersten einheimischen Bischof bekommen?

Am 8. Dezember 1929 haben *sieben Annamiten* das Ordenskleid des heiligen Alfons von Liguori genommen und ihr Noviziat im Redemptoristenkloster von Hue begonnen. Es sind dies die Erstlinge der gelben Rasse, die ihr Leben in der Kongregation des allerheiligsten Erlösers dem Herrn weihen.

(„Kath. Miss.“ 1930, 117.)

Im Kaiserreich *Annam* war nach einem Vertrage vom Jahre 1884 nur die katholische Mission zugelassen, während der Protestantismus und Kaodismus verboten waren. Die Protestanten Australiens und der Vereinigten Staaten, die mit einer Appellation an den Völkerbund drohten, haben es nun durchgesetzt, daß die annamitische Regierung über Befürwortung Frankreichs am 4. Dezember 1929 diese Beschränkung aufhob und die Missionierung Annams und Tonkings freigab. Die katholische Mission dürfte der Invasion der Methodisten gewachsen sein, da sie ihre Schulunternehmungen und karitativen Anstalten rechtzeitig ausgebaut hat.

(„Fides-Korr.“)

Unter den Gratulanten zum 50. Priesterjubiläum des *P. Alois Gossens*, Mitgliedes der St.-Josef-Missionsgesellschaft von Mill Hill und langjährigen Missionärs auf *Borneo* fand sich auch der Heilige Vater Pius XI. mit einem recht herzlichen Glückwunschschreiben ein. P. Gossens ist nämlich am gleichen Tage — am 20. Dezember 1879 — wie der Papst geweiht, und da ließ sich's Pius XI. nicht nehmen, seinen Weihekollegen zu beglückwünschen. Echt väterlich und kollegial zugleich.

(„St.-Josefs-M.-B.“ 1930, 41.)

Das Arbeitsfeld der *Steyler* auf den *Philippinen* zählt nach der Statistik von 1929: 98.005 Katholiken, 49.147 Aglipayaner (Schismatiker), 3126 Protestanten und 34.935 Heiden. Die Zahl der in der Seelsorge arbeitenden Priester beträgt nur 18; die gleiche Anzahl wirkt in Seminarien und Schwesternklöstern.

(„Um Seelen“ 1900, 230.)

**China.** Infolge des wieder auflebenden Bürgerkrieges nimmt die Unsicherheit und das Räuberunwesen in den abgelegeneren Provinzen so stark zu, daß die Gefangennahme von Fremden schon etwas Alltägliches ist. Trotz der größten Gefahren lassen sich aber unsere Missionäre nicht abschrecken, immer weiter vorzudringen und mitten in den Revolutionsherden neue Missionen zu errichten. Das gilt besonders von den *Kansu*-Missionären, deren Tätigkeit vor kurzem zwei hervorragende Forscher — *Sven Hedin* und *Wilhelm Filchner* — und in jüngster Zeit *Msgr. Buddenbrok S. V. D.*, Apostolischer Vikar von Lanchowfu (Kansu) anläßlich eines Vortrages in Wien gewürdigt haben. Die genannten Forscher sind voll des Lobes über den Opfermut und die Uneigennützigkeit der hier wirkenden *Steyler* Missionäre, und gestehen ganz offen, daß ohne die Unterstützung der Missionäre die Reise nicht möglich gewesen wäre.

(„Kreuz und Caritas“ 1930, 106.)

Bischof Buddenbrok, der am 29. Mai d. J. in St. Gabriel bei Wien 40 Diakonen die Priesterweihe gespendet hat und im Anschluß daran bei verschiedenen Anlässen gesprochen hat, äußerte sich über die Aussichten der katholischen Mission in Kansu dahin, daß weder von den Mohammedanern noch von den Buddhisten ein ernsterer Kampf gegen die christliche Lehre zu fürchten ist, wohl aber von den *Lamas* (Mönche), die nicht nur zu Tausenden in großen Klöstern leben, sondern auch in kleineren



Niederlassungen über das ganze Land zerstreut sind, und gerade da den größten Terrorismus ausüben, um das Volk von den christlichen Missionären fernzuhalten.

Msr. Buddenbrok schlägt vor, dem heidnischen Mönchtum ein christliches entgegenzusetzen durch Gründung beschaulicher Klöster, wie ein solches schon zu *Jangkiaping bei Peking* unter der Leitung der Trappisten besteht. Drei neue Klöster — in *Hokienfu*. *Nordschantung* und *Setschuen* — sind im Entstehen begriffen und ein viertes will der Abt des Zisterzienserstiftes *Schlierbach* in Oberösterreich, der schon seit Jahren Brüder nach Neu-Wilhering in Bolivien sendet, in Kansu errichten. Möchten sich doch recht viele Stifte zu einem ähnlichen Entschlusse aufraffen!

(„Reichspost“, 30. Mai 1930.)

Die *Ili-Mission* in der chinesischen Provinz Sinkiang (Ostturkestan) ist am 14. Februar 1930 vom Vikariat Lanchowfu losgelöst und zur selbstständigen Mission *Sinkiang* erhoben worden. Die neue Mission ist fast dreimal so groß wie Deutschland, zählt bei  $2\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner, aber nur 576 Katholiken auf fünf Stationen.

(„St. M.-B.“ 1930, 192.)

Die *Kapuziner* in *Ostkansu*, sowie die dort wirkenden *Steyler Schwestern* haben harte Zeiten durchgemacht. Acht frische Grabhügel auf dem Missionsfriedhof sind ein sprechender Beweis dafür. Die Heimsuchungen sind noch nicht zu Ende, da die Hungersnot noch nicht vollständig erloschen ist.

Die *Herz-Jesu-Missionäre* sind nach einem zweimaligen längeren Aufenthalte in Hankou (25. Februar bis 23. Mai) und Pautsin (23. Juni bis 21. November) endlich am 13. Dezember 1929 in *Tongien*, der äußersten Station ihres Arbeitsfeldes in *Kweitschou* angekommen. P. Kläsener, der diese Ankunft meldet, erwähnt auch dankbar die edle Gastfreundschaft, die ihm und seinen Mitarbeitern während ihrer Reise durch *Hunan* von den dort wirkenden *Passionistenpatres* erwiesen worden ist. Auf ein gemeinsames Dankschreiben der Herz-Jesu-Missionäre antwortet P. William im Namen der Passionisten mit folgenden wohlthuenden Worten:

„Wir Passionisten, Gott ist mir dessen Zeuge, haben es als eine gottgewollte Fügung und als einen besonderen Vorzug betrachtet, daß wir Ihnen während Ihres Aufenthaltes in unserem Missionsbezirk ‚Brüder‘ sein durften. Junge Missionäre, die in diese weltverlorenen Gegenden kommen, brauchen den warmen Händedruck eines Freundes, seinen aufmunternden Blick, ein ermutigendes Wort aus innerstem Herzensgrund. Sollten Sie meinen, von alledem nur etwas bei uns gefunden zu haben, so gereicht mir das zu großer Freude. Es ist mir Trost und Ermutigung zugleich, zu hören, daß die Liebe bei unseren Patres noch nicht ausgestorben ist. Wie Sie mich baten. Ihr Dankschreiben auch unseren anderen Patres zu übermitteln, so bitte ich Sie, Ihren Mitbrüdern von mir aus zu erklären, daß, wenn jemals der Weg Missionäre vom heiligsten Herzen durch *Hunan* führt, unsere Missionsstationen ihnen allen und einem jeden einzelnen bei Tag und Nacht offen stehen.“

Männer, die so sprechen können, müssen gewiß auch den Weg zu den Herzen der Heiden finden! („Liebfr.-Monatsh.“ 1930, 163.)

Der Westbezirk des Apostolischen Vikariates *Yunnan* wurde als selbständige Mission abgetrennt und den Herz-Jesu-Priestern von *Betharram* anvertraut.

Die Präfektur *Lih sien*, in der das Arbeitsfeld der österreichischen Jesuiten liegt, wurde zum Apostolischen Vikariate „*Ankua*“ erhoben.

In der Präfektur *Sinyanchow* (Honan) der *Steyler Missionäre* haben sich *Redemptoristen* niedergelassen, um hier die erste Station des von ihnen gegründeten chinesischen Ordens „Jünger des Herrn“ zu errichten.

(„St. M.-B.“ 1930, 184.)

**Japan.** Die Franziskaner von *Sapporo* haben in letzter Zeit eine große Menge christlicher Flugschriften dadurch unter das Volk gebracht, daß sie

dieselben den bittenden Arbeitslosen anstatt einer Gabe überließen, ohne etwas dafür zu verlangen, so daß der Erlös den Arbeitslosen blieb...

(„Fides-Korr.“)

Die Erzdiözese *Tokio* hat fast gleichzeitig drei neue Schwesternkongregationen bekommen: spanische Merzedarierinnen, Anbeterinnen, Dienerinnen der Liebe und Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens. Letztere übernehmen in *Tokio* selbst ein Spital.

(„Kath. Miss.“ 1930, 149.)

## 2. Afrika.

**Ostafrika.** In richtiger Einschätzung der Missionsschulen für das Gesamtmissionswerk bemühen sich die Glaubensboten der verschiedenen Genossenschaften, den von dem neuen englischen Schulgesetze geforderten Bedingungen unter den größten Schwierigkeiten nachzukommen. Welche Opfer da mitunter gebracht werden müssen, zeigt ein Bericht aus dem im vorigen Jahre errichteten Apostolischen Vikariate *Bukoba* an der Westküste des Viktoria-Sees. Der Apostolische Vikar schreibt hierüber: „Es müssen fast sämtliche Grundschulen (Elementarschulen) neu gebaut werden, da sie den neuen Anforderungen nicht mehr entsprechen, eine höhere Knabenschule errichtet und die Erziehung der Mädchen ganz neu in die Hand genommen werden. Das Knabengymnasium wurde in den Vorbereitungsklassen bereits begonnen; später soll eine Handelsschule angegliedert werden. Der nächste Schritt soll mit der Einrichtung eines Mädchenpensionates getan werden. In den Hauptstädten müssen 15 große Grundschulen, 132 kleinere in weniger bedeutenden Plätzen neu errichtet werden.“

Wer sich die Mühe nimmt, die für diese Neueinrichtungen notwendigen Auslagen annähernd zu berechnen, der wird die Sorgen des Apostolischen Vikars begreifen.

(„Kath. Miss.“ 1930, 151.)

Eine recht bedauerliche Folge dieser gänzlichen Mittellosigkeit ist, daß die Aufnahme ins Knabenseminar eingestellt werden mußte. Die drei einheimischen Priester, die am Knabenseminar als Lehrer tätig waren, wurden der Station *Katoke* als Seelsorger zugewiesen. Die Priesterkandidaten studieren im Regionalseminar von Kipalapala bei Tabora.

Achtzig englische Meilen von *Katoke* entfernt wurde eine neue Station *Kesa* gegründet, die bereits 300 Christen zählt. Die ersten Missionäre — 2 Priester und 1 Bruder — sind gebürtige Bayern.

(„Afrika-Bote“ 1930, 146.)

Die höheren katholischen Schulen *Ugandas* stellten im verflossenen Jahre 55 Kandidaten zum Examen, von denen 47 bestanden. Ein Schüler des Marienkollegs von *Kisubi* machte das beste Examen in ganz Uganda. Das Kolleg konnte sich auch dieses Jahr wieder den Preis der Regierung sichern. Das protestantische Kolleg von Buddo stellte 30 Kandidaten, von denen 15 bestanden.

Bei der Prüfung der katholischen Lehrerkandidaten hatte die Anstalt der Missionäre vom Heiligen Geist in *Morogoro* die besten Erfolge aufzuweisen.

(„Kath. Miss.“ 1930, 144.)

In Uganda starb am 1. Dezember 1929 infolge eines Hungerstreiks der Gründer und Oberpriester der Malakiten, der „Sekte der Christlichen Wissenschaft“. *Malakias* sollte wegen regierungsfeindlicher Handlungen seiner Anhänger in die Verbannung gehen, protestierte aber dagegen mit dem Hungerstreik, während dessen er starb.

Das neugebildete Vikariat *Kivu* wird den Norden Oberkongos bis zum 5. Grad s. Br. umfassen, das südlich davon gelegene Gebiet behält den alten Namen: Vikariat *Oberkongo*, und bleibt auch unter der Leitung des Bischofs Roelens, der dem Vikariate seit seiner Gründung im Jahre 1895 vorsteht. P. Leys, der Oberhirte des neuen Vikariates, wurde in seiner Vaterstadt Brügge zum Bischof geweiht.

(„Afrika-Bote“ 1930, 160.)

Der bisherige Apostolische Vikar von *Dar-es-salam*, Msgr. Gabriel Zelger, der schon seit dem letzten Frühjahr krankheitshalber in seiner Schweizer Heimat weilt, hat auf seine Würde resigniert. Zum Nachfolger wurde der erst 33jährige *P. Edgar Maranta*, bisher von der englischen Regierung anerkannter Schuldirektor des Vikariates und Mitglied der Erziehungskommission des Tanganjika-Territoriums, ernannt. Bischof Zelger nimmt im Kloster Dornach Aufenthalt. („Miss.-B.“ 1930, Mai.)

Die lange Zeit unfruchtbare Station *Kipatiemu* macht in den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte. Zwei Stunden nordöstlich davon wurde unter den *Wamatumbi* eine Nebenstation *Randette* eröffnet, die bereits Kirche, Wohnhaus und Schule besitzt.

Das Aussätzigenheim *Assisi* dürfte sich bald zu einer Station entwickeln, da sie schon eine schöne Anzahl Schulkinder zählt. Die anfangs Oktober vorigen Jahres angekommenen Schwestern sind bereits mit Arbeit überhäuft. („Miss.-Bote“ 1930, Juni.)

Die Benediktiner von *Lindi* haben bei der letzten Aussendung eine beträchtliche Verstärkung — 5 Patres, 11 Brüder — erhalten. Der günstige Stand der drei Missionsseminarien in der Heimat läßt hoffen, daß die Aussendungen der nächsten Jahre ebenso ergiebig sein werden.

(„Missionsbl.“ 1930, 164.)

Das Große Seminar von Tananarivo auf Madagaskar, das bisher mit dem Kleinen in Ambohipo vereinigt war, ist infolge des starken Zunehmens von Priesterberufen nach Tananarivo selbst verlegt worden. Ende 1929 zählte das Seminar 117 Kandidaten; der Raum des neuen Gebäudes reicht für 150.

(„Kath. Miss.“ 1930, 121.)

**Südafrika.** Die offizielle Statistik der Religionsbekenntnisse unter den 1,676.961 Weißen der Südafrikanischen Union zeigt, unter welchen Schwierigkeiten die katholische Mission zu arbeiten hat, da sämtliche Bekenntnisse der Weißen auch Missionen unter den Eingebornen unterhalten. Die Statistik zählt 921.961 Kalviner, 311.281 Anglikaner, 105.217 Wesleyaner, 79.516 Presbyterianer, 71.816 Juden, 71.227 Katholiken und 23.371 Lutheraner. Dann folgt eine große Anzahl von Sekten, von denen einige ihre Mitglieder nur nach Hunderten zählen. Da sind die Baptisten (17.000), die Apostolischen Glaubensbrüder (15.000), die Kongregationalisten (10.000), Protestanten (8700), Theosophen (3900), Heilsarmee (3600), Bibelforscher (3500), Sieben-Tag-Adventisten (3200), Griechische Kirche (2400), Christliche Kirche (2000). 5000 gaben keine Religion an, andere 5000 gaben an „religionslos“. 1 Hindu, 2 Konfuzianer, 10 Heiden, 4 Ethiäer, 302 Mormonen, 12 Buddhisten, 36 Mohammedaner, 405 Agnostiker, 231 Atheisten. Einige gaben an, es sei Sache des Staates, zu entscheiden, welcher Religion sie angehören. Ferner sind noch zu erwähnen die Sabbatarianer, die Kommunisten, die Glaubensmission, die Universalisten, Theisten, Spiritualisten, Französischen Protestanten.

Die im letzten Jahrgang angekündigte Übernahme des *Betschuanelandes* durch die *Mariannhiller* wird nun allmählich durchgeführt. Die Jesuiten erhalten für ihre in Betschuanaland abgetretenen Stationen von den Mariannhillern zwei größere und zwei kleinere Stationen mit vielen Außenschulen im Maschonerlande. („Kath. Miss.“ 1930, 121.)

Die Berichte über die Entwicklung des eingeborenen Missionspersonals im Vikariate Mariannhill lauten bezüglich der Priester befriedigend, bezüglich der Schwestern sehr günstig, bezüglich der Brüder aber nur mittelmäßig. Der Seminarbau in *Mariatal* schreitet erfreulich voran; er ist der schönste und größte Bau, den bisher die katholische Mission in Südafrika für die Eingeborenen errichtet hat. Nach Fertigstellung soll er für hundert Seminaristen, deren Lehrer und einige weißen und schwarzen Schwestern, welche Küche und Wäsche besorgen, genügend Platz bieten.



Die vor sieben Jahren gegründete Kongregation der „Töchter des heiligen Franziskus“ zu Assisi zählt bereits über 100 Schwestern, Kandidatinnen und Postulantinnen. Die ein Jahr später errichtete Vereinigung der eingeborenen Brüdernkandidaten hat es bisher kaum auf ein Dutzend Kandidaten und Postulanten gebracht. („Vergißmeinnicht“ 1930, 148.)

Die Benediktiner in *Eshave* arbeiten fleißig am Aushau ihrer beiden neuen Stationen *Gonzaga* und *Eshave*. Oberer der neuen Mission in der Hauptstadt von Zululand wurde P. Ignatius Jutz von Entabeni. Seine Mitarbeiter sind P. Valentin Kempf und die Brüder Willigis Gaßner und Heribert Heiß. Die letzte Aussendung brachte Südafrika 2 Patres und 4 Brüder. („Monatsbl.“ 1930, 181.)

Einen herrlichen Beweis uneigennütziger Fürsorge meldet ein Bericht aus *Transvaal*. Im Missionsbezirke des P. *De Hovre* von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau wurden seit einiger Zeit ziemlich viel Aussätzige von den Ärzten als geheilt erklärt, darauf nach Hause geschickt, von den Angehörigen aber, welche den Erklärungen der Ärzte nicht recht glaubten, zurückgewiesen, so daß sie größter Not anheimfielen. Da Belehrungen der Angehörigen der Geheilten nichts erreichten und die Zahl der heimatlos Gewordenen immer größer wurde, entschloß sich der Missionär, 20 Kilometer von *Pretoria* eine Farm von 200 Hektar zu kaufen und dieselbe allmählich zu einem Altersheim für geheilte Aussätzige auszugestalten. Da bewahrheitet sich wohl das Wort des Apostels: Die Liebe macht erfinderisch. („Echo a. A.“ 1930, 60.)

*Dr Raffener*, der Obere der im Vorjahre gegründeten Station *Glen-cowia* unter dem Stamme der Bapedi im Nordwesten der Präfektur *Lydenburg* meldet, daß die Eingeborenen, obgleich sie nicht unfreundlich sind, noch zähe an ihren heidnischen Sitten festhalten, so daß für die nächste Zeit keine besonderen Erfolge zu erwarten seien. Trotzdem wurde schon an einigen Orten mit dem Katechismusunterricht begonnen. („Stern d. Neger“ 1930, 67.)

Die Mission der Pallottiner in *Queenstown*-Kaffraria weist bereits sieben Stationen auf, von denen zwei — *Quoquodala* und *Lumku* — in der Reservation der Schwarzen liegen, in der katholische Missionäre nur äußerst schwer festen Fuß fassen können. Die Errichtung der genannten Stationen gelang nur dadurch, daß von den Missionären mit einem großen Kostenaufwand zwei Handelsstationen, die amtlich als solche eingetragen sind, angekauft und zu Missionsstationen ausgebaut wurden. In der Mission wirken auch 44 Dominikanerinnen und 18 eingeborene Lehrer und Lehrerinnen. Die Mission bietet gute Aussicht, nur braucht sie neben der Gnade Gottes eine ausgiebige Unterstützung aus der Heimat. („Stern d. Heiden“ 1930, 144 f.)

In *Kroonstad* hat der Apostolische Präfekt *Klerlein* eine neue Eingeborenensektion ins Leben gerufen. Sie wird vorläufig nur monatlich erscheinen, und zwar in der Sesuthosprache mit kurzen englischen Bemerkungen. Südafrika hat damit für seine eingeborenen Sprachgruppen, Zulu-Sexosa und Sesotho-Sechuana, katholische Zeitungen, nämlich die Wochenzeitung „*Umafrika*“ in Mariannhill und die neue Monatsschrift „*Marfrika*“ in *Kroonstad*. („Kath. Miss.“ 1930, 120.)

Der Apostolische Vikar Simon von *Oranjeftu* hofft, in nächster Zeit sein Arbeitsfeld erweitern zu können, namentlich im Namaqualand, wo von der Regierung größere Kanalbauten geplant werden.

Neben dem kürzlich in *Matjeskloof* eröffneten Noviziat für farbige Mädchen soll nun auch ein Noviziat für farbige (halbschwarze) Brüder errichtet werden, und zwar in der Station *Onseepkaas*. Die Aussichten sollen nicht schlecht sein. („Echo a. A.“ 1930, 86.)

Das aufstrebende Walvisbay im Vikariate *Windhuk* hat eine hübsche Eingeborenenkirche, und zwar unmittelbar an der Werft, bekommen; das zweite Schiff wird an Wochentagen als Schulsaal benützt.

Am Okawango wurde eine vierte Station gegründet. Sie liegt an der Nordgrenze des Vikariates und führt den Namen Bunja.

(„Monatsbl.“ 1930, 171 ff.)

**Westafrika.** Angola weist dieselbe Vorwärtsbewegung auf wie in den früheren Berichten, besonders in der Präfektur *Kubango*, die bereits 152.494 Getaufte und 48.299 Taufbewerber aufweist. Wenn Msgr. Keiling schreibt, daß ihn die Zahl der Katechumenen fast „erschrecke“, so begreift man das, wenn man bedenkt, daß ihm wohl 1194 Katechisten, aber nur 28 Priester, 18 – 2 Brüder und 6 + 6 Schwestern zur Verfügung stehen. In dem Stamme der *Mbundo*, der 60.000 Seelen zählt, macht sich ein „außergewöhnlicher Zug zur Bekehrung“ bemerkbar.

(„Kath. Miss.“ 1930, 151.)

Die Berichte über die außergewöhnlichen Erfolge der katholischen Mission in *Französisch-Kamerun* veranlaßten den Apostolischen Präfekten von Britisch-Kamerun (Buca), Bischof Vogt aufzusuchen und die Werke der katholischen Mission persönlich in Augenschein zu nehmen. In seiner Abschiedsrede äußert sich Msgr. Rogan über das Gesehene folgendermaßen: „Was ich daheim über Deine Werke vernahm, ist Wahrheit; aber ich glaubte denen nicht, die davon sprachen, bis ich selbst kam und mit eigenen Augen sehen mußte, daß man mir nicht einmal die Hälfte von dem, was ist, erzählte. Deine Werke übertreffen ihren Ruf.“

(„Echo a. A.“ 1930.)

Zur Statistik des letzten Heftes wäre noch nachzutragen, daß dem Apostolischen Vikar zur Bewältigung der Riesenarbeit nur 40 Priester, 11 europäische und 32 einheimische Brüder und 26 europäische und 17 einheimische Schwestern zur Verfügung stehen. Die 2084 Katechisten leisten Hervorragendes.

*Südnigeria*, das drittbeste Missionsfeld Westafrikas, zeigt denselben bedauerlichen Mangel an Personal. Es zählt für seine 84.285 Getauften und 113.812 Taufbewerber nur 31 Priester, 3 Brüder und 8 Schwestern.

(„Echo d. M.-v. Hl. Geist“ 1930, 145.)

*Westnigeria* hat am 9. Februar d. J. seine erste einheimische Schwester erhalten; sie gehört der Kongregation der Schwestern U. L. Frau von den Aposteln an.

Die Bischöfe Nigerias hielten Anfang Februar in *Onitscha* eine Konferenz ab, um das neue englische Schulprogramm zu beraten. Die englische Schulbehörde scheint hier weniger rücksichtsvoll vorzugehen als in Ostafrika.

(„Kath. Miss.“ 1930, 150.)

**Innerafrika.** Die Redemptoristenpräfektur *Matadi* im Kongostaate hat nun auch ihre ersten schwarzen Oblatenschwestern. Als sie am 17. Jänner d. J. nach beendetem Noviziate in Matadi ankamen, wurden sie seitens der Bevölkerung enthusiastisch begrüßt.

Ein Missionär von *Kisanlu* hat sich der Mühe unterzogen, die Leistungen der benachbarten Dörfer für religiöse und kirchliche Zwecke zusammenzustellen, um zu zeigen, daß der den Schwarzen gemachte Vorwurf des Mangels an selbstloser Hingabe nicht ganz berechtigt ist. Der Bericht führt folgende Fälle vor: Am Weihnachtstage 1929 und am folgenden Tage hat die Kollekte des St.-Peters-Pfennigs 2500 Fr. eingetragen. In *Kimbi*, einem Dorfe von 26 Familien, haben die Christen innerhalb vier Monaten 84.000 Ziegelsteine gepreßt und gebrannt und haben sie auf dem Kopfe zur Arbeitsstätte getragen. Sie haben sich diese schwere Arbeit freiwillig und unentgeltlich auferlegt, um bald eine schöne Schule und Kapelle zu besitzen. Unter denselben Bedingungen haben die Christen von *Ntari* 40.000, die von *Kisimba* 54.000, die von *Kiberanda* 60.000 Ziegelsteine gemacht, und alles das im Laufe desselben Jahres 1929. In zahlreichen Dörfern erwarten die Christen ungeduldig die Ziegelsteinpressen, um die gleiche Arbeit zu leisten. Für die Errichtung der Kapelle in einem Dorfe hat einer der fähigsten

Maurer dieses Gebietes kein Bedenken getragen, über 2000 Fr. seines Lohnes zu opfern. Ohne eine werktätige und zuweilen heroische Hingabe würden die besten von den Katechisten und Angestellten die Mission verlassen, weil sie dort einen vier- bis fünfmal geringeren Lohn bekommen als in sonstiger Anstellung.

Die angeführten Tatsachen gereichen den Christen des *Kisantugebietes* zur Ehre und verdienen, allgemein bekannt zu werden.

(„Fides-Korr.“)

Aus der *Statistik* der „Miss. cath.“ ist zu ersehen, daß auch das religiöse Leben sehr lebendig ist, wie aus der Nebeneinandersetzung der *Oster- und Andachtskommunionen* (in der Klammer) deutlich hervorgeht: Albertsee 6931 (231.921), Leopoldstadt 39.768 (569.329), Lulua und Katanga 710 (18.946), Matadi 13.400 (357.400), Ruanda 21.118 (779.747), Stanley-Fälle 14.202 (247.227), Ubanghi 6770 (212.716), Niangara 5789 (130.985), Urundi 18.329 (390.401) u. s. w.

Der *sozialen* Stellung nach gehören die Katholiken meist den mittleren Klassen an; die *Vermögensverhältnisse* sind in den einzelnen Sprengeln sehr verschieden, Neu-Antwerpen z. B. zählt 92% Arme; Stanley-Fälle dagegen nur 10%.

**Nordafrika.** Der Apostolische Vikar von *Rabat* (Marokko) hat seine Gemeinde zu einem großen Gebetskreuzzug für die Bekehrung der Mohammedaner aufgerufen. Der Aufruf wird damit begründet, daß die Bekehrung der Mohammedaner möglich und gottgewollt ist und vom Papste gefordert wird.

(„Kath. Miss.“ 1930, 150.)

### 3. Amerika.

**Nordamerika.** Bischof *Grouard*, Apostolischer Vikar der nach ihm genannten Provinz in *Westkanada*, der bisher den Titel eines Bischofs von *Ibora* führte, wurde anlässlich des Rücktrittes von seinem Amte mit dem Titel eines Erzbischofs von *Egina* ausgezeichnet.

Die bisher von der Außenwelt fast ganz abgeschlossenen Missionsstationen des *Eismeer*s werden allmählich infolge der Errungenschaften der Neuzeit dem allgemeinen Verkehr angegliedert. Wie die Missionäre melden, erhalten sie von der kanadischen Regierung täglich einen kurzen Bericht über die hauptsächlichsten Ereignisse aus aller Welt.

Auch das Surren der Flugmaschinen ist in Nordwest-Kanada keine Seltenheit mehr. In Zukunft will man sogar auch den Missionären die Post durch Flugzeuge übermitteln. Der Postflieger soll jede Woche nach Port Smith, alle 14 Tage nach Fort Resolution, alle Monate nach Fort Simpson und endlich alle zwei Monate nach Aklavik abgehen.

Bischof *Breynat* von *Mackenzie* unternahm vor kurzem eine Sammelreise für seine armen Missionen, die ihn auch nach Rom führte, wo er am 31. Jänner 1930 vom Heiligen Vater in Audienz empfangen wurde. Pius XI., der dem Bischof schon voriges Jahr eine Spende von 25.000 Lire überweisen ließ, „um Anteil zu haben an den reichen Verdiensten dieser Märtyrer“, ließ sich genau Bericht erstatten und überreichte dann dem Bischof eine weitere Spende von 10.000 Dollar. Beide Beträge sollen den Grundstock bilden zur Beschaffung eines kleinen *Eisbrechers*, der den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen erleichtern soll.

Bischof *Breynat* hat den Wahlspruch „Wandern für Christus“. Daß er ihm vollauf gerecht wird, zeigt eine Übersicht der Reisen, die er von März bis Dezember 1929 gemacht hat. Es waren: im Rindenkahn 2500 km, im Hundeschlitten 700, im Schiff auf dem Eismeer 1600, im Flugzeug 4700, in der Eisenbahn 3850, im Auto 750, im Wagen 300, zusammen 14.400 km.

(„Monatsbl.“ 1930, 158.)

Von den Schwestern der *Providencia* wurde zu *Montreal* eine neue Kongregation für taubstumme Mädchen gegründet. Die taubstummen



Klosterfrauen sollen sich in besonderer Weise der Pflege ihrer Leidensgenossen widmen. Bisher waren taubstumme Mädchen von der Aufnahme in ein Kloster ausgeschlossen. („Seraph. Weltapostolat“ 1930, 160.)

Die im Jahre 1904 an der Südostgrenze der *Vereinigten Staaten* gegründete Provinz der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau zur Pastorierung der englisch sprechenden Bevölkerung und der Mexikaner, welche in den Südstaaten Texas, Arizona, Neu-Mexiko u. s. w. sehr zahlreich vertreten sind, ist im Laufe der 25 Jahre ihres Bestandes in Bezug auf den Nachwuchs so erstarrt, daß sie auf die Mithilfe der *spanischen* Oblaten verzichten konnte. Die letzteren sind nach *Uruguay* übersiedelt, wo sie unter den Einwanderern in Salto eine Mission übernehmen werden.

(„Monatsbl.“ 1930, 127.)

Den Missionären von der Heiligen Familie in *Texas* wurden vom Erzbischof von San Antonio zwei neue Missionsposten: Gonzalez und Seguru, übertragen, als Zeichen des Vertrauens, das sie sich durch ihre Arbeit in der Hauptstation New-Braunfels erworben haben. Am 24. Jänner d. J. sind drei junge Missionäre zur Übernahme der Stationen nach Texas abgereist. (Monatsschr. d. christl. Familien“ 1930, 154 f.)

Die *Bahamainseln* in Mittelamerika wurden von der Erzdiozese New-York losgelöst und zur Apostolischen Präfektur erhoben.

(„St. M.-B.“ 1930, 195.)

**Südamerika.** In *Brasilien* tritt seit kurzem eine anarchistische Bewegung auf, die sich „Anthropophagie“ = „Menschenfresserei“ nennt und den Zweck verfolgt, nach bolschewistischem Muster allen Konfessionen, besonders aber dem Katholizismus, einen erbarmungslosen Krieg anzukünden, weil „sie die Menschheit die schlimmsten Irrwege geführt haben, indem sie sie verleiteten, ihren tierhaften Urzustand aufzugeben“. Die Bewegung, die bei der intellektuellen Jugend großen Anklang findet, dürfte mit der Zeit nicht nur der Kirche, sondern auch dem Staate ernste Schwierigkeiten bereiten.

Die vielversprechende Missionsarbeit unter den *japanischen Einwanderern* in Brasilien wird in letzter Zeit durch eine fanatische Werbetätigkeit nordamerikanischer protestantischer Sekten sehr erschwert. Auch japanische Prediger nehmen an diesem Kampfe teil.

(„Kath. Miss.“ 1930, 122.)

Das Steyler Missionshaus *Sitio* sah am 2. Februar die Einkleidung von sechs angehenden Klostersnovizen und einem einheimischen Brüdernovizen, drei brasilianische Brüder legten ihre Erstprofeß ab.

Das Missionshaus St. Xaver in *Villa Calzada* in *Argentinien*, das ebenfalls von Steylern geleitet wird, meldet die Erteilung des Subdiakonates an 6 und der niederen Weihen an 19 Scholastiker, sowie die Einkleidung von 14 Kleriker- und 4 Brüdernovizen.

Der Freistaat *Paraguay*, von der Größe Preußens ohne Brandenburg, der bisher nur die Diözese *Asuncion* besaß, wurde zur Kirchenprovinz erhoben mit der genannten Diözese als Erzdiozese und den beiden Bistümern Villarica und Concepcion mit dem Chaco (50.000 Indianer).

(„St. M.-B.“ 1930, 195, 172.)

Die *Salesianer Don Boscos* beabsichtigen in nächster Zeit Observatorien in Japan, China, Indien und Siam zu gründen. Ihre bisherigen Observatorien — 21 an der Zahl — liegen mit einer einzigen Ausnahme in Südamerika, 12 in Brasilien, je 2 in Argentinien und Patagonien und je 1 in Chile, Uruguay, Costa Rica und San Salvador.

(„Sales. Nachr.“ 1930, 45.)

#### 4. Australien und Ozeanien.

In *Nordaustralien* wurde eine neue Diözese Townsville errichtet. Das Gebiet gehörte bisher zum Bistum Rockhampton.

Australien weist nun (ohne Neu-Seeland) 6 Erzdiozesen, 14 Diözesen, 2 Apostolische Vikariate, 1 Präfektur und 1 Abtei nullius auf. Die Zahl der Katholiken beträgt 1,135.469, die der Nichtkatholiken 4,790.211.

*Ozeaniens* Hierarchie besteht aus 15 Apostolischen Vikariaten und 3 Präfekturen; 284.495 Katholiken stehen hier 1,650.535 Nichtkatholiken gegenüber. Die Zahl der Priester beträgt 401 — darunter 13 einheimische —, die der Brüder 282, die der Schwestern 883 und die der Katechisten 1647. Den Katechisten wird von den Missionären hohes Lob gespendet; leider ist ihre Zahl in Anbetracht der zahlreichen Inseln und Inselchen und der über ein ungeheures Gebiet zerstreuten Missionsstationen viel zu gering. Der Heranbildung einheimischer Mitarbeiter wird daher ein besonderes Augenmerk zugewendet.

Auf den *Karolineninseln*, dem Arbeitsfeld der spanischen Jesuiten, hat der erste Einheimische als Klerikernovize der Gesellschaft Jesu seine Gelübde abgelegt. Auch ein einheimischer Bruder hat bereits sein Noviziat vollendet, während ein zweiter kürzlich seine Probezeit begonnen hat. Es sind die Erstlingsfrüchte dieses Missionsfeldes.

Der Apostolische Präfekt von *Rabaul* (Neupommern) besuchte im vergangenen Herbst *Neu-Irland* (das frühere Neu-Mecklenburg) mit seinen vielen vorgelagerten Inseln. Die Gesamtbevölkerung des bereisten Gebietes beläuft sich auf rund 35.000 Seelen, von denen 6000 getauft sind und 16.000 unter der Oborge der Katechisten stehen. Die Aussichten und Erfolge des Bekehrungswerkes sind hier recht gute.

Die Missionäre der *Nordsalomonen* klagen über das hinterlistige Eindringen europäischer und amerikanischer Sekten, namentlich der Adventisten.

Das Vikariat *Niederländisch-Neuguinea*, von Missionären vom heiligsten Herzen verwaltet, das 15 Jahre ohne jeden äußeren Erfolg war, macht seit einiger Zeit merkliche Fortschritte. Die Kei-Inseln erhielten einen eigenen Missionär. („Kath. Miss.“ 1930, 92.)

## 5. Europa.

**Rom.** Der General der *Dominikaner*, P. Gillet, hat im Collegium Angelicum ein Generalsekretariat für die Missionen errichtet und gleichzeitig durch ein Rundschreiben jene Provinzen des Ordens, die noch keine Heidenmission haben, eingeladen, sich in den Stand zu setzen, um möglichst bald einspringen zu können.

Der Dominikanerorden zählt zwar bereits 36 Missionsgebiete, in denen mehr als 700 Männer und mehr als 5000 Schwestern arbeiten, aber der gegenwärtige günstige Stand des Ordens — gegen 6000 männliche Mitglieder — ermöglicht nach der Ansicht des Ordensgenerals einen größeren Kraftaufwand zugunsten der Missionen. — Möchten noch recht viele Orden diesem Beispiele folgen! („Fides-Korr.“)

Der *Kapuzinerorden*, der dermalen in 55 Provinzen und Kommissariaten 11.672 Mitglieder zählt — gegen das Vorjahr ein erfreulicher Zuwachs von 539 jungen Ordenskandidaten —, verwaltet zur Stunde 49 Missionsgebiete in Europa, Asien, Afrika, Süd- und Mittelamerika und Ozeanien. Das Missionspersonal in diesen Gebieten setzt sich zusammen aus 838 Priestern, 45 Klerikern und 348 Laienbrüdern des Kapuzinerordens, 40 auswärtigen und 110 einheimischen Weltpriestern, 208 anderen Religiösen und 921 auswärtigen und 490 einheimischen Ordensschwestern. Die Zahl der in den Kapuzinermissionen wohnenden Katholiken beträgt 1,635.607, die der Nichtchristen bei 108 Millionen.

Die deutschsprechenden Provinzen bilden mit 2429 Mitgliedern ein gutes Fünftel der Gesamtheit des Ordens. (Privatbericht.)

Die *sächsische Franziskanerprovinz* feierte am 26. Mai d. J. das siebenhundertjährige Jubiläum ihres Bestandes. Da die Provinz von jeher dem

Missionswerke besonders gewogen war und gegenwärtig das wichtige Vikariat Tsinanfu in China verwaltet, dürfen sich wohl auch die Missionsbeförderer den Gratulanten anschließen und für die Zukunft noch größere Erfolge wünschen als bisher. („Antoniusbote“ 1930, 127.)

*Sammelstelle.* Bisher ausgewiesen: 1115.14 S. — Neu eingelaufen: Pfar. er Gerhard Tholen. Neuhon. ath, für die armen Armenier 19 M = 31.90 S.

*Gesamtsumme* der bisherigen Spenden: 1147.04 S. — Deo gratias!

## Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr Josef Massarette.

1. Aus dem Vatikan: Bedeutsame Papstworte. Selig- und Heiligsprechungen. Neue Kardinäle. — 2. Zum 15. Zentenar des Heimanges des hl. Augustinus. — 3. Vom Eucharistischen Kongreß in Karthago. — 4. Vor der Kodifikation des orientalischen Kirchenrechtes. — 5. Die Lage der Katholiken in Mexiko.

1. Aus dem Vatikan: Bedeutsame Papstworte. Selig- und Heiligsprechungen. Neue Kardinäle. Eine Nachricht, wonach der Hl. Vater beabsichtige, in einem auswärtigen Kurort einige Zeit zu verbringen, wurde alsbald dementiert unter Hinweis auf seine ausgezeichnete Gesundheit. In der Tat bewältigt Pius XI. mit 73 Jahren immer noch gleichsam spielend sein umfangreiches Tagewerk. Während der letzten Monate nahm er immer wieder Anlaß zu bedeutsamen Ansprachen. Am 16. April gewährte er 700 Lehrpersonen aus Piemont und 480 aus der Lombardei, die durchweg zum Faschismus stehen, eine Audienz. In seiner herzlichen Antwort auf eine Huldigungsadresse pries der Papst die Erhabenheit des Lehrerberufes. Jenen, die ihn erwählt, gilt auch der den Aposteln zuteil gewordene göttliche Auftrag: „Gehet hin und lehret!“ An die erste göttliche Quelle darf erinnert werden, mag auch der Lehrauftrag den betr. Personen auf andern Wegen zugehen. Vor allem vertraut die Familie dem Lehrer ihre Kinder an. Ihr kommt das Vaterland, die Gesellschaft, der Staat in der Heranbildung guter Bürger zuhülfe, indem für geeignete Lehrkräfte gesorgt wird. „Gehet hin und lehret“ ist sodann die Stimme der Kirche Gottes, der Lehrmeisterin der Wahrheit. „Und diese Stimme muß lauter und mächtiger wie je Beifall und Zustimmung finden“; sie erinnert daran, daß es sich nicht bloß um die Kinder von Bürgern handelt, sondern um die mit dem Blute des Erlösers erkauften Seelen, für die das gegenwärtige Leben weiter nichts ist als eine Episode; die Erziehung muß daher auf das künftige Leben eingestellt sein.

Im Konsistoriensaal fand am 4. Mai die Verlesung des Dekretes statt, wodurch die für die Kanonisation des sel. Kardinals Bellarmin vorgeschlagenen Wunder anerkannt werden.



Desgleichen wurde das *Tuto*-Dekret für die Seligsprechung der ehrw. Paola Frassinetti, Stifterin der Genossenschaft der Dorotheer-Schwestern verlesen. Auf eine Dankes- und Huldigungsansprache des Jesuitengenerals P. Ledochowski erwiderte der Papst, in unserer Zeit, wo der Kampf gegen die Gesellschaft Jesu wieder zuzunehmen scheine, habe die göttliche Vorsehung es sich vorbehalten, die Gestalt Bellarmins, eines der berühmtesten Jesuiten, durch die Glorie der Heiligkeit und der Wunder neu zu beleben. Auch gedachte der Hl. Vater der „schönen, milden und heiligen Gestalt der großen Dienerin Gottes Paola Frassinetti“, die nun kurz nach Erscheinen des Apostolischen Rundschreibens über die christliche Jugenderziehung dem Blick der ganzen Welt vorgestellt werde; sie, die sich stets in so erhabener und erfolgreicher Weise der Erziehung so zahlreicher Seelen gewidmet.

Die einer Reihe von Nationen angehörenden Vertreter des päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung, die den leitenden Rat bilden, hielten Ende April im Palazzo der Propaganda unter dem Vorsitz von Msgr. Marchetti-Selvaggiani mehrere Sitzungen ab behufs Verteilung der eingegangenen Spenden und Beratung über Mittel und Wege, wie das Werk weiter gefördert und ausgebaut werden könne. Im letzten Jahr wurden 65,986.610 Lire gesammelt; dieser Betrag ist nicht endgültig, da man noch verschiedene kleinere Summen erwartet. 1928 waren es 55.319.780 Lire, so daß der Zuwachs 10,666.830 Lire beträgt. Man hofft, daß bis zum Jahre 1940 die jährliche Summe für das päpstliche Missionswerk auf die Höhe von 200 Millionen gebracht werden könne; es würde dies während der nächsten zehn Jahre eine durchschnittliche Erhöhung der jährlichen Spenden um 13 Millionen Lire notwendig machen. — Mit dem Werk der Glaubensverbreitung ist nun auch das St.-Petrus-Werk zur Heranbildung eingeborener Priester verbunden; es hat ebenfalls im letzten Jahr Fortschritte gemacht; 1,130.000 Lire wurden für dasselbe gesammelt, etwa 50.000 mehr als im Vorjahr. — Zum Schluß der Tagung des Generalrates empfing der Hl. Vater dessen Mitglieder in Audienz. Kardinal Van Rossum, Präfekt der Propaganda-Kongregation, richtete an den Papst eine Huldigungsansprache. Er hob hervor, daß die Geldmittel aus der ganzen katholischen Welt kamen, daß sogar die Missionen selber, auch Neophyten, unbemittelte neue Christen 1,100.000 Lire beisteuerten. In seiner Antwort pries Pius XI. die Förderung der Glaubensverbreitung als das apostolischste aller apostolischen Werke. Er drückte seine besondere Freude darüber aus, „daß auch die Neophyten des Glaubens, die Katechumenen, jene, die kaum erst Kenntnis des Evangeliums erhalten hatten, mitgewirkt haben. Das zeigt, wie sehr diese den

erlangten Glauben hochschätzen und wie auch alle, die das Geschenk dieses Glaubens schon vorher von Gott empfangen hatten, es schätzen sollten“. Die für die Missionen gesammelten und verteilten materiellen Schätze würden sofort in geistige, himmlische Schätze umgewandelt.

Anläßlich der feierlichen Verlesung der Dekrete betr. die der Fürbitte der sel. kanadischen Märtyrer Johann de Brébeuf und seiner Gefährten aus der Gesellschaft Jesu und der sel. Lucia Filippini zugeschriebenen Wunder sprach Pius XI. am 11. Mai ernste Worte über die Erziehung zur Feindesliebe, die Erziehung zur wahren christlichen Kunstauffassung und die richtige Einschätzung des Menschen als Gottes Ebenbild und nicht bloß als Werkzeug des Staates. Der Papst betonte, die Erziehung könne kein anderes Fundament haben, als das Jesus Christus selbst im Gebot der christlichen Nächstenliebe verkündet hat. Diese Nächstenliebe schließt niemanden aus, auch den Feind nicht, ja sie macht ihn geradezu zum Gegenstand positiven Gebotes. Dem altheidnischen Gesetz: Hasse deinen Feind! stellte Jesus entgegen: Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde! — Es sei ganz widersinnig, rief der Hl. Vater aus, zu glauben, von diesem Gebote könnten nicht nur einzelne Menschen, sondern Gemeinschaften, Nationen, Völker ausgenommen werden. Ohne sich um die Absichten des betr. Redners zu kümmern, müsse er darauf hinweisen, daß an hoher Stelle ein Wort gesprochen wurde, das die Schule des Hasses empfahl, das gerade der Jugend empfahl, zu hassen.<sup>1)</sup> — Im weiteren Verlauf seiner Rede unterstrich der Papst die wichtige Rolle der Kunst in der Erziehung. Stets hat die Kirche, „die Mutter und unerreichbare Lehrmeisterin“, alle echte Kunst gefördert. Die Gotteshäuser wurden durch ihre bildlichen Darstellungen wahre Schulen des Unterrichtes. Gewisse Kunstwerke, z. B. Glasmalereien, sind mit Recht als Volksbibeln bezeichnet worden. „Statt dessen sieht man nun gerade in unsern Tagen, in katholischem Lande, künstlerische Darbietungen, die allem, was christliche Inspiration und Moral ist, so wenig entsprechen, ja so vollständig fern und fremd gegenüberstehen, daß sie die Oberhirten nötigen, Klerus und Gläubige zu ermahnen, sie möchten mit Rücksicht auf das Wohl ihrer Seelen davon weg-

<sup>1)</sup> Bei einer faschistischen Feier in Padua drückte der Festredner Prof. Bodrero sich folgendermaßen aus: „Denkt auch an den Krieg, den ihr werdet führen müssen. Bedenkt, daß ihr in euch eine große, aufmunternde Kraft haben müßt, welche die Flamme eurer Jugend sein muß, und diese Kraft heißt Haß. Ihr müßt lernen zu hassen, denn wo es keinen Nationalhaß gibt, da gibt es keine Kraft. Diese Worte, die paradox klingen mögen, sind nicht die meinigen; sie stammen von einem großen Dichter, Giacomo Leopardi: Lernet hassen.“

bleiben.“<sup>1)</sup> — Von grundlegender Bedeutung für die Erziehung ist auch die sehr hohe Auffassung des Menschen, nämlich daß er erschaffen ist nach dem Ebenbild Gottes, der sein Leben hingegeben für seine Erlösung und ihn zum Zentrum ewigen Ratschlusses gemacht, indem er alles auf seine Vervollkommnung und seine ewige Bestimmung einstellte. „Gerade gegen diese Wahrheiten kommt ebenfalls von oben die Behauptung, der Mensch sei weiter nichts als ein winziges, vergängliches Element des Nationalstaates, ein Mittel und Werkzeug für dessen Zwecke. Solche Behauptungen stellen nicht nur die christliche, sondern auch die chronologische, ontologische, moralische und juridische Ordnung auf den Kopf. So werden auch die Gebote der menschlichen Natur vergessen, wenn man sagt, die Kunst habe mit Moral nichts zu tun, als ob die menschliche Kunst nicht die Aufgabe hätte, das menschliche Wesen zu verbessern oder als ob sie dies tun könnte unter Loslösung von der Moral. Mit solchen Meinungen verleitet, ja drängt man die jugendlichen Gemüter zu Abirrungen, die nicht bloß Gefahren, sondern auch unvermeidliche Katastrophen für die Individuen und die gesamte soziale Ordnung herbeiführen.“ Mit Nachdruck beklagte der erhabene Redner, daß man sich nicht scheut, durch Behauptungen dieser Art den Geist namentlich der Jugend und der einfachen Leute des Volkes zu verwirren, indem man sich sogar an der göttlichen Ordnung vergreife: *Posuerunt in coelum os suum*. Besonders tröstlich ist da für den Papst der Gedanke, „daß es in der Kirche ständig so viele Seelen gab und gibt, die, wie die sel. Lucia Filippini die Kunst der wahren christlichen Erziehung wohl verstanden und betätigt haben, deren unübertreffliche Lehrmeisterin die Kirche allzeit gewesen ist und immer bleiben wird“. — (Solche den faschistischen Machthabern unangenehme Wahrheiten werden gewöhnlich in ihrer Presse totgeschwiegen. Dagegen brachte sie recht gerne das Glückwunschschreiben, das der Erzbischof von Mailand, Kardinal Schuster, anläßlich des 11. Gründungstages der faschistischen Partei an deren Generalsekretär richtete. Der Kirchenfürst betont, daß der Papst und das katholische Italien große Hoffnungen setzen in die Kraft der faschistischen Jugend, die vertrauensvoll die Religion ihrer Vorfahren hochhält. „Gott befestige diese heiligen Vorsätze, damit der Faschismus für das Italien der Lateranverträge Symbol und Unterpfand einer geistigen Wiedergeburt sei!“)

<sup>1)</sup> Nachdem anfangs Mai die XVII. Internationale Kunstausstellung in Venedig eröffnet worden, verbot der Patriarch, Kardinal La Fontaine, seinem Klerus den Besuch und wies ihn an, den Gläubigen abzuraten, sich die Ausstellung anzusehen. Diese Maßnahme war wohlbegründet; Engherzigkeit kann dem gen. Oberhirten wirklich nicht vorgeworfen werden.



Am 25. Mai, bei Verlesung des Dekretes betr. die zur Seligsprechung des ehrw. Konrad von Parzham, Laienbruders im Kapuzinerorden, vorgeschlagenen Wunder, beantwortete der Papst eine Rede des Ordensgenerals Melchiorre da Benisa. Er gratulierte der „großen Kapuzinerfamilie“ zu einem freudigen Ereignis, das nicht allein sie, sondern die ganze Kirche angehe; diese erkenne im demütigen Konrad die Zeichen wahrer Größe, Frucht jener heroischen Demut, die aus ihm ein Beispiel von Charakterfestigkeit und Geduld gemacht. Der Hl. Vater knüpfte daran Nutzenwendungen, die, wie er sagte, „die sanfte, demütige und doch riesenhafte Gestalt des ehrw. Konrad“ sowie das Evangelium des Tages (5. Sonntag nach Ostern) ihm nahelegten.

Hier sei auch eine Äußerung erwähnt, beherzigenswert nicht nur für die Gegenden, wo der Bonifatiusverein für die katholischen Bedürfnisse durch Erbauung von Kirchen u. s. w. sorgt. In einer Privataudienz berichtete der Präsident des gen. hochverdienten Vereines, Geh. Regierungsrat v. Mallinckrodt, über dessen Tätigkeit in der Diaspora. Pius XI. betrachtete dabei Abbildungen von kirchlichen Sparbauten; es handelt sich nicht etwa um Ersatz- oder Holzkirchen, sondern um solide Gebäude in Sparkonstruktion und ohne Turm, die der Bonifatiusverein errichten läßt. Der Hl. Vater betonte, es sei ganz in seinem Sinne, unter den gegebenen Umständen auf Türme zu verzichten. Die Kirchen sollen würdig, aber einfach und zweckmäßig sein. Den Menschen sei es überhaupt unmöglich, die Kirchen so zu bauen, wie es Gottes Ehre eigentlich verlange. Die Seelsorge brauche aber viele Gotteshäuser. Deshalb sei es besser, zwei oder drei kleinere und schlichtere Kirchen zu bauen, statt allzu große Aufwendungen für eine einzige, große Prachtkirche zu machen.

Im Juni war das katholische Weltzentrum wiederum Schauplatz einer Reihe von Heilig- und Seligsprechungen, Jubelfeste, deren Ewigkeitshauch stets die treukatholischen Teilnehmer ergreift und auch manche Weltkinder nachdenklich stimmt. Es wurden im Petersdom feierlich seliggesprochen: am 8. die ehrw. Paola Frassinetti (1809—1882), Gründerin der Dorotheer-Schwestern, und am 15. der ehrw. Konrad von Parzham (1818—1894), Laienbruder im Kapuzinerorden, während 40 Jahren Klosterpförtner in Altötting. Unter die Zahl der als Heilige zu Verehrenden wurden aufgenommen: am 22. Juni die sel. Caterina Thomas (1531—1574), Regularkanonikerin aus dem Augustinerorden, und die sel. Lucia Filippini (1672—1732), Stifterin der Schulschwestern *Maestre Pie Filippini*; am 29. acht sel. Mitglieder der Gesellschaft Jesu, Erstlinge der Blutzeugen in Nordamerika; es sind Joh. de Brébeuf, der 1649 von Irokesen unter ausgesuchten Qualen getötet wurde, Gabriel Lalemant,

Anton Daniel, Karl Garnier, Natal Chabanel, Isaak Jogues, René Goupil und Joh. de La Lande; ferner der sel. Robert Bellarmin (1542—1621), Jesuit, Bischof und Kardinal, sowie der sel. Teofilo da Corte, ein Franziskaner aus der Insel Korsika.

Am Karfreitag starb mit 80 Jahren Kardinal Joachim Arcoverde de Albuquerque Calvalcanti, Erzbischof von Rio de Janeiro. Ein anderer Purpurträger, der Erzbischof von Reims, Kardinal L. H. J. Luçon, verschied am 28. Mai im 88. Lebensjahre. — Im Geheimkonsistorium vom 30. Juni wurden fünf Prälaten zur Kardinalswürde erhoben: Msgr. Francesco Marchetti-Selvaggiani, geb. 1871, Titularerzbischof von Seleucia (Isaurien), Sekretär der Propaganda-Kongregation; Msgr. Sebastian Leme da Silveira Cintra, geb. 1882, Erzbischof von Rio de Janeiro; Msgr. Raffaello Carlo Rossi, geb. 1876, aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliten, Titularerzbischof von Thessalonich, Assessor der Konsistorialkongregation; Msgr. Giulio Serafini, geb. 1867, Titularbischof von Lampsacus, Sekretär der Konzilskongregation, sowie Msgr. Achille Liénart, geb. 1884; Bischof von Lille seit dem 6. Oktober 1928, ist er der jüngste aller französischen Bischöfe.

2. *Zum 15. Zentenar des Heimganges des hl. Augustinus.* Am 28. August 430 übergab der Bischof von Hippo, einer der tiefsten Geister, welche die Geschichte des menschlichen Denkens aufweist, der größte Lehrer des christlichen Altertums, sanft und friedlich mit 76 Jahren seine Seele in die Hände ihres Schöpfers. Seine Vielseitigkeit ist wunderbar. Es gibt kein philosophisches und kein religiöses Problem, mit dem er sich nicht befaßte. Durch ihn, dessen ganzes Dasein vom Verlangen nach Wahrheit erfüllt war, sind viele Forscher in den Hafen der Wahrheit gelangt. Wer je einen Blick in das wundersam reiche und zarte Innenleben Augustins getan, wahrte ihm unwandelbare Liebe. Er gehört allen Epochen an, ist der modernste, sozusagen der aktuellste unter den Kirchenvätern. Immer wieder spricht er von der Kirche als der erhabenen Mutter, die alle Völker zu sich ruft, um sie Gott zuzuführen. Es lag nahe, zum 15. Zentenar von Augustins Heimgang wiederum die Aufmerksamkeit der Menschheit auf dies erhabene Vorbild zu lenken.

Papst Pius XI. wollte durch eine hochbedeutsame Enzyklika die Welt auf die klaren, grundlegenden Lehren Augustins hinweisen, von denen viele so überaus zeitgemäß sind. Das vom Ostersonntag datierte, am 23. April vom „Osservatore Romano“ veröffentlichte Schreiben, beginnend mit den Worten: *Ad salutem humani generis*, erinnert an die Lobsprüche, die frühere Päpste, von Innozenz I. bis Leo XIII., und die Konzilien dem hl. Augustin gezollt haben. Es warnt aber vor dem Beispiel der Jansenisten und anderer Neuerer, welche die Lehren

des hl. Augustin auf Kosten des Gemeinsinnes der Kirche oder späterer Papst- und Konzilsentscheidungen auszudeuten suchten. Der reiche Inhalt der Enzyklika gliedert sich in drei Abschnitte: zuerst wird in Augustin der Mensch betrachtet, dann der Kirchenlehrer und schließlich der Heilige. — Der erste Teil behandelt seine geistige und sittliche Entwicklung sowie seine Bekehrung, die er selbst in den „Bekennnissen“ so dramatisch geschildert hat. Gott ließ es zu, daß Augustin auf Abwege geriet; die Vorsehung führte ihn durch Irrtum zur Wahrheit. „Er, der berufen war, der Lehrer der Gnade zu werden, sollte durch eigene Erfahrung lernen und der Nachwelt zeigen, wie schwach und gebrechlich auch die edelste Seele sei, wenn sie nicht durch eine christliche Erziehung und Beharrlichkeit im Gebet auf dem Wege der Tugend gefestigt wird, vor allem im Jugendalter, wo der Geist leichter von den Irrtümern angezogen und bezaubert, und das Herz durch die ersten Regungen der Sinne in Verwirrung gebracht wird. Gott ließ auch Augustin durch eigene Erfahrung erkennen, wie unglücklich derjenige sei, der sich mit den geschaffenen Dingen zu sättigen und zu befriedigen trachtet.“ Der Sohn so vieler Tränen, der Tränen der hl. Monika, konnte nicht verloren gehen. — Im zweiten Abschnitt über den heiligen Augustin als Fürst der Kirchenlehrer treten zwei Hauptpunkte hervor; der eine betrifft den Glauben, der andere den Intellekt, das *Credere* und *Intelligere*. Vor allem lehrte Augustin mit der ganzen Kraft seines Genies und seiner Erfahrung, daß Gott das höchste Gut und letzte Ziel des Menschen ist. Es kann nur erreicht werden durch Unterwerfung unter die gottgewollte Autorität der Kirche, deren sichtbares Oberhaupt in legitimer Nachfolge den Stuhl Petri einnimmt. Diese Unterwerfung führt keineswegs zur Ertötung der individuellen Aktivität, im Gegenteil. Die Enzyklika betont auch: „Wer immer der Kirche glaubt, die von ihrem göttlichen Bräutigam die Reichtümer der göttlichen Gnade empfangen hat, um sie vornehmlich durch die Sakramente auszuteilen, der gießt nach Art des guten Samariters Öl und Wein in die Wunden der Kinder Adams, um die Sünder von der Schuld zu reinigen, die Schwachen und Kranken zu stärken und endlich die Guten zum Ideal eines vollkommeneren Lebens zu führen. Und mag auch zuweilen ein Diener Christi der Würde seines Amtes nicht entsprochen haben, wird deswegen vielleicht Christi Kraft ihrer Wirksamkeit beraubt und geschwächt? Hören wir hierüber den Bischof von Hippo: „Auch ich sage und wir sagen alle, daß die Diener eines so großen Richters gerecht sein müssen; die Diener seien gerecht, wenn sie wollen; wenn aber die, welche auf dem Stuhle des Moses sitzen, nicht gerecht sein wollen, so beruhigte mich nichtsdestoweniger mein Meister, von dem sein Geist sagte: Dieser



ist es, welcher tauft.' Hätten doch auf diese Worte Augustins jene einst gehört und möchten sie heute noch alle hören, die nach Art der Donatisten den Fehltritt irgend eines Priesters zum Vorwand nehmen, um das ungenährte Kleid Christi zu zerreißen und so den Weg des Heiles elend verlassen.“ Des weiteren verbreitet die Enzyklika sich über die klaren, die Kirchenlehre zusammenfassenden Anschauungen Augustins über Gottes Natur, das Geheimnis der Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, die Leitung der Welt durch die göttliche Vorsehung, wo selbst die Exzesse der irdischen Welt Gottes Absichten und der Förderung des Gottesstaates dienen müssen. Die weltliche Obrigkeit hat ihre Autorität von Gott erhalten; sie soll die Untergebenen unterstützen zur Erreichung des wahren Guten. Der Staat braucht nie zu fürchten, die Kirche lege Hand auf seine Rechte. Augustin hat gern darauf hingewiesen, daß die Christen die besten Staatsbürger sind, denn sie haben vom göttlichen Stifter gelernt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Die Tätigkeit der Kirche kann dem Staate die Erreichung seiner eigenen Ziele nur erleichtern. Hier erinnert Pius XI. an das in seiner Enzyklika über die christliche Jugenderziehung Gesagte und an das Rundschreiben *Pacem Dei munus* Benedikts XV. — Dann behandelt der Papst eingehend den hl. Augustin als *Doctor Gratiae*, Kirchenlehrer der Gnade, der bei seinem Kampfe gegen den Pelagianismus die Verderbnis der menschlichen Natur infolge der Sünde Adams und die Superiorität der göttlichen Gnade betonte. Heute noch herrschen vielfach die den Anschauungen Augustins widersprechenden Irrtümer, wonach alle angeborenen Neigungen des Willens gut seien; daher die Schrankenlosigkeit eines immer mehr um sich greifenden verderblichen Erziehungssystems; daher auch jene Schamlosigkeit in der Kleidung, deren Abwehr eine Pflicht der christlichen Frauen ist. Schließlich zeigt der Hl. Vater, wie beim großen Bischof von Hippo Wort und Werk in schönstem Einklang standen. Denn er war ein Heiliger, ausgezeichnet durch Liebe zu Gott und Demut. In seiner Gottesliebe wurzelte sein übermächtiger Drang, allen, die er erreichen konnte, Gutes zu tun. In heiligem Feuereifer zehrte er sich für das ihm anvertraute Volk auf. Weit über seine Diözese hinaus söhnte er viele mit der Kirche wieder aus. Den Armen war er ein stets hilfreicher Vater. Sein Starkmut bewährte sich glänzend in jeder Trübsal. Voll Begeisterung für die evangelischen Räte gründete er Klöster und schrieb für Klosterfrauen eine ebenso erhabene wie praktisch wertvolle Regel. Mit Recht gilt der hl. Augustin als einer der größten Förderer des religiösen Lebens. Das Rundschreiben schließt mit der innigen Mahnung an den Klerus und das gläubige Volk zum Gebet, zum Studium und zur Nach-

ahmung des heiligen Kirchenlehrers, der Jahrzehnte hindurch angesichts der staunenden Welt den Heldenkampf für Gottes Sache führte und nicht nur auf Bewahrung des Guten, sondern auch auf die Bekehrung der Verirrten und die Rückführung der Irrgläubigen in der Einigung aller im Glauben an Christus und seiner Kirche hinarbeitete. Der Papst spricht die Hoffnung aus, daß der Eucharistische Kongreß in Karthago auch zur Ehre des hl. Augustinus beitragen werde und daß zahlreiche Gläubige nach Pavia zur Kirche S. Pietro in Ciel d' Oro, welche dem Leib des Heiligen birgt, pilgern werden, um die gewährten Ablässe zu gewinnen. — Am 24. April fand dort eine Feier zur Erinnerung an die Taufe des Gottesstreiters statt. Auch zu seinem Todestag (28. August) sind Festlichkeiten vorgesehen. Als bleibende Erinnerung soll im Augustinerkloster von S. Pietro ein internationales Kollegium für Mitglieder dieses Ordens errichtet werden. Zum Augustinusjubiläum werden in Italien noch andere Feiern großen Stils stattfinden. — Die römische St.-Thomas-Akademie hielt zum 15. Zentenar des Bischofs von Hippo und anlässlich ihres eigenen 50jährigen Bestehens vom 23. bis 30. April eine wissenschaftliche Tagung hervorragender katholischer Philosophen und Theologen aus verschiedenen Ländern. Die Grundlinien der augustinisch-thomistischen Philosophie wurden in Rede und Gegenrede klar herausgearbeitet. Diese Veranstaltung fand ihren Abschluß mit einer feierlichen Audienz beim Hl. Vater. Dazu hatten sich 15 Kardinäle, zahlreiche Würdenträger, Vertreter des diplomatischen Korps, Gelehrte, Angehörige der verschiedensten Orden sowie viele Kleriker der römischen Seminarien und Kollegien in der Beatifikationsaula eingefunden. Kardinal Laurenti ergriff das Wort zu einem tiefgründigen Referat über den hl. Augustinus und den hl. Thomas von Aquin. In seiner gedankenreichen Antwort pries der Papst den Arbeitseifer, der bei beiden Kirchenlehrern mit erhabenem Genie gepaart war und seine Krönung in ihrer innigen, glühenden Frömmigkeit erhielt. Zu diesen Vorbildern und Patronen müsse der Gedankenflug der Jünglinge sich erheben, die Geist und Herz für den Dienst des Heiligtums bilden sollen. Sie, auf denen die teuersten Hoffnungen der Kirche beruhen, sollen unablässig bemüht sein, sich mit Gelehrsamkeit und Frömmigkeit zu schmücken.

3. *Vom Eucharistischen Weltkongreß in Karthago.* Unter ungeheuren Schwierigkeiten vorbereitet, hat der 30. Internationale Eucharistische Kongreß (7. bis 11. Mai) einen unerwartet glänzenden Verlauf genommen. Es war wiederum ein gewaltiges Bekenntnis der Gesamtkirche, in der Einheit des Glaubens so vieler Völker an das Hl. Sakrament des Altares. Man zählte etwa 18.000 fremde Katholiken aus allen Weltteilen. Besonders.

zahlreich waren die Franzosen, beteiligten sich doch 2500 französische Priester und 1500 Seminaristen am Kongreß von Tunis-Karthago. Für die laizistische Regierung war diese katholische Veranstaltung sozusagen eine politische Angelegenheit; daher kargte sie nicht mit ihrer Unterstützung, sie kam für Unterhalt und Wohnung der 4000 Kleriker auf und bot überdies den Seminaristen freie Fahrt. Deutscherseits empfand man es unangenehm, daß die vier Gruppen der französischen *prêtres anciens combattants* sich auffällig machten. Durch das Überwiegen des französischen Elementes schienen auch die in Tunis sesshaften Italiener etwas gedrückt; sie haben in der dortigen europäischen Bevölkerung die Mehrheit, doch fehlt ihnen, sehr zum Leidwesen Mussolinis, die politische Macht. Außer dem Apost. Legaten, Kardinal Lépicier, nahmen die Kardinäle Ascalesi, Charost, Van Roey, Mac Rory, Hlond, Lavitrano und Verdier sowie rund hundert Erzbischöfe und Bischöfe an den imposanten Feierlichkeiten teil.

In dem Schreiben vom 25. April, wodurch der Hl. Vater den Kardinal Lépicier mit seiner Vertretung betraute, heißt es: „Die prophetischen Worte unseres Herrn Jesus Christus ‚Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, werde ich alles an mich ziehen‘ scheinen in wunderbarer Weise durch die Eucharistischen Kongresse, insbesondere jene internationalen Charakters, bekräftigt zu werden. Da ist nicht nur zu bewundern, wie bei den Katholiken die Religion wieder mit neuem Enthusiasmus erfüllt wird, sondern wie sogar Nichtkatholiken nicht wenig zum Triumphe der Hl. Eucharistie beitragen, gewissermaßen ergriffen von dieser heiligen Sache und erfaßt von der allgemeinen Ergriffenheit der Gemüter. Daher ist es als großes Glück zu betrachten, daß in unseren Zeiten fast in allen Ländern der Erde solche Kongresse mit stets größerem Glanze und wachsender Beteiligung der Bevölkerungen abgehalten wurden; so war es der Fall in manchen Städten Europas und sogar zu Jerusalem in Asien, und in letzter Zeit zu Chicago in Amerika und jüngst zu Sidney in Australien. Allen ist bekannt, welch großer Vorteil daraus der Religion erwuchs und von welch großem Nutzen sie für die katholische Sache waren. Bis heute aber fehlte dieser Triumph der Hl. Eucharistie in Afrika, das in den Urzeiten der Kirche aufblühte durch den Glauben so vieler feuriger Männer und durch die Frömmigkeit so vieler Mönche, unter denen der hl. Augustin, wahrer Fürst der Kirchenlehrer, einen hervorragenden Platz einnimmt, er, dessen Andenken in diesem Jahre feierlich begangen wird, erfüllt sich doch das 15. Zentenar seines Einganges in die himmlische Herrlichkeit. Es ist darum ganz besonders angebracht, auf diesem Boden Augustins einen Eucharistischen Kongreß abzuhalten, vor allem in Karthago,



jener Stadt, die nicht nur berühmt ist wegen ihrer antiken Monumente und des Ruhmes der punischen Kriege, sondern auch erhaben durch christliche Erinnerungen, da ja von dort so viele unbesiegte Glaubenshelden gekommen sind, allen voran Cyprian und Tertullian . . .“ Eine besondere geistige Bedeutung dieses Kongresses lag eben in der historischen Verbundenheit. Er entfaltete sich auf altehrwürdigem Boden, geheiligt durch eine große, religiöse Vergangenheit. Im Amphitheater, wo die Hauptversammlungen stattfanden, hatten berühmte Märtyrer ihren Glauben an den eucharistischen Gott mit ihrem Blute besiegelt. Heilige der Urkirche, wie Cyprian, und wohl auch Augustin feierten das unblutige Opfer an den längst verfallenen Stätten, die der Glanz der Pontifikalämter des Kardinallegaten nun erfüllte: in der *Basilica Major* und in der Basilika des hl. Cyprian. Jeder Kongressist fühlte sich als Glied der unzerstörbaren alten Kirche, welche die irdischen Reiche, die einander ablösten, überdauert hat, als Glied des geistig-seelischen Reiches Christi des Königs. — Eine besondere Größe des Kongresses von Karthago erblickt P. Dr E. Schlund O. F. M. („Das Neue Reich“ Nr. 36) in der Vielgestaltigkeit der Ausdrucksform, was, wie ihm scheint, gerade für die Deutschen von Bedeutung war. „Denn wir sind vielleicht“, bemerkt er, „von allen Völkern am meisten geneigt zu meinen, daß nur eine Form die richtige, weil die scheinbar allein konsequente, sein könne. Und das könne natürlich nur unsere Form sein. In Karthago konnten wir Deutschen aber sehen, daß es noch andere Formen und Ausdrucksmöglichkeiten gibt, die das Wesentliche ebenso treffen, ja vielleicht objektiv sogar kostbarer sind als unsere Art. Eigentümlich, wie vielen das gerade in Karthago auffiel! . . . Tief ergriffen stand gar mancher Deutsche vor dem, was die Selbstverständlichkeit und Ungeniertheit katholischen Glaubens in italienischen Seelen schafft und erkennen ließ. Wir Deutschen sahen, wie ein kräftiger, lebendiger Glaube ohne Kritik aussieht, und die Amerikaner sahen, wie gläubige Menschen, ein im ganzen gläubiges Volk von selbst, ohne äußere Organisationen, zu einer geordneten Einheit erwachsen, wie das Bindende und Verbindende, wahre Einheit schaffend, im Innern und nicht im Äußern liegen muß. Wer von den Teilnehmern diese Vielgestaltigkeit sah, und ihr Recht, ja ihre Notwendigkeit anerkannte, und nicht meinte, daß nur eine Ausdrucksform die richtige sei, wer sah, daß es bei südlichen und nördlichen, bei italienischen und deutschen und amerikanischen Menschen nur in der Wahrheit ein Entweder — Oder geben kann, in der Form und Betätigung aber ein Sowohl — Als auch, wer am anderen sich erbaute, ohne zu glauben, daß dessen Art nur das allein Richtige und unbedingt Nachzuziehende sei, für den

hatte die Vielgestaltigkeit der religiösen Form auf dem Kongreß zu Karthago wirklich eine große geistige Bedeutung“.

Es wurden mehrere allgemeine sowie elf nationale Versammlungen und eine orientalische Sektionsversammlung gehalten. Für den Klerus behandelten berufene Geistesmänner in lateinischer Sprache die Förderung des Priesterlebens durch die Hl. Eucharistie. Sehr gut besucht waren die nächtlichen Anbetungsstunden. Eine große Menschenmenge strömte ins Amphitheater zu einem höchst eindrucksvollen Schauspiel. 8000 Kinder ehrten in eigenartiger Weise das Andenken der an dieser Stätte geopfert christlichen Blutzeugen. Alle hatten ein rotes Kreuz auf dem weißen Kleid und trugen grüne Palmen. Die kleinen „eucharistischen Kreuzfahrer“ schritten über den geheiligten Boden der Arena, indem sie sangen: *Je suis chrétien* und die Palmen schwenkten als Huldigung an die Märtyrer. Dann stellten sie sich gesondert auf. Die Musik intonierte das *Lauda Jerusalem Dominum* mit dem Refrain *Hosanna Filio David*. Von einem Altar aus, neben dem man Tribünen mit dem Kardinallegaten, anderen Kardinälen und zahlreichen Würdenträgern sah, richtete der Jesuit Parra, Generaldirektor des Eucharistischen Kreuzzuges, flammende Worte an die jugendlichen Scharen und die Riesenversammlung. Er feierte die Christen von Karthago, die hier gemartert wurden, besonders die vom hl. Augustin so hoch gepriesenen hl. Felizitas und Perpetua und begrüßte das neue Aufblühen der katholischen Kirche in Afrika. Zum Schluß erteilte Kardinal Lépicier den sakramentalen Segen. — Eine grandiose Kundgebung war auch die Schlußprozession, die sich unter den Augen von 80.000 Menschen von der Kathedrale von Karthago gegen das Amphitheater bewegte. An dem farbenprächtigen Triumphzug des Eucharistischen Heilandes beteiligten sich 30 französische Senatoren und Deputierte. — Das Erzbistum Karthago, mit 210.000 Katholiken, wird von seinem Oberhirten Msgr. Lemaitre recht segensreich verwaltet. Zu dessen Hauptsorgen gehört die Herausbildung eines einheimischen Klerus. Bevor der Kardinallegat nach Rom zurückkehrte, weihte er den Grundstein eines neuen Priesterseminars; mit demselben wird die Erinnerung an den Eucharistischen Weltkongreß von Karthago verbunden bleiben.

Bei der Eröffnungsfeier betonte der Kardinallegat in seiner Ansprache: „Es ist mein größter Wunsch, daß der Kongreß eine Bejahung der Bruderliebe sei, deren Symbol und Herd die Hl. Eucharistie ist; daß der ganze Verlauf diesem Ziel diene: Liebe zwischen den Einzelnen, zwischen den Nationen. Das Geheimnis der Liebe dränge uns, den unglücklichen Brüdern in ihren geistigen und materiellen Drangsalen beizustehen, die Unterschiede der Rassen, die nicht zu ändern sind, zu über-

brücken, unserem Wesen den Stempel der Nächstenliebe, Kennzeichen der wahren Christusjünger, aufzudrücken.“ Und bei der Rückfahrt, als Kardinal Lépicier auf dem Schiff das hl. Opfer darbrachte, erinnerte er an all das Herrliche, das die Kongressisten geschaut und erlebt; auch sprach er den Wunsch aus, daß aus den Blumen der Brüderlichkeit, die zu Jesu Füßen zwischen so vielen Völkern aufgegangen, trostreiche Früchte reifen möchten.

Nach dem Kongreß fuhren manche Bischöfe, besonders Franzosen, nach Bône (Algerien); in der Nähe befinden sich die Ruinen von Hippo Regius. Am 13. Mai fand hier eine eindrucksvolle Feier zu Ehren des hl. Augustin statt. Kardinal Verdier, Erzbischof von Paris, hielt ein Pontifikalamt im Freien; der Altar stand unter dem Portikus der St.-Augustinus-Kathedrale. Nach dem Evangelium ergriff Msgr. Leynaud, Bischof von Algier, das Wort, um Leben und Wirken des geistvollsten Kirchenvaters zu schildern, dessen Schriften heute noch reichen Segen stiften. Die Predigt entfesselte einen Sturm echt südlicher Begeisterung, die sich auf das von der ganzen Versammlung gesungene Credo übertrug. Nachmittags zog man von der Kathedrale auf eine kleine Anhöhe zur Monumentalstatue des hl. Augustin. Dort wurde die Vesper gesungen. P. Félicien Vandenkoornhuyse, Generalassistent der Assumptionisten, hielt einen meisterhaften Vortrag über den Kirchenlehrer, der, wie er sagte, lieber überzeugen, als seine Gegner beschämen wollte; denn sein Herz war so von Liebe erfüllt, daß er, trotz aller Härte für die Irrlehre, stets offene Arme hatte für die Irrenden, die er alle zur Stadt Gottes zurückführen wollte. Kardinal Verdier segnete, nach einer kurzen Ansprache, die Menge mit dem Reliquar, enthaltend einen Arm des hl. Augustin.

4. *Vor der Kodifikation des orientalischen Kirchenrechtes.* Unter den Pontifikaten Pius' X. und Benedikts XV. wurde ein Rechtsbuch für die ganze lateinische Kirche geschaffen. Mit seinen 2414 Canones ist es auch von nichtkatholischer Seite anerkannt worden als Monument hoher Weisheit, als Frucht einer Riesenarbeit, erhaben über alles Lob. Es bestand ein dringendes Bedürfnis nach einem solchen Kodex, obwohl die lateinische Kirche das *Corpus Juris canonici*, die Disziplindekrete des Konzils von Trient, verschiedene spätere päpstliche Konstitutionen und zahlreiche Dekrete der römischen Kongregationen besaß. Um so klarer ist die Notwendigkeit eines kanonischen Gesetzbuches für die unierten orientalischen Kirchen, die einer eigenen Gesetzgebung ermangeln. Verschiedene von ihnen haben keine andere Quelle ihrer Disziplin als das Trullanische Konzil von 692 und die wenigen Canones der im Orient gehaltenen ökumenischen Konzilien, deren letztes das vierte von



Konstantinopel (869—870) ist. Andere orientalische Kirchen besitzen einige von einem Provinzialkonzil oder einer Diözesansynode erlassene ziemlich unklare Gesetze. Wieder andere halten sich an Gebräuche und Gewohnheiten, ohne zu wissen, ob dieselben Gesetzeskraft haben, und daher wirklich im Gewissen verpflichten. Fast sämtlichen orientalischen Kirchen fehlen die Grundgesetze bezüglich der kirchlichen Hierarchie. Rechte und Pflichten der Bischöfe, Pfarrer, Kleriker sind nicht genau festgelegt. Die Ehegesetzgebung gibt mancherlei Zweifeln Raum. Man weiß nicht, ob und wie weit die Kleriker in höheren Weihen zum Breviergebet verpflichtet sind. Wie die Klausur für die Nonnen mit feierlichen Gelübden meist unbekannt ist, so herrscht auch durchweg Unwissenheit bezüglich der durch das positive Recht geforderten wesentlichen Elemente des Ordensstandes.

Offenkundig ist demnach die absolute Notwendigkeit einer klaren Disziplin für die orientalischen Kirchen; von einer solchen hängt das geistige Wohl von Klerus und Volk ab. Kardinal Pietro Gasparri, unter dessen Leitung der *Codex Juris canonici* zustande kam, hat den Vorsitz in der unlängst von Pius XI. eingesetzten Kardinalskommission zur Kodifikation des orientalischen Kirchenrechtes; der Papst ernannte in diese Kommission eine Reihe von Konsultoren zur Vertretung der einzelnen orientalischen Riten. Vier Gruppen von unierten orientalischen Kirchen sind zu unterscheiden gemäß den vier Fundamentalriten: dem griechischen, armenischen, syrischen und koptischen Ritus. — Unterabteilungen des griechischen Ritus sind: der reine griechische oder byzantinische, der ruthenische, rumänische, bulgarische und melchitische Ritus. — Der syrische Ritus wird eingeteilt in den reinen syrischen, chaldäischen, maronitischen und malabarischen. — Beim koptischen Ritus ist der abessinische vom ägyptischen verschieden. — Der armenische Ritus hat keine Unterabteilung. Man zählt somit zwölf eigentliche orientalische Kirchen, die den Papst anerkennen. Wohl gibt es außerdem andere Riten, z. B. den der Basilianer und der Mechitaristen; dieselben beziehen sich jedoch nur auf die Liturgie, ohne eine besondere Disziplin aufzuweisen. Ähnlich gibt es ja auch in der lateinischen Kirche außer dem römischen Ritus andere Riten, so der ambrosianische, mozarabische und jene einiger religiöser Orden. Von einem wirklichen und eigentlichen orientalischen Ritus ist aber nur die Rede, wenn er außer der Liturgie die ganze kanonische Disziplin für die einfachen Gläubigen und den Klerus in seinen Abstufungen betrifft. — Auf nähere Angaben über die einzelnen unierten orientalischen Kirchen, deren Sprengel und Mitgliederzahl, muß hier verzichtet werden. Solche finden sich in der

„Civiltà Cattolica“ (17. Mai). Ohne Zweifel werden nach glücklicher Vollendung ihres kanonischen Gesetzbuches diese Kirchen sich enger aneinanderschließen und ihr Verhältnis zur lateinischen Kirche wird herzlicher und fruchtbarer werden, so daß die Kodifikation für sie eine Ära geistiger Erneuerung und kraftvoller Entfaltung eröffnen wird.

5. *Die Lage der Katholiken in Mexiko.* Es scheint, daß, nachdem die Glaubenstreue der mexikanischen Katholiken sich in der grausamen Verfolgung bewährt hat, eine befriedigende Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse nunmehr gesichert ist. Der Apost. Delegat in Mexiko, Msgr. Leopold Ruiz y Flores, ist seiner schweren Aufgabe gewachsen; er läßt es an nichts fehlen, die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Als Erzbischof von Morelia im Staate Michoacan, wo der neue Präsident Ortiz Rubio beheimatet ist, kennt der Apost. Delegat persönlich das Staatsoberhaupt und dessen Familie, welcher Umstand die Verhandlungen erleichtert. Anfangs Mai hatte Msgr. Ruiz y Flores eine herzliche Unterredung mit dem Präsidenten. Es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß das im Juni vorigen Jahres zustandegekommene Einvernehmen ausgebaut werden wird. Zwei ausgewiesene Oberhirten, nämlich Msgr. Orozco y Jimenez, Erzbischof von Guadalajara, und Msgr. Gonzalez y Valencia, Erzbischof von Durango, durften in ihre Sprengel zurückkehren. Im Februar, nach dem Mordversuch des Daniel Flores gegen Ortiz Rubio, wurden drei Geistliche wegen angeblicher Mitschuld an diesem Komplott eingekerkert; sie sind nun freigelassen worden, nachdem sich herausgestellt, daß sie an dem lediglich auf politische Motive zurückzuführenden Attentat gänzlich unbeteiligt waren. Erfreulicherweise öffnen angesehene, keineswegs „klerikale“ Blätter gern den bischöflichen Erklärungen ihre Spalten. So brachte „Excelsior“ (in der Bundeshauptstadt Mexiko) unverkürzt ein wichtiges Hirtenschreiben des Bischofs von Zamora, Msgr. Fulcheri y Pietrasanta, und empfahl den Mexikanern, Kenntnis zu nehmen von diesem bedeutenden Dokument, das mit dem vom selben Organ veröffentlichten Schreiben des Erzbischofs von Mexiko zusammenhänge. — Aus all dem geht hervor, daß ein anderer Wind weht. Manche Gegner des Katholizismus sehen diese Wendung nicht ungern, da der blutige Kulturkampf das Land materiell sehr geschädigt hat. Dagegen bieten gewisse antiklerikale Fanatiker alles auf, das Friedenswerk zu stören. Doch auch auf katholischer Seite gibt es Unzufriedene, die befürchten, die kirchliche Hierarchie könnte in ihrer Bereitschaft zu schweren Opfern schließlich sogar unveräußerliche Rechte preisgeben. Die katholischen Intransigenten behaupteten, die

von den Bischöfen an den Statuten der konfessionellen Jugendvereine vorgenommenen Änderungen würden vom Hl. Stuhl mißbilligt, sahen sich dann aber enttäuscht; der Episkopat geht zielbewußt vor gemäß den Weisungen des Vatikans. Die Katholische Aktion beginnt allgemein zu funktionieren. Darin sollen die katholischen Kräfte zusammenarbeiten, nicht zuletzt im Interesse harmonischer Beziehungen zwischen Staat und Kirche; auf dieses Ziel sind die vier großen Abteilungen (Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen) eingestellt.

## Literatur.

### A) Eingesandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. Soweit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingesandten Werke erfolgt in keinem Falle.

**Adrian**, Dr theol. Josef. *Weisheit aus des Höchsten Mund*. Religionslehrbuch für die Mittelstufe der höheren Lehranstalten. Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben. III. Teil: „Gnadenlehre“ Jesus, das Leben. Mit Druckerlaubnis des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg. A. Ausgabe für Lehrer: 8° (XVI u. 338), in Ganzleinen geb. M. 7.50; B. Ausgabe für Schüler: 8° (VIII u. 157), in Halbleinen geb. M. 2.85. Bad Mergentheim, Karl Ohlinger.

**Arnim**, Achim von. *Christus und die Mönche*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (70). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.25, geb. M. 1.75.

**Bares**, Dr Nikolaus, Bischof von Hildesheim. *Familie in Not!* (30). Leutesdorf am Rhein, Johannesbund. M. —.20.

**Beckx**, Peter Johann, S. J. *Der Monat Mariä*. Neubearbeitet von Bernhard van Aeken S. J. 19. Aufl. Mit 4 Tiefdruckbildern. 24° (X u. 174). Freiburg i. Br. 1930, Herder. In Leinwand geb. M. 2.20.

**Bertram**, Adolf, Kardinal. *Priester und Volk*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (57). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.25.

**Bettenburg**, Klemens. *Was hat der Arbeiter an Christus und seiner Kirche?* 8° (102). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 2.—.

**Beyer**, G., S. J. *Wie machen wir der Männerwelt die Pfarrpredigt anziehend?* (Heft 5 der Homilet. Zeitfragen. Herausgegeben von Dr theol. et phil. E. Dubowy.) Gr. 8° (40). München 1930, Kösel-Pustet. Geh. M. 1.—, bei Subskription auf eine Jahresreihe (6 Hefte) je M. —.75.

**Bihlmeyer**, Pius, O. S. B. *Schotts Chormesse* lateinisch und deutsch. Im Anschluß an die Meßbücher von Anselm Schott O. S. B. herausgegeben. Kl. 12° (38). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. —.25; ab 25 Stück je M. —.20.

**Breuer**, P. Alcuin, S. D. S. *Der Gottesbeweis bei Thomas und Suarez*. (Der wissenschaftliche Gottesbeweis auf Grund von Potenz- und Aktverhältnis oder Abhängigkeitsverhältnis.) Dissertation. Freiburg (Schweiz), 1929, St.-Paulinus-Druckerei. Zu beziehen: Salvatordruckerei, Warschauerstraße 57. M. 3.50.



**Bruder Bernard.** *Brombeeren.* Etlliche Predigten für reife Menschen über die aufgeklärte Zeit. 8° (224). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 3.75, Ganzleinenband M. 5.50.

**Buckreis, Adam.** *Die Benediktiner.* Ein Überblick über die Geschichte des Ordens. Mit 40 Illustrationen. 8° (VIII, 96). Auf feinstem Kunstdruckpapier. Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 4.50, in eleg. Original-Ganzleinenband M. 6.—.

**Busch, Dr Joh.** *Das Sektenwesen* unter besonderer Berücksichtigung der Ernsten Bibelforscher. Entstehung, Ausbreitung und Hauptirrtümer, sowie Widerlegung und Abwehr der modernen Sektiererei. Gr. 8° (360). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 6.—, Ganzleinen M. 8.—.

**Calm, Hans.** *Lehrbuch der Sprechtechnik* für Pädagogen, Theologen, Offiziere, Juristen u. s. w. 5., verbess. u. verm. Aufl. (101). Dessau, Salzmann. Kart. M. 2.—.

**Cam,** *Das Auto ohne Rücklicht.* Ein Fahrtenabenteuer. Deutsch bearbeitet von Georg Alfred Lutterbeck. Mit Bildern von Lothar Rohrer. 1. bis 16. Tausend. (Fahrtenbücher. Herausgegeben von Ernst Drouven. Bd. 2.) 8° (VI u. 152). Freiburg i. Br. 1930, Herder. Geh. M. 2.—.

**Coronata, M. Conte a., O. M. Cap.** *De moderatore el cappellano in fidelium associationibus.* (Monographiae juridicae ex ephemeride „Jus Pontificium“ excerptae ejusque cura editae.) Romae 1929. Jus Pontificium Piazza ss. Apostoli 51.

**Dantscher, P. Anton, S. J.** *Das Tugendleben des Marienkindes.* Vorträge für Marianische Kongregationen, 8. Heft (100). Innsbruck, Marianischer Verlag. Kart. S 2.50, M. 1.50.

**Delsuc, Pierre.** *Die schwere Nacht von Kerviszell.* Ein Fahrtenabenteuer. Deutsch bearbeitet von Ernst Drouven. Mit Bildern von Lothar Rohrer. 1. bis 16. Tausend. (Fahrtenbücher. Herausgegeben von Ernst Drouven. Bd. 1.) 8° (VI u. 196). Freiburg i. Br. 1930, Herder. Geh. u. beschn. M. 2.—.

**Deuster, Adolf.** *Katholische Kinderfreundearbeit.* Grundsätzliches und Praktisches (62). Mit 4 Bildern. Leutesdorf am Rhein, Johannesbund. M. —.60.

**Dieckmann, Hermannus, S. J.** *De revelatione christiana.* Tractatus philosophico-historici. Gr. 8° (XXII u. 691). Friburgi Brisgoviae MCMXXX, Herder. 20. M., in Leinwand 22 M.

**Drouven, Ernst, S. J.** *Farmerbuben.* Aus verlorenem Winkel der Vaccaria. Mit Bildern von Lothar Rohrer. (Aus fernen Landen. Eine Sammlung illustrierter Erzählungen für die Jugend. 37. Bd.) 8° (VIII u. 118). Freiburg i. Br. 1930, Herder. In Leinwand geb. M. 2.80.

**Erbarmen, Gottlieb.** *Bäder für beide Geschlechter?* Flugblatt. Mit kirchl. Druckgenehmigung. M. —.10, mit Porto M. —.15, am besten unter Vorausbezahlung durch Briefmarke oder Postschecküberweisung. 50 Stück kosten, wenn direkt bei der nachgenannten Firma bestellt, M. 3.50, mit Porto M. 3.80. Auslieferung durch die Firma „Buchauer Zeitung“, Buchau a. F., Württemberg. Postscheckkonto Stuttgart 8333. Girokonto 220 OA. Sparkasse Riedlingen, Zweigstelle in Buchau a. F.

**Faulhaber, Kardinal, Erzbischof von München-Freising.** *Die Vesperpsalmen der Sonn- und Feiertage* weiteren Kreisen erklärt. Verbess. und verm. Neuauf. Mit 1 Titelbild in Kupfertiefdruck. 8° (342). München. Kösel-Pustet. M. 8.50.

**Fey, Mutter Klara.** *Pange lingua.* Erwägungen und Anmutungen über das allerheiligste Sakrament des Altares und die allerseligste Jungfrau Maria. Herausgegeben von ihren Töchtern. 12° (200). Kevelaer (Rheinld.), Butzon u. Bercker. In Leinwandband M. 2.70.

**Foerstl, Dr J. N.** *Jungmädchenführung.* Ein Leitfaden für Präses und Jugendführerinnen (128). Regensburg, Josef Habbel. Geh. M. 2.50, in Leinen geb. M. 3.50.

**Frassinetti-Schlegel.** *Marienlob.* Erwägungen über die Mutter Gottes und ihre Tugenden. Kl. 8° (322). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 5.—, Ganzleinenband M. 7.—.

**Goebel,** Dr Bernardin, O. M. Cap. *Katholische Apologetik.* (Theolog. Bibliothek.) Gr. 8° (XII u. 488). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 13.40, in Leinwand geb. M. 16.—.

**Grabinski,** Bruno. *Moderne Totenbeschwörung.* Die große Lüge des Spiritismus. 8° (159). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 2.50.

**Guilbert,** P. Joseph de; S. J. *Etudes de théologie mystique.* Toulouse 1930. Editions de la Revue d'ascétique et de mystique et de l'apostolat de la Prière (9, rue Montplaisir).

**Hagel,** P. Franz, O. M. I. *Maria Maienkönigin.* Zwanzig Vorträge für Maiandachten und Marienfeste. 8° (189). Paderborn 1930, F. Schöningh. Kart. M. 3.60, geb. M. 4.50.

**Haßl,** Msgr. Guido. *Mit Dir, o Gott!* Kurzpredigten für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Septuagesimae bis 6. Sonntag nach Ostern. (2. Band der Kurzpredigten „Auf den Weg des Friedens und des Heiles“.) Breslau 1930, Aderholz.

**Heimanns,** P. Heinr., S. C. J. *Das Gebet der Kirche.* Druckerei des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bez. Aachen. Kart. M. 1.—.

**Heimanns,** P. Heinr., S. C. J. *Eucharistie und Caritas.* Monatsbetrachtungen. Wehr, Bez. Aachen, Verlag Missionshaus Sittard. Kart. M. —.90.

**Horae Diurnae.** *Breviarii Romani ex decreto Ss. Concilii Tridentini restituti.* S. Pii V jussu editi aliorumque Pontificum cura recogniti, Pii Papae X auctoritate reformati. Editio IV juxta typicam amplificata. Ratisbonae 1930. Fr. Pustet. Preise: in gefalzten Bogen M. 5.90; in Leinenband mit Rotschnitt M. 7.70; in Leinenband mit Goldschnitt M. 8.50; in Lederband mit Rotschnitt M. 8.90; in Lederband mit Goldschnitt M. 9.70; in bestem Ziegenlederband mit Rotschnitt M. 12.—; in bestem Ziegenlederband mit Goldschnitt M. 12.80; in Saffianband mit Gold- auf Rotschnitt M. 15.50.

**Kaas,** Ludwig. *Eugenio Pacelli,* erster Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich. Gesammelte Reden. 8° (190). Berlin SW 48, „Germania“.

**Kaiser,** Karl, C. Ss. R. *Der heilige Klemens Maria Hofbauer.* Der erste deutsche Redemptorist, Apostel von Wien (79). Paderborn, Ferdinand Schöningh. Kart. M. 1.35.

**Keller,** Prof. DDr Franz. *Jahrbuch der Caritaswissenschaft.* 1930. 8° (259). Verlag des Instituts für Caritaswissenschaft an der Universität Freiburg i. Br. Kart. M. 5.—.

**Kilian,** Bischof Dr Augustin. *Maria, Mutter der Gnaden.* Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (46). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

**Kommunionglöcklein.** Gegründet von † Msgr. P. Höveler. Den lieben Kindern zum schönsten Tag des Lebens geläutet von Ludwig Nüdling, Pfarrer in Kleinsassen bei Fulda. 39. Jahrg. (1930). Düsseldorf, Schwann. 12 achtseitige Nummern zusammen M. —.50, in Sammelmappe M. —.90.

**Krick,** Dr Ludwig Heinrich. *Necrologium Cleri Passaviensis.* Kalendarchisch geordnetes Verzeichnis der vom 1. Jänner 1803 bis 1. Jänner 1930 verstorbenen Geistlichen der Diözese Passau sowie jener im gleichen Zeitraum verstorbenen Geistlichen, welche der Diözese Passau entweder durch ihre Geburt oder durch ihre frühere Wirksamkeit angehört haben. 2. Aufl. Gr. 8° (406). Passau 1930, Alois Gogelfl. In Leinwand geb. M. 8.—.

**Lang,** P. Dr Hugo, O. S. B. *O Seele Jesu.* Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (71). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.25, geb. M. 1.75.

**Lange, Hermannus, S. J.** *De gratia*. Tractatus dogmaticus. Gr. 8°. (XVI u. 612). Friburgi Brisgoviae MCMXXIX, Herder. Brosch. M. 18.—, geb. M. 20.—.

„**Lebe mit der Kirche**“. Liturgisches Wochenblatt. Volksliturgisches Apostolat Klosterneuburg bei Wien.

**Lingg, Bischof Dr Maximilian von.** *Segen der Beichte*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (43). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

**Löffler, P. Ph., S. J.** *Exerzitien für Ordensleute*. In freier Bearbeitung herausgegeben von P. Georg Harrasser S. J. (312). Innsbruck, Marianischer Verlag. Kart. S 7.—, M. 4.20; Ganzleinen S 10.—, M. 6.—.

**Lortzing, J.** *Die Augsburger Konfession* vom religiösen und vom nationalen Standpunkt aus beleuchtet (62). Paderborn 1930, Schöningh. Kart. M. —.90.

**Lugmayer, Dr Karl.** *Die gesellschaftlichen Rundschreiben Leos XIII. und seiner unmittelbaren Vorgänger*. Neu übersetzt. 8° (XXXVI u. 428). Verlag der Typographischen Anstalt, Wien, I., Ebendorferstraße 8. Ganzleinenband mit Goldprägdruck S 17.—, M. 10.—.

**Maria, Friedenskönigin.** 31 Maibetrachtungen. Von einem Priester der Erzdiözese München-Freising. 8° (115). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

**Marianische Sodalen als Seelsorgehelfer.** Sonderdruck aus der „Fahne Mariens“. Verlag der „Fahne Mariens“, Wien, IX/1, Lustkandlgasse 41.

**Martin, Dr B.** *Glaube und Leben*. Ein katholisches Religionsbuch für 8. Klassen und Fortbildungsschulen. 1. Teil: Lehrstücke aus Heils- und Kirchengeschichte. 8° (68). 4., völlig umgearb. Aufl. München 1930, Kösel-Pustet. Brosch. M. —.60.

**Mergel, Bischof Dr Leo von.** *Herr, ich bin nicht würdig*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (47). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

**Meyenberg, Dr A.** *Leben-Jesu-Werk*. Band III, 2. Lieferung (S. 305 bis 640). Luzern 1930, Räder u. Cie. Fr. 6.25.

**Mehr, Heinrich.** *Menschen und Heilige*. Katholische Gestalten. Mit Holzschnitten von Hans Unkel. Gr. 8° (IV u. 432). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 10.—.

**Morath, Karl.** *Veranschaulichung im Religionsunterricht der Volkshauptschule*. (Heft 3 der Religionspädagogischen Zeitfragen. Herausgegeben von Dr Josef Göttler und Dr theol. et phil. E. Dubowy.) Gr. 8° (40). München 1930, Kösel-Pustet. Geh. M. 1.—, bei Subskription auf eine Jahresreihe (4 Hefte) je M. —.75.

**Morganti, Pasquale**, Erzbischof von Ravenna. *Der Priester und das heiligste Herz Jesu*. Vos dixi amicos! Vertrauliche Unterredungen mit dem göttlichen Heiland in Geist und Sprache der Heiligen Schrift. Einzig berechnete deutsche Ausgabe von P. Leo Schlegel Ord. Cist. (XII u. 234). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 4.50, Ganzleinenband M. 6.50.

**Morganti, Pasquale**, Erzbischof von Ravenna. *Maria und der Priester*. Vertrauliche Unterredungen in Geist und Sprache der Heiligen Schrift. Einzig berechnete deutsche Ausgabe von P. Leo Schlegel Ord. Cist. 8° (XVI u. 312). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 5.50, Ganzleinenband M. 7.50.

**Mörzinger, Msgr. Joh.** *Feuerzeichen*. Ein Brief an die Firminge. 2. Aufl. (51. bis 150. Tausend). Verlag des „Kleinen Kirchenblattes“, Wien, I., Rotenturmstraße 2. Brosch. S —.20, M. —.14, Kc 1.—, Fr. —.15 und Porto. (Reingewinn für arme Kinder.)

**Müller, Joh. Bapt., S. J.** *Zeremonienbüchlein* für Priester und Kandidaten des Priestertums nach den neuen Rubriken und Dekreten. 10. bis



12., neubearb. Aufl. (23. bis 28. Tausend). 12° (XVI u. 304; 2 Tabellen). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 3.50, in Leinwand geb. M. 5.—.

**Müllner**, P. Maryan, O. Ss. Tr. *Wächter, wie weit ist die Nacht?* Der Ewige spricht. Mahnrufe an das katholische Volk. III. 8° (120). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Kart. M. 2.—, geb. M. 3.—.

**Murawski**, Dr theol. Friedrich. *Dem Herzen Jesu singe!* Gedanken über das göttliche Herz Jesu im Anschluß an das kleine Offizium vom Heiligsten Herzen. 8° (148). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 2.80, Ganzleinenband M. 4.—.

**Napotnik**, Fürstbischof Dr Michael. *Die Gnadengaben des Heiligen Geistes*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (46). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

**Nickl**, Georg. *Der Anteil des Volkes an der Meßliturgie im Frankenreiche* von Chlodwig bis auf Karl den Großen. 8° (X u. 76). (Forschungen zur Geschichte des innerkirchlichen Lebens, 2.) Innsbruck 1930, Fel. Rauch. M. 3.50.

**Niggli**, Martha. *Zwischen Zwanzig und Dreißig*. Der Roman einer Berufstätigen. 8° (VI u. 264). Freiburg i. Br. 1930, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.80.

**Nissen**, Benedikt Momme. *Der Geist des Ganzen*. Von Julius Langbehn, dem Rembrandtdeutschen. Mit 12 Tafeln. 1. bis 15. Tausend. Gr. 8° (IV u. 242). Freiburg i. Br. 1930, Herder. Kart. M. 4.20, in Leinwand geb. M. 5.50.

**Nüdling**, Ludw. *Fähnlein der Getreuen*. Nachklänge des Kommunion-glöckleins. 2. Jahrg. 1929/30. Düsseldorf, Schwann. Erscheint monatlich 16seitig. Pro Jahr M. 1.—, in Sammelmappe M. 1.40.

**Oemellen**, Rektor H. J. *Zur dogmatischen Auswertung von Röm 5, 12—14*. Ein neuer Versuch (IV, 46). Münster 1930, Aschendorff. M. 1.95.

**Ohlmeier**, P. Theophil, O. F. M. *Was man dem Volke verschweigt*. 8° (144). Hildesheim, Fr. Borgmeyer. Kart. M. 1.—, Ganzleinenband M. 1.60.

**Ohlmeier**, P. Theophil, O. F. M. *Was du vom Rauchen wissen mußt!* 8° (140). Hildesheim, Fr. Borgmeyer. Kart. M. 1.20, Ganzleinenband M. 1.80.

**Parseh**, Prof. Dr Pius. *Das Jahr des Heiles* 1930. Klosterneuburger Liturgiekalender. 2. Band. 8° (624 u. [54]). Verlag Volksliturgisches Apostolat, Klosterneuburg bei Wien. Kart. S 3.25, M. 2.25; Ganzleinen S 4.75, M. 3.25.

**Pastor**, Ludwig Freiherr von. *Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters*. Mit Benützung des Päpstlichen Geheim-Archives und vieler anderer Archive bearbeitet. Bisher Bd. I—XIV. Gr. 8°. Freiburg i. Br., Herder. XIV. Bd.: Geschichte der Päpste im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus von der Wahl Innozenz' X. bis zum Tode Innozenz' XII. (1644—1700) 1. bis 7. Aufl. 2 Abteilungen. 2. Abt.: Innozenz XI., Alexander VIII., Innozenz XII. (1676—1700) (XXXVI u. S. 667—1226). 1930. M. 16.—; in Leinwand M. 20.—; in Halbfranz M. 23.—.

**Petrani**, Dr Alexius. *De relatione juridica inter diversos ritus in Ecclesia catholica*. Taurini-Romae 1930. Marietti.

**Pfleger**, L. *Der Straßburger Münsterprediger Simon Ferdinand Mühe, 1788—1865*. Ein Zeit- und Lebensbild. (Lebensbilder elsässischer Katholiken. Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte. I. Bd.) 2. Aufl. Kevelaer (Rhld.) 1929, Butzon u. Bercker.

**Pius XI.** Unseres Heiligen Vaters Pius XI., durch göttliche Vor-sehung Papst, *Rundschreiben über die Förderung der Exerzitien* (20. Dezember 1929: „Mens Nostra“). Autorisierte Ausgabe. Lateinischer und deutscher Text. Gr. 8° (44). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 1.50.

**Pius XI.** Unseres Heiligen Vaters Pius XI., durch göttliche Vor-sehung Papst, *Rundschreiben zum glücklichen Abschluß seines fünfzigsten*

*Priesterjahres* (23. Dezember 1929: „Quinquagesimo ante anno“). Autorisierte Ausgabe. Lateinischer und deutscher Text. Gr. 8° (40). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 1.50.

**Pius XI.** Unseres Heiligen Vaters Pius XI., durch göttliche Vorsehung Papst. *Rundschreiben über die christliche Erziehung der Jugend* (31. Dezember 1929: „Rappresentanti“). Autorisierte Ausgabe. Amtlicher deutscher Text. Gr. 8° (48). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 1.20.

**Puntigam**, Anton, S. J. *Exerzitien*. 22 ausgeführte Vorträge für Laienexerzitien unter besonderer Berücksichtigung für die Jugend, herausgegeben von G. Harrasser S. J. 8° (157). S 3. —, M. 2.—; geb. S 4.50, M. 3.—.

**Redemptus vom Kreuz**, P., O. Carm. *Eine stigmatisierte Leidensseele des Bayernlandes, Maria Anna Josefa von Jesus Lindmayr*. Waldsassen 1930, Verlag des Konnersreuther Sonntagsblattes.

**Renz**, Dr phil. Barbara. *Der Orientalische Schlangendracche*. Ein Beitrag zum Verständnis der Schlange im biblischen Paradies. (V u. 123) Augsburg 1930, Haas u. Grabherr. Brosch. M. 3.—.

**Richmart**, Hans. *Praktische Anleitung zum erfolgreichen Seidenbau*. 12. Aufl. Dessau, Salzmann. M. 2.60.

**Ring**, Oskar. *Drei Homilien aus der Frühzeit Basilius' des Großen*. Grundlegendes zur Basiliusfrage. (Forschungen zur christl. Literatur- und Dogmengeschichte, herausgegeben von Dr A. Erhard und Dr J. Kirsch. XVI. Band, 1./2. Heft.) Paderborn 1930, F. Schöningh.

**Roberti**, F. *De delictis et poenis*, Vol. I. pars I. (Athenaeum Pontificii Seminarii Romani ad S. Apollinaris.) Romae (111), Piazza s. Apollinare 49 ad S. Apollinaris.

**Rösch**, P. Konstantin. *Das Neue Testament*. Übersetzt und erklärt (604). Paderborn 1930, Ferd. Schöningh. Auf gutem, weißem Dünndruckpapier gedruckt. In Halbleinen geb. M. 2.—; von ca. 30 Exemplaren ab M. 1.80; Geschenkausgabe in Ganzleinen M. 3.30; Indanthrenleinen M. 4.50. (Für den Schulgebrauch in Deutschland und Österreich ministeriell genehmigt.)

**Röbller**, Bischof Dr Johannes. *Auferstehung*. Mit 7 Vollbildern in Kupfertiefdruck, zweifarbigen Initialen und Schlußvignetten geschmückt. Kl. 8° (47). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.—, geb. M. 1.50.

**Rubatscher**, Thomas, S. J. *Die Exerzitien unsere Rettung*. 2., verm. Aufl. 8° (151). Innsbruck, Fel. Rauch. Geb. M. 3.—.

**Ruland**, Ludw. *Grenzfragen der Naturwissenschaften und Theologie (Pastoralmedizin)*. (Handbuch der praktischen Seelsorge, I. Bd.) (380).. München 1930, Max Hueber. Brosch. M. 11.80, geb. M. 14.30.

**Russnák**, Dr Nicolaus. *Disciplina jejunandi Ecclesiae Catholicae secundum ritum orientalem*. Fragopoli 1929. Typis „Pallas“. Kc 35.—.

**Sägmüller**, Dr Johannes Baptist. *Lehrbuch des katholischen Kirchenrechtes*. 4., auf Grund des Cod. jur. can. vollständig umgearb. Aufl. 2 Bände. I. Band, 3. Teil: Die kirchlichen Personen. Die Kleriker im allgemeinen. Gr. 8° (IV u. S. 279—459). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 7.—.

**Salzmann**, A. M. *Therese Neumann, die Stigmatisierte von Konnersreuth*. Persönliche Eindrücke und Berichte von Augenzeugen. Mit 8 Abbildungen. Dessau, M. Salzmann. M. 1.—.

**Schächtl**, Georg. *Die Lebensschule Mariens* in 15 Predigten für den Monat Mai gedacht. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8° (IV u. 96). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 2.50.

**Schaumberger**, Thomas, C. Ss. R. *Der ehrwürdige Diener Gottes P Petrus Donders*. 1809—1887. Der Apostel der Aussätzigen in Surinam Ein Werkstudent und Spätberuf. Nach dem Holländischen bearbeitet (327). Druck und Kommissionsverlag: A. Huber, München, Neuturmstr. 2a u. 4. M. 4.—.

**Scheeben**, Heribert Christian. *Der selige Albert der Große*. Mit einem Geleitwort Sr. Eminenz Karl Josef Kardinal Schulte, Erzbischof von Köln. Köln 1930, Gilde-Verlag. M. —.50.

**Scherer**, Emil Klemens. *Karl Braun. Ein Priesterleben im Dienste der Jugend und Heimat*. (Lebensbilder elsässischer Katholiken. Herausgegeben von der Gesellschaft für Elsässische Kirchengeschichte. II. Bd.) 2. Aufl. Kvelaer (Rhld.) 1929, Butzon u. Bercker.

**Schlund**, P. Erhard, O. F. M. *Die Stellung der Religion in der modernen Seele*. Religionspsychologische Vorstellungen. München 1930, Verlag C. v. Lamas Nachfolger (K. Widmann). Kart. M. 2.80.

**Seidl**, Joh. *Vergessene und verleugnete Wahrheiten*. Vollständige Verifizierung der Gesichte Anna Katharina Emmerichs. II. Teil: Tradition und Offenbarung. (Widerlegung der Schrift „Klemens Brentano, Beiträge namentlich zur Emmerichfrage“ von Dr H. Cardauns, Köln 1915, Bachem.) Graz 1930, „Styria“. S 12.—.

**Spesz**, Dr Alexander. *Okkultismus und Wunder*. Ein Verhältnisproblem der Wissenschaft und des Glaubens. 8<sup>o</sup> (IX u. 211). Hildesheim. Fr. Borgmeyer.

**Speyer**, Josef. *Lebensweisheit des Seelsorgers* für Pfarrhaus und Gemeinde vom Standpunkte der priesterlichen Vollkommenheit. 3., verbess. u. bedeutend vermehrte Aufl. (5. bis 7. Tausend). (343). Dülmen i. W. 1930, Laumann. Geh. u. beschn. M. 3.35, geb. M. 4.50, in Prachtband M. 6.—.

**Staudinger**, P. Odo, O. S. B. *Die Leidensblume von Konnersreuth*. 276. bis 280. Tausend. Ausgabe A (96) mit 11 Bildern auf feinstem Kunstdruckpapier S 1.70; Ausgabe B ohne Bilder (80) S —.80. Bei Bezug von 5 Stück nur S 1.20, bezw. —.50 (Ausgabe B), direkt bezogen durch Verlag Anton Pustet, Salzburg. 1930.

**Sticco**, Maria. *Pflicht und Traum*. Ein Buch vom Leben der Frau. Unter Mitwirkung von Else Hasse ins Deutsche übertragen von Anita Buich. Mit einem Nachwort von Dr Rudolf Allers. 8<sup>o</sup> (VI u. 276). Freiburg i. Br. 1930, Herder. M. 4.—, in Leinwand M. 5.60.

**Stiefenhofer**, Dr Dionys. *Kommet und kostet!* Erstkommunion-Ansprachen. Paderborn 1930, Schöningh. M. 1.20.

**Stolz**, Wilhelm Friedrich. *Was haben wir an der Kongregation?* (96). Verlag der „Fahne Mariens“, Wien, IX/1, Lustkandlgasse 41. S 1.20, M. —.80.

**Svensson**, Jón. *Die Geschichte des kleinen Guido*. Erzählung für die katholische Jugend. Mit Titelbild. 8<sup>o</sup> (VI u. 132). Freiburg i. Br. 1930, Herder. In Leinwand M. 2.80.

**Teleh**, Dr K. *Eucharistische Lichtstrahlen*. Gesammelt aus den Werken von Alban Stolz (189). Paderborn, Ferd. Schöningh. Geb. M. 2.80.

**Vogt**, Elise. *Das Licht am Wege* und andere Erzählungen für Marienkinder (128). Verlag der „Fahne Mariens“, Wien, IX/1. 1930. Hübsch geb. S 2.20, M. 1.40.

**Volksmeßbuch**. Nach dem Römischen Missale herausgegeben von der Abtei Maria Laach. Ausgabe II in Grobdruck für die Sonn- und Feiertage. 95 : 142 mm (1016). Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg, Benziger u. Co. In Einbänden zu M. 9.—, Fr. 11.25 bis M. 16.—, Fr. 20.—.

**Vromant**, G. C. J. C. M. de Scheut. *Jus Missionariorum*. Facultates Apostolicae, quas S. C. de Propaganda Fide delegare solet Ordinariis Missionum. Supplementum ad Commentaria in Formulam Tertiam. (Museum Lessianum. Section theologique, n. 16.) Louvain 1930. E. Desbarax.

**Wachter**, P. Petr., O. S. B. *An den Quellen der Andacht* oder Wie bringe ich eine gute Betrachtung fertig? Ein Büchlein für Seelen, welche in der Betrachtung Schwierigkeiten haben. 2., verbess. Aufl. Mit kirchl.



Druckgenehmigung und Erlaubnis der Ordensobern. 8<sup>o</sup> (VIII u. 236). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 3.50, in Ganzleinen geb. M. 5. —.

**Welzel**, B., S. J. *Ein Höhenweg*. Die völlige Hingabe an Jesus durch Maria (80). Leutesdorf am Rhein 1930, Johannesbund. Brosch. M. —.60.

**Wenn St. Paulus wieder käme?** Von Dr H. Sch. Nr. 1 der Schriftenausgabe des Kath. Schriften-Apostolates (24). Dreifarbig kart. Verlag des Kath. Schriften-Apostolates, Gebr. Berchten, Buchdruckerei, Basel, (Schweiz). Einheitspreis aller Broschüren des K. S. A.: Fr. —.20, M. —.15.

**Wilmers**, W., S. J. *Lehrbuch der Religion*. Ein Handbuch zu Deharbes katholischem Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterricht. Band 4: Von der Gnade und den Gnadenmitteln. 8. Aufl. Neu bearbeitet von August Deneffe S. J. (XX, u. 948). Münster i. W. 1930, Aschendorff. Geh. M. 16., geb. M. 19.—.

**Wunderle**, Dr Georg. *Über das Irrationale im religiösen Erleben*. Eine religionspsychologische Betrachtung (62). Paderborn, Ferd. Schöningh. M. 1.—.

**Zell**, Dr Albert. *Der Kreuzweg des modernen Menschen*. Aus dem Seelenleben der Entehrten. Enterbten und Zerschlagenen. 2. Aufl. (253). Paderborn 1930, Schöningh. Brosch. M. 3.50, kart. M. 4.—, geb. M. 5.—.

## C) Besprechungen.

### Neue Werke.

- 1) **Gesammelte Reden**. Von *Eugenio Pacelli*, Erster Apostolischer Nuntius beim Deutschen Reich. Ausgewählt und eingeleitet von *Ludwig Kaas*. 1930. Berlin SW 48, „Germania“.

Man kann dem Zentrumsvorsitzenden L. Kaas nur von Herzen dankbar sein, daß er die Reden des ersten Apostolischen Nuntius in Berlin und jetzigen Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli herausgegeben hat; denn diese Ansprachen verdienen es wirklich, der breiten Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Geistreich, voll tiefer Gedanken, gesprochen nicht von einem aalglatten Diplomaten, sondern von einem feurigen Priester, den Paulusgeist erfüllt, bilden diese Ansprachen nach Inhalt und Form wahre Muster aktueller und gehaltvollster Gelegenheitsreden. Man kann nur staunen, mit welcher Gewandtheit der römische Kirchenfürst die deutsche Sprache meistert. — Für die Katholiken deutscher Zunge bildet das Buch ein willkommenes Andenken an den ersten Apostolischen Nuntius in Berlin, der in schwersten Zeiten für die Kirche und die Katholiken Deutschlands wahrhaft Großes geleistet hat. Möge auch sein nunmehriges Wirken und Schaffen an der Seite des Heiligen Vaters in Rom von Gottes reichstem Gnadensegen begleitet sein und mit den segensreichsten Erfolgen gekrönt werden.

Linz.

Dr Leop. Kopter.

- 2) **Die Wahrheit**. Katholische Glaubenslehre I. Von *Dr Meinrad Langhammer O. Praem.* (184). Innsbruck 1929, „Tyrolia“.

**Das Leben**. Katholische Glaubenslehre II. Von *Dr Hermann Peichl O. S. B.* (152). Innsbruck 1929, „Tyrolia“.

Das Werk „Der Weg, die Wahrheit und das Leben“, in Zukunft der Kern der Lehrbücher für den Religionsunterricht an den höheren Schulen in Österreich, liegt durch diese zwei Bände nunmehr abgeschlossen vor. Von den zwei Hälften behandelt Band 1 die Grundlagen, die Lehre von der Kirche und Gott, Band 2 die Christologie, Gnaden- und Sakramentenlehre und die Eschatologie. Beide Verfasser haben vortrefflich ge-

arbeitet und eine Glaubenslehre vorgelegt, die sich unter den nicht wenigen neuen Werken in Ehren sehen lassen kann. Unsere Buben und Mädels werden die klar und frisch geschriebenen Bücher gern zur Hand nehmen und wenn Vater und Mutter darin blättern, werden sie sagen, es ist doch besser geworden als zu unserer Zeit. Vielleicht lassen sie sich durch die Verzeichnisse wertvoller religiöser Literatur sogar verleiten, sich selbst ein Buch zur Weiterbildung zu kaufen. Und Hochachtung vor der sauberen Arbeit des Hauses „Tyrolia“!

Linz a. D.

Dr Karl Eder.

- 3) **Einführung in die Philosophie.** Zum Selbststudium, für Schüler höherer Lehranstalten, Volkshochschüler und Junglehrer. Von *Felix Budde*, Studienrat in Essen. I. Bändchen: Begriff und Einteilung der Philosophie. Die deduktive Logik (48). M. —.90. II. Bändchen: Einführung in die Psychologie (96). M. 1.50. Münster i. W., Aschendorff.

Diese Einführung in die Philosophie ruht im wesentlichen auf peripatetischer Grundlage. In tüchtig geleiteten Arbeitsgemeinschaften wird sie gute Dienste leisten; für das Selbststudium dürfte sie, besonders im ersten Bändchen, doch etwas gar zu wortkarg sein. In der Logik ist die Syllogistik auffällig stiefmütterlich behandelt; das Wichtigste von den Figuren hätte unbedingt aufgenommen werden müssen; ebenso beim hypothetischen Schluß der *modus ponens* und der *modus tollens*. — Es muß diesem Versuche, die *philosophia perennis* in den Schulen wieder zur Anerkennung zu bringen, der beste Erfolg gewünscht werden.

Linz-Urfahr.

Dr Johann Ilg.

- 4) **Die Konkordate.** Ihre Geschichte, ihre Rechtsnatur und ihr Abschluß nach der Reichsverfassung vom 11. August 1919. Von *Dr jur. Erwin Ronneberg*, Kammergerichtsreferendar. (Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft, Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft, 51. Heft.) 8<sup>o</sup> (XII u. 274). M. 12.—.

Wider Erwarten gelangten wir wieder in ein Zeitalter der Konkordate. Derart kann vorliegende Schrift eine gewisse Aktualität beanspruchen. Der Inhalt ist im Untertitel angedeutet. Nach einer kurzen Einleitung über Ursprung und Begriff des Wortes Konkordat, über Form und Gegenstand desselben, über Zirkumskriptionsbullen, wird ein geschichtlicher Überblick, beginnend mit dem Wormser Konkordat, gegeben. Eingehend wird die Rechtsnatur der Konkordate erörtert und hiebei sowohl die Privilegien als auch die Legaltheorie abgelehnt. Indem der Verfasser sich selbst zur Vertragstheorie bekennt, charakterisiert er die Konkordate als Verträge quasi völkerrechtlicher Natur. Die Ansicht, daß die Konkordate wahre völkerrechtliche Verträge seien, lehnt der Verfasser ab (S. 119), weil der Papst weder Völkerrechtssubjekt noch Organ eines Völkerrechtssubjektes sei. Auch in Zirkumskriptionsbullen sieht der Autor Verträge quasivölkerrechtlichen Charakters. Nun wendet sich der Verfasser den deutschen Verhältnissen zu. Das deutsche Kaiserreich 1870/71 war konkordatsunfähig; nicht ist dies aber bei der deutschen Republik der Fall. „Das Reichskonkordat wird kommen, es ist nur noch eine Frage der Zeit“ (S. 158). Aber auch die Konkordatsfähigkeit der einzelnen Länder wird nachgewiesen (Beweis: Art. 78, Abs. II der Reichsverfassung). Die Frage, ob die bestehenden deutschen Konkordate und Zirkumskriptionsbullen an sich durch die Revolution von 1918 hinfällig geworden seien, wird verneint mit Ausnahme derjenigen Bestimmungen, welche unmittelbar an die Person des

jeweiligen Monarchen geknüpfte Prärogativen betreffen. Im letzten Abschnitt wird die Frage behandelt, inwieweit die Bestimmungen der Reichsverfassung Schranken für den Inhalt eines Landeskonkordates bilden und gleichsam zur Exemplifikation werden einschlägige Bestimmungen des bayerischen Konkordates von 1925 herangezogen. Das Schlußwort spricht einem Reichskonkordat das Wort. — Das Werk erörtert die einschlägigen Fragen unter Heranziehung einer reichen Literatur. Auch gegnerische Ansichten werden allseitig gewürdigt. Mag der Leser in dem einen oder anderen Punkte vielleicht anderer Meinung sein, er muß dem Verfasser zu seiner schönen Arbeit gratulieren.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

- 5) **Praktisches Handbuch des geltenden kanonischen Eherechtes** in Vergleichung mit dem deutschen staatlichen Eherecht. Von *Dr Franz Triebs*, Prof. an der Universität Breslau. III. Teil (437—556). Breslau 1929, Ostdeutsche Verlagsanstalt. M. 5.50, geb. M. 7.—.

Im Jahre 1925 gab der Breslauer Kanonist den ersten, im Jahre 1927 den zweiten Teil seines praktischen Handbuches heraus. Nun liegt der dritte Teil, behandelnd die Lehre vom ehelichen Konsens (Can. 1081 bis 1093) vor. Man muß staunen über die Fülle der philosophischen, psychologischen und juristischen Erwägungen, die hier geboten werden. Teilweise ganz neue Gesichtspunkte eröffnen sich bei der Behandlung der geistigen Gebrechen, welche den ehelichen Konsens beeinflussen können. Lichtvoll wird die Lehre von Irrtum, Simulation, Gewalt, Drohung und Bedingung behandelt. Besonders kirchliche Richter gewinnen hier eine Fundgrube der Belehrung. Der Autor ist auch in der einschlägigen medizinischen Literatur wohl bewandert. Die betreffenden Werke werden im Literaturverzeichnis mit dem vollen Titel zitiert. Nichtsdestoweniger wäre es wünschenswert, daß zum Zwecke weiterer Orientierung gehörigen Ortes (vgl. z. B. S. 463, 465) eine genauere Quellenangabe geboten würde. Ob die Auslegung der Interpretationskommission am 12. März 1929 als extensiv und infolgedessen nicht als rückwirkend anzusehen ist, mag bezweifelt werden. Wie hätte man überhaupt *impedimenti causa* in Can. 1971, § 1, n. 1 anders auffassen können? Aufgefallen ist mir auch die Lehre (S. 552), daß der Prokurator bei der Prokuratration bloß eine *persona determinabilis*, nicht eine *persona determinata* zu sein brauche, also der Auftraggeber z. B. dem anderen Brautteile die Bestimmung des Prokurators überlassen könne. Möge das treffliche Werk recht bald einen glücklichen Abschluß finden! Dem letzten Band wird zur Erhöhung der Brauchbarkeit wohl ein ausführliches alphabetisches Inhaltsverzeichnis angeschlossen werden.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

- 6) **De processibus.** Auctore *Francisco Roberti*. Vpl. I (469), vol. II, Pars I (306). Romae ad S. Apollinarem 1926.

Da der Rest dieses Werkes über das kirchliche Prozeßrecht noch aussteht, kann auch noch kein abschließendes Urteil über dasselbe abgegeben werden. In den beiden vorliegenden Bänden behandelt der Verfasser, welcher Professor des Kirchenrechtes an S. Apollinaris in Rom ist, die *judicii in genere*, indem er die einzelnen Titel des Cod. jur. can. der Reihe nach kommentiert. Zu begrüßen ist es, daß in einer ausführlichen Einleitung behandelt werden: 1. die historische Entwicklung, 2. die Quellen und 3. die Literatur des kirchlichen Prozeßrechtes. Noch mehr zu begrüßen ist, daß der Verfasser anstatt der trockenen exegetischen Methode sich für die analytisch-systematische Darstellung entschieden hat. Mit Recht zitiert er (S. 42) den markanten Ausspruch des bekannten Kanonisten und Kar-



dinals Lega: „Expositio scientifica alicujus corporis legum non potest esse nisi expositio systematica.“ Das moderne bürgerliche Prozeßrecht ist dem Verfasser wohl bekannt; er berücksichtigt auch sehr die deutsche ziviljuristische Literatur. Daher werden deutsche Autoren, wie Jellinek, Weißmann, Hellwig, Wach, Muther, Savigny u. s. w. sehr oft zitiert, was man selten bei einem italienischen Kanonisten findet. Natürlich werden auch manche italienische, französische und spanische Autoren angeführt. Zum besseren Verständnis des kirchlichen Prozeßrechtes werden häufig Vergleiche mit dem bürgerlichen Prozeßrecht der verschiedenen Länder angestellt, was sicherlich lobenswert ist. Überhaupt hat Prof. Roberti in ebenso wissenschaftlicher wie praktischer Weise sein Thema behandelt und kann sein Werk mit allen übrigen auf diesem Gebiete veröffentlichten Arbeiten erfolgreich konkurrieren. Zwei Wünsche möchte Rezensent aussprechen: 1. daß das Werk möglichst bald vollendet werde, und zwar mit Beigabe eines gründlichen alphabetischen Sachregisters; der erste Band ist bereits 1926 erschienen und ohne alphabetisches Sachregister wird das Nachschlagen erheblich erschwert; 2. daß die leider sehr zahlreichen Druckfehler vermieden werden. Der Drucker scheint besonders mit den Eigennamen auf gespanntem Fuße zu stehen. So z. B. muß der weit bekannte Professor an der Gregoriana in Rom P. Vermeersch sich nennen lassen Wermeersch oder sogar Wermeesch. P. Wernz heißt hingegen Vernz. Soweit ich aber feststellen konnte, sind die wirklich zahlreichen Druckfehler nicht sinnstörend.

Abgesehen von diesen kleinen Mängeln ist das Werk des Prof. Roberti eine gründliche und empfehlenswerte Leistung.

Freiburg (Schweiz).

Dr Prümmer O. P., Univ.-Prof.

7) *De virtute charitatis quaestiones selectae. Auctore Cardinali J. E. van Roey, Archiepiscopo Mechliniensi. 8º (II et 368). Mechliniae 1929 (Dessain).*

Die Tugend der Liebe findet immer und immer wieder aszetische oder wissenschaftliche Bearbeitung. Ist sie doch so schön, kostbar und heilsnotwendig, aber auch für ein tieferes Verständnis so schwierig. Kardinal van Roey hat sich im vorliegenden Werke auf einige ausgewählte Fragen über die Tugend der Liebe beschränkt. Es sind deren fünf: 1. De charitate virtutum praestantissima; 2. De charitate forma virtutum; 3. De charitate radice meriti; 4. De objecto formali charitatis fraternae; 5. De ordine charitatis. Wie jeder Sachverständige sofort sieht, ist damit das Thema über die Tugend der Liebe keineswegs erschöpft. Bei einer Neuauflage wäre zu wünschen, daß wenigstens noch die erste und wichtigste Frage über die Gottesliebe, nämlich über ihr innerstes Wesen behandelt werde, und zwar im Anschluß an den heiligen Thomas von Aquin, der gleich zu Anfang seines Traktates de charitate den markanten und tief sinnigen Satz aufstellt: „Charitas amicitia quaedam est hominis ad Deum“ (Sum. theol. 2. 2. q. 23, a. 1). Über das Wesen der Tugend der Liebe als Gottesfreundschaft ist bekanntlich von Egenter eine preisgekrönte Monographie erschienen, die indes noch der Verbesserung bedarf. — Kardinal van Roey bemüht sich in seinem Werke, die reine thomistische Doktrin wiederzugeben und zu entwickeln. Er zeigt dabei größte Sorgfalt und aner kennenswerten Scharfsinn. Auch hat er mit großer Vorliebe den heiligen Augustinus zu Rate gezogen. Das Caput V. „Quid docet S. Augustinus“ ist wirklich musterhaft. Ich habe noch nie eine solch gründliche Darstellung der augustini schen Lehre über die Gottesliebe gelesen. In der viel umstrittenen Frage, welchen Einfluß die Gottesliebe auf die Werke des Gerechten ausüben müsse, damit sie verdienstlich für den Himmel seien, schließt sich der Verfasser der Ansicht Scheebens an: „Der Gerechte könne auch in solchen Werken, in welchen die Liebe nicht das treibende, sondern bloß das ordnende Prinzip

ist, das Gebot der vollkommenen Relation auf Gott erfüllen" (S. 230). Er nennt das „*relatio virtualis sensu latiore accepta*". Ausführlich sucht er diese Ansicht zu begründen. Jedenfalls bekämpft er entschieden und meines Erachtens auch überzeugend die Ansicht von Ernst und von anderen, die eine bloße *relatio habitualis* für genügend halten. Sein zusammenfassendes Endurteil ist (S. 254): „*Requiritur ad meritum et sufficit, ut justus virtualiter opera sua bona in Deum ultimum finem supernaturalem ordinet, eliciendo identidem actum charitatis sive explicitum sive implicitum, saltem quoties praeceptum charitatis obligat.*" Diese Lehre ist theoretisch wahr und praktisch leicht ausführbar. — Betreffs der Frage über das *objectum formale charitatis fraternae* folgt zwar der Verfasser der Meinung des P. Billot (*objectum formale charitatis fraternae adaequate et exclusive est ipsa bonitas divina increata*), gibt aber zu, daß praktisch auch ein Akt der wahren Nächstenliebe geübt werde, wenn dies geschehe, weil der Nächste ein Ebenbild Gottes sei (S. 292). — Die Feindesliebe scheint mir etwas dürftig behandelt auf ein paar Seiten (S. 336—338). Recht schön und überzeugend wird der eigentliche Grund angegeben, warum man selbst keine läßliche Sünde begehen dürfe, auch wenn dadurch die ganze Welt zum wahren Glauben bekehrt würde. Der auf S. 356 stehende Satz wird gewiß berechtigten Widerspruch erfahren. Der Verfasser sagt dort: „*Illorum doctrina probanda non est, qui determinant aliquam fortunae summam (v. g. 400 francorum aureorum vel ad minus 1000 libellarum), quam licite defendi dicunt etiam occidendo aggressorem: hujusmodi enim doctrina nullo nititur fundamento.*"

Alles in allem genommen ist vorliegendes Werk eine recht gründliche Arbeit und eine willkommene Bereicherung unserer Literatur über die Gottesliebe, die Königin unter allen Tugenden.

Freiburg (Schweiz). Dr. Prümmer O. P., Univ.-Prof.

## 8) Sozialökonomik und Sozialethik. Studie zur Grundlegung einer systematischen Wirtschaftsethik. Von Dr. Johannes Meßner (77). Paderborn, Schöningh.

Dr. Meßner, der verdiente Redakteur des „Neuen Reiches“, legt hier seine Habilitationsschrift vor. Sie ist partienweise trocken fachwissenschaftlich, ohne indes fad zu werden, denn dazu beherrscht der Autor seine Materie viel zu gut. Was er besonders betont, ist die *relative* Eigengesetzlichkeit, die sich auch in der Wirtschaft zeigt. Das ist zwar auch schon vor ihm gesagt worden, aber fast alle jene Autoren haben sich nach Feststellung dieser Eigengesetzlichkeit sofort auf das ethische Gebiet geflüchtet und hie und da gar zu voreilig Forderungen gestellt, die anders ausgefallen wären, hätten sie sich etwas genauer in diese Eigengesetzlichkeit vertieft. Sie hätten deswegen nicht vor der Wirklichkeit kapitulieren müssen, das tut auch Meßner ganz und gar nicht. Sein Verdienst ist, daß er an der Hand der modernsten wissenschaftlichen Methoden zeigt, daß die Sozialethik, wenn sie ihren Aufgaben gegenüber den heutigen Verhältnissen gerecht werden will, zuerst die Gesetze und Wirkungskraft der Volkswirtschaft, wie es die Volkswirtschaftslehre (Sozialökonomik) zeigt, kennen muß. Meßner zeigt, wie sich in der Sozialökonomik selbst eine Wandlung vollzieht, der zufolge die individualistischen und liberalistischen Elemente immer mehr ausgeschieden werden und so das bisher fast unmögliche Zusammenarbeiten von Sozialethik und Sozialökonomik nun mehr angebahnt ist und dort und da schon innige Beziehungen hat. Abschließend gibt Meßner einen Aufriß der Grundprobleme einer Sozialethik der heutigen Wirtschaft. Das Buch verdient wirklich alle Beachtung und vor allem gründliche Verarbeitung in unseren Seminarien, wo es vielleicht notwendig sein wird, den von Meßner besonders hervorgehobenen und bisher oft ganz übersehenen Gesichtspunkten eine wesentlich größere Bedeutung zuzumessen.

Daß die Schrift innerhalb kurzer Zeit schon die zweite Auflage erlebt hat, ist nicht bloß ein gutes Zeichen von dem Interesse, das man diesen Problemen im heutigen Katholizismus entgegenbringt, es beweist auch deutlicher als viel Lob, daß der Autor eine glückliche Hand in der Behandlung des Stoffes hatte. Und das will bei dieser Materie, die heute von allen Seiten sozusagen überlaufen ist — freilich nicht in der Problemstellung Meßners —, ein sehr gutes Zeichen und Lob für den Autor bedeuten.

Wien.

P. Zyrill Fischer O. F. M.

**9) Pfarrer Eichhorn zur Arbeiterfrage.** Eine Auslese aus seinen Schriften. Von *Dr Rudolf Kuppe* (100). Wien, I., Typographische Anstalt.

Heute, wo alles in sozialer Frage macht, ist es wirklich ganz besonders zu begrüßen, daß uns Kuppe dies Schriftchen geschrieben hat. Der Klerus, dem man doch auf sozialem Gebiet immer wieder Rückständigkeit und Interesselosigkeit vorwirft, hat hier ein Ehrenzeugnis, daß er sich sehr wohl mit der sozialen Frage und Not beschäftigt, nicht bloß aus nebenamtlichem Privatinteresse, sondern vor allem aus innerst empfundener Notwendigkeit. Freilich hat er dabei oft große Schwierigkeiten zu überwinden, nicht zuletzt auch in den eigenen Reihen Mißverständnisse zu beseitigen. Es wäre nur zu wünschen, daß durch die Lektüre dieser Schrift viele soziale Seelsorger und Priester neuen Mut schöpfen möchten zur Intensivierung ihrer Arbeit. Denn hier liegt entschieden einer der verheißungsvollsten Zugänge zur Seele des arbeitenden Volkes unserer Tage. Sieht der Seelsorger — und nicht bloß der Großstadt — die wirtschaftliche Lage seiner Seelsorgskinder nicht richtig, so ist sein Wirken nicht selten von vornherein zu Mißerfolgen verurteilt. Eichhorn hat uns da in mustergültiger Weise gezeigt, auf was wir alles in der Seelsorge zu achten haben. Und daß er vielen dafür die Augen öffne, darum möge dies Schriftchen besonders im Klerus Verbreitung und den Zeitläufen entsprechende Nachahmung finden.

Wien.

P. Zyrill Fischer O. F. M.

**10) Sozialismus und Katholizismus.** Von *P. Viktor Cathrein S. J.* (100). Paderborn 1929, Bonifaziusdruckerei.

Ein neues und höchst aktuelles Buch von Cathrein!

Bebel hat bekanntlich den Ausspruch getan: Christentum und Sozialismus stehen einander gegenüber wie Feuer und Wasser. Das hat man bis zum Weltkrieg auch im katholischen Lager als unbestrittene Wahrheit festgehalten. Seit dem Weltkrieg hat der Sozialismus ungeheuer gewonnen an Anhängern unter den Arbeitern und an Macht und Einfluß im staatlichen Leben, und es ist immer mehr die Gefahr hervorgetreten, daß sich die großen Massen der Arbeiter der Kirche ganz entfremden. Das führte im katholischen Lager zu scharfer Kritik an der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung. Man suchte nach den Ursachen der Übelstände und fand als solche das Zinsnehmen und den allzu weiten Eigentumsbegriff, den die katholische Moraltheologie von dem heidnisch-römischen Recht übernommen habe. Sollte die Lage der Arbeiterschaft besser werden, so müsse zuerst mit diesen beiden Irrtümern aufgeräumt werden, man müsse zum Zinsverbot des Mittelalters zurückkehren und der allzu weite Eigentumsbegriff müsse eingeschränkt werden. Vorher sei eine Lösung der sozialen Frage nicht zu erwarten. Die ganze kapitalistische Wirtschaftsordnung sei eben in sich schlecht und nur durch Änderung der Stellungnahme der Kirche in dem angegebenen Sinn könne es anders werden.

Das ist die neue Auffassung, die zunächst bei katholisch denkenden Laien sich festigte und dann auch von Seite mancher Fachleute Sukkurs erhielt. Literarisch wurde sie besonders vertreten in der „Schöneren Zukunft“



Eberles und im „Neuen Volk“ von Vitus Heller. Diese neue Auffassung führte von selbst zu einer freundlicheren Einstellung gegenüber dem Sozialismus auch im katholischen Lager, wie verschiedene Veröffentlichungen von Theodor Brauer, Götz, Briefs und andere erkennen lassen, und stärkte, ohne es zu wollen, eine Bewegung, die im sozialistischen Lager selbst als Reaktion gegen die Religionseindlichkeit der offiziellen Sozialdemokratie entstanden war, den religiösen Sozialismus.

Gegenüber dieser Verwässerung des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Sozialismus erhebt nun Cathrein im vorliegenden Buch seine Stimme und zeigt in überzeugender Weise, daß es eine Versöhnung zwischen Sozialismus und Katholizismus nicht geben kann.

Die Broschüre ist nicht nach Art einer fachwissenschaftlichen Abhandlung geschrieben, sondern so leicht verständlich, daß sie für sozial Geschulte keine Schwierigkeiten bietet. Alle einschlägigen Kontroverspunkte werden in der bei Cathrein üblichen klaren und überzeugenden Form besprochen. Der Inhalt ist auf dem Umschlag folgendermaßen angegeben: Was will der Sozialismus? Die katholische Kirche über das Privateigentum, über die heutigen Eigentumsverhältnisse, Kapitalismus, Klassenkampf, Sozialismus und Religion, Ehe, Erziehung, Familie und Schule.

Eine unvoreingenommene Würdigung der dargelegten Beweise könnte auch im gegnerischen Lager sehr viel Nutzen schaffen. Die Verbreitung des Buches wäre namentlich in den Kreisen der gebildeteren Arbeiter sehr zu wünschen.

Linz.

Dr. Jos. Grosam.

11) **Lehrbuch der Aszetik.** Von Otto Zimmermann S. J. (Theologische Bibliothek.) Gr. 8<sup>o</sup> (XVI u. 642). Freiburg i. Br., Herder.

Das vorliegende Werk gliedert sich würdig in die bisher erschienene Reihe von Studienbüchern ein, die der Herdersche Verlag in anerkennungswerter Weise zunächst den Theologen, dann aber auch all denjenigen anbietet, die sich über das weite Gebiet der Gottesgelehrtheit näher unterrichten wollen.

Nicht einen „Grundriß“ oder einen „Abriß“ der Geisteslehre, sondern ein richtiges „Lehrbuch der Aszetik“ sollte und wollte uns der Verfasser geben, und er war dazu wie kaum ein anderer befähigt, sowohl infolge seiner „langjährigen Lehrtätigkeit als auch seiner reichen Erfahrung in Leben und Leitung“.

Nach einer Einleitung über Begriff, Aufgaben, Methode, Nutzen und Geschichte der Aszetik gibt uns der Verfasser in einem ersten Teile zunächst eine „Allgemeine Aszetik“, die in sieben Abschnitten über Wesen, Arten, Stufen, Mittel, Beruf, Pflicht und Güter der Vollkommenheit handelt. In dem zweiten Teile, der „Besonderen Aszetik“, schildert er dann das „Vollkommene Verhalten“ des Geistesbeflissenen gegen Gott, gegen sich selbst, gegen die Mitgeschöpfe. Ein kleiner Anhang bietet einen kurzen „Abriß der Mystik“; doch soll dieses Gebiet, das der Verfasser wohl im Sinne von P. Poulain als ein besonderes betrachtet, nach Angabe des Verlages in der Sammlung der theologischen Handbücher durch einen weiteren Einzelband bedacht werden.

Unseres Erachtens hat der Verfasser ein Meisterwerk geliefert, das durch „die Monumentalität seines Aufbaues, die Fülle der behandelten Fragen, die musterhafte Konzentration seiner Darstellung“ alle Bewunderung verdient. Zimmermanns Aszetik ist unzweifelhaft das beste Gesamtwerk, das bis heute in deutscher Sprache über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Mit besonderer Anerkennung müssen die zahlreichen Literaturangaben nach dem Vorwort sowie bei den einzelnen Abschnitten erwähnt werden. Sie verraten das gründliche Fachwissen des Verfassers und bieten

den Liebhabern dieses Wissenszweiges die Möglichkeit, ihre Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen. Wir unterlassen daher nicht, das Werk auf das wärmste zu empfehlen.

Ein Buch von solchem Wert verträgt denn auch eine wohlgemeinte Kritik. Wir vermüßten bei der Durchsicht hie und da ein schärferes Eingehen auf gewisse philosophische und theologische Begriffe und Schwierigkeiten sowie auch ein stärkeres Betonen und Hervorheben einzelner Zentralwahrheiten. Wir erwähnen z. B. — bei allem Verständnis für die Einschränkung, die sich der Verfasser auferlegen mußte — nur die *Liebe*. Auch darf in einem „*Lehrbuch der Aszetik*“ bei einem Überblick über die Definitionen der Vollkommenheit (siehe S. 43) nicht die *causa exemplaris* (Nachfolge Christi) als die notwendige und ausreichende Begriffsbestimmung angenommen werden, sondern es ist naturgemäß die *causa formalis*. Man versteht ferner nicht auf den ersten Blick, warum der Verfasser seine „*Besondere Aszetik*“ so eingeteilt hat, wie es geschehen ist: „Vollkommenes Verhalten“ . . . gegen Gott u. s. w. Im Grunde soll dieser Teil die *besondere Tugendlehre* sein. Uns scheint, man hätte diesem Abschnitte deshalb eine gründliche Abhandlung über die *habitus* oder doch über die *Tugenden*, so wie sie der heilige Thomas (Sum. theol. I—II) behandelt hat, vorausschicken sollen. Zwischen einem „*Verhalten*“, einer „*habitudo*“ und dem „*habitus*“ besteht ein großer Unterschied.

Sodann vermissen wir doch allzu sehr, daß der Verfasser seinen Gedankengang nicht eher auf dieser althergebrachten und in die Tiefe führenden *materia virtutum* mit ihren Verzweigungen aufgebaut hat, in der das ganze Altertum die *virtutes cardinales, essentielles, principales* anerkannt hat als auf diesen kleinbürgerlichen Gegenständen, die er zuweilen in das Feld führt (Verwandten, Ehegatten, u. s. w.).

Wir hätten ferner gewünscht, daß neben soliden Tugendbegriffen auch das *göttliche Eingreifen* stärker zum Ausdruck gekommen wäre. P. Z. muß ja in einem aszetischen Werke besonders das behandeln, was unter heißem Kampfe und Ringen die Seele zu tun hat, „damit Gott in ihr herrsche“. Hätte er aber nicht auch, ohne auf das Gebiet der Mystik hinüberzugreifen, etwas stärker das betonen können, „was Gott als König in der Seele wirkt“? Hätte er nicht in einem „Handbuch der Vollkommenheit“, die alle verpflichtet, mehr die *contemplatio acquisita*, das Wirken des Heiligen Geistes mit seinen Gaben in den Vordergrund rücken können? Gewiß hätte ihn P. Meschler in diesem Punkt nicht verleugnet. So kommt es, daß man am Schluß das sonst so reichhaltige und gediegene Werk mit einer gewissen Beklommenheit beiseite legt und sich die Frage stellt, ob denn die Worte „*Ascese*“, „*Aszetik*“ am richtigsten den Schwer- und Mittelpunkt des allgemein verpflichtenden geistlichen Lebens bezeichnen; ob sie nicht nur eher eine Anfangsstufe, einen wichtigen Teil desselben, nicht aber dessen Fülle, dessen inneres Kernstück und begrifflichen Abschluß treffen. Es stecken hinter dieser Bemerkung — wir wissen es wohl — Selbstanklagen; es stecken hinter ihr ganze theologische Welten, die zu einer Klarlegung drängen. Wie kümmerlich kommen einem jedoch diese „*aszetisierenden*“ Richtlinien vor, wenn man sie als Norm an jene überschwellende Gedankenfülle des Innenlebens legt, die uns die neuere Forschung, besonders durch die Herausgabe der Schriften der großen Geistesmänner der Vergangenheit — ich denke an die mittelalterliche Mystik wie an die französische Schule des 17. Jahrhunderts — zutage fördert!

Einem letzten Wunsch möchten wir endlich bei dieser Gelegenheit Ausdruck geben.

Bei der Besprechung des Werkes von Murawski „*Die asketische Theologie*“ (siehe diese Zeitschrift 1929, 2. Heft, S. 427) wies ein Ordensgenosse P. Zimmermanns, H. Schmitz, in scharfen Worten darauf hin, wie unumgänglich notwendig heutzutage gerade die Verwertung der moder-

nen Psychologie für eine moderne Aszetik sei. „Wir brauchen“, so schreibt er, „von katholischer Seite eine unseren Bedürfnissen und neueren Forschungen entsprechende asketische Theologie, die über Mutz und Tanqueray hinweg, unter Verwertung der nichtkatholischen Literatur, besonders aber der Arbeiten z. B. von Laub, Bergmann, Erhart und vieler anderer Mediziner und Psychologen, die unschätzbaren und ungehobenen Werte der alten, soliden Asketen uns nahe bringt. Murawski ist über den Versuch nicht hinweggekommen. Es wäre eine Arbeit von Jahren“.

War P. Zimmermann glücklicher in diesem kühnen Beginnen? Wir wagen es nicht zu entscheiden. Sei dem wie es wolle, das Verdienst seines „Lehrbuches der Aszetik“ als Ganzes betrachtet ist ein bleibendes.

Freiburg (Schweiz).

P. Dr Karl Keusch C. Ss. R.

**12) Liturgische Erziehung.** Gegebenes und Aufgegebenes. Von Dr Linus Bopp, o. ö. Professor der Universität zu Freiburg im Breisgau. 8<sup>o</sup> (X u. 124). Mit 3 Bildertafeln. Freiburg i. Br., Herder. Brosch. M. 3.—.

Fragen der Erziehung und Liturgie erfahren wieder so viel Interesse wie selten zu einer Zeit. Da ist es zu begrüßen, daß uns L. Bopp ein Buch geschenkt hat, das beides miteinander verbindet. Es ist geschrieben von einem Manne, der vor allem Pastoraltheologe und Pädagoge ist. Er schaut nicht einseitig, sondern klar das Leben mit seinen Begebenheiten und prüft es. Nach einer kurzen geschichtlichen Einführung (1—10) behandelt er in vier Abschnitten: I. Die Liturgie, Wesen und Wesensgesetze (11—32); II. Erziehung (33—44); III. Erziehung durch die Liturgie (45—69); IV. Erziehung zur Liturgie (70—111). Der Schluß (112—116) spricht sich über „Liturgische Erziehung — die Forderung der Zeit“ aus. Ein Personen- und ein Sachverzeichnis erleichtern den Gebrauch des Buches. Besonders wertvoll ist der Abschnitt IV. Gerade ihn sollten alle Erzieher und Seelsorger in die Tat umsetzen und dann mitteilen, wie seine Anregungen sich in der Praxis bewährt haben, und wo sie geändert werden müssen. Das Buch ist aus einem Vortrag erwachsen, den Verfasser vor einer Konferenz von geistlichen und weltlichen Lehrern, Ordenslehrfrauen und weltlichen Religionslehrerinnen in Säckingen gehalten hat (VII). Es ist nicht das erste Mal, daß Bopp diesen Gegenstand bespricht. Schon in seinem Buche: Die erzieherischen Eigenwerte der katholischen Kirche, Paderborn 1928, hat er in einem besonderen Abschnitt ausführlich „Die erzieherischen Werte der katholischen Liturgie“ (378—516) in den Kreis seiner Betrachtung und Forschung gezogen. Doch die wirklich praktische Behandlung findet sich nur im vorliegenden Werkchen, dem einzigen in seiner Art auf deutschem Sprachgebiet.

München-Gladbach.

P. L. Dr H. Dausend Ö. F. M.

**13) Augustinus.** Ein Lebensbild zu seinem Jubiläum 430—1930. Von Otto Karrer. Kl. 8<sup>o</sup> (31). Mit 9 Bildern. München 1930, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. M. 1.60.

Eine würdige Festgabe zum Jubiläum des genialsten Denkers des Christentums. Bei aller Kürze mit Wärme geschrieben, ein Charakterbild voll Lebenswahrheit. Die Bilder nach dem Fiesoleschüler Gozzoli sind ein Schmuck des feinen Bändchens.

Freistadt.

Dr Baylaender.

**14) John Henry Kardinal Newman: Gesammelte Werke.** Erster Band: Briefe und Tagebücher bis zum Übertritt zur Kirche. Mit Einleitungen von Francis Bacchus und Henry Tristran.



Übertragen von *Dr Edith Stein*. Herausgegeben von *P. Erich Przywara S. J.*

Es ist ein dankenswertes Unternehmen von Seite des „Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung“, daß er eine Ausgabe von „Gesammelten Werken“ Kardinal Newmans (1801—1890) besorgt. Der erste der drei geplanten Bände liegt bereits vor und schildert — nebst einer Autobiographie Newmans — hauptsächlich die religiöse Entwicklung des geistreichen Anglikaners von dessen Jugend an bis zur Rückkehr zur katholischen Kirche (1845). Der Leser kann hier das geistige Ringen und Reifen Newmans gleichsam persönlich mitmachen, da dieser größtenteils durch seine eigenen Briefe und Tagebücher sprechend eingeführt wird. Es hat diese Darstellungsmethode nicht bloß den Vorzug größerer Unmittelbarkeit und Lebhaftigkeit; sie entspricht auch dem Geiste Newmans selbst, der der Ansicht war, daß man einen Menschen am besten „aus seinen Briefen“ erkenne (S. 1). Ein tieferes Verständnis der religiösen Entwicklung Newmans dürfte übrigens wohl nur der apologetisch und kirchenhistorisch geschulte Leser erreichen; denn sie ist weniger von Gefühlen getragen, als vielmehr auf wissenschaftlicher Höhe befindlich. Dessen ungeachtet blieben, da bei einer auf dem Suchen nach Wahrheit beruhenden Konversion schließlich immer die „Gnade“ die Entscheidung herbeiführt, auch Newman schwere Zweifel und Herzensängste durchaus nicht erspart. Noch kurz vor dem eigenen Übertritt zur katholischen Kirche riet er andern vom selben Übertritt ab und schrieb in einem Briefe die Worte: „Beständig bitte ich, daß Er (Gott) mir entdecken möchte, ob ich in einer Täuschung befangen bin“ (S. 431). Newmans Konversion hatte ihren letzten allgemeinen Grund wohl darin, daß er schon vom 15. Lebensjahr an eine große Abneigung gegen den im Protestantismus herrschenden religiösen „Subjektivismus“ empfand und die Notwendigkeit eines bindenden „Dogmas“ in einer Offenbarungsreligion lebhaft erfaßte (cf. S. 151, 156, 158, 203). Daß er dennoch erst im Alter von 44 Jahren die Rückkehr zur Mutterkirche vollzog, erklärt sich wohl daraus, daß er große Liebe und Hochschätzung gegen seine angestammte Konfession und Kirche besaß und immer hoffte, deren Anhänger zu einer apostolisch-dogmatischen Einheit führen zu können. Newmans Übertritt hat auf die katholische Bewegung in England sehr großen Einfluß genommen und wohl dafür, wie auch für sein Eintreten zugunsten der Katholiken-Emanzipation, hat ihn Leo XIII. 1879 zur Kardinalswürde erhoben. Der Katholik kann aus diesem Buche erkennen, welche Gnade es ist, von Gott den wahren Glauben schon als Wiegengeschenk erhalten zu haben.

Salzburg.

*Dr Josef Vordermayr.*

**15) Der Mainzer Domdekan Dr Joh. Bapt. Heinrich (1816—1891).**

Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen. Von *Ludwig Freiherrn v. Pastor*. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Unter den Männern, denen die deutsche Kirche ihre Erhebung aus dem Zustande tiefster Erniedrigung, in den sie durch die sogenannte Aufklärung, den Febronianismus und die Säkularisation geraten war, verdankt, nimmt Domdekan Heinrich wahrlich nicht den letzten Platz ein. Er war groß als Gelehrter, groß als Vorkämpfer der Kirche im öffentlichen Leben, vor allem aber ein tieffrommer Priester nach dem Herzen Gottes. Das alles hat Freiherr von Pastor mit feinem Griffel gezeichnet. Trotzdem sei es uns erlaubt, dem von ihm gezeichneten Bilde noch einige Striche beizufügen. Wenn seinerzeit das Mainzer Seminar in seiner Blüteperiode unter Bischof Ketteler auch auf auswärtige Theologen eine große Anziehungskraft ausübte — es sei hier nur an den jüngst verstorbenen Bischof Dr

Stammler von Basel und den verstorbenen apostolischen Vikar Msgr. Euch von Dänemark erinnert —, so verdankte es dieselbe wohl hauptsächlich seinem Dogmatikprofessor Heinrich. Zu erwähnen wäre vielleicht auch gewesen, daß Heinrich so manchem Protestanten Führer auf dem Wege zur wahren Kirche geworden ist. Es seien hier nur der hegelianische Philosoph Georg Friedrich Daumer und der spätere Jesuitenpater Freiherr Ludwig von Hammerstein genannt. Letzterer beschreibt in seinen „Erinnerungen eines alten Lutheraners“ S. 106 sein erstes Zusammentreffen mit Heinrich also: „Gerade saß bei ihm (sc. Bischof Ketteler von Mainz) der damalige Domkapitular und Generalvikar Dr Heinrich. ‚Da kann ich Sie gleich dem rechten Mann übergeben‘, meinte der Bischof lächelnd und Dr Heinrich bewillkommnete mich in seiner munteren, gewinnenden Weise als angehenden Schüler.“

Wegen seiner kirchlichen Gesinnung und seines mannhaften Eintretens für die Rechte der Kirche hatte Heinrich von liberal-katholischer Seite manches zu leiden. So sprach Döllinger wegen der Stellung, die der von Heinrich redigierte „Katholik“ gegen ihn einnahm, gerne von der „Mainzer Clique“.

Zu erwähnen wäre noch, daß nach Heinrichs Tode seine dogmatischen Vorlesungen von Dr Philipp Huppert herausgegeben wurden. Die beste Charakteristik Heinrichs hat wohl der letzte Sekretär Bischof Kettelers, Dr Bernhard Losen, mit den Worten gegeben: „Eine so glückliche Harmonie von wissenschaftlicher Spekulation und kindlicher Frömmigkeit, apostolischem Ernste und liebenswürdigstem Frohsinn, wie sie in Domdekan Heinrich sich fand, ist mir im Leben noch nie so entgegengetreten.“ (Siehe „Kurzer Lebensabriß des hochsel. Domdekan Dr J. B. Heinrich“ in dem von Dr C. Gutberlet herausgegebenen 7. Bande von Heinrichs dogmatischer Theologie, S. XXXV.)

Linz a. D.

*P. Jos. Schrohe S. J. (†)*

16) **P. Dr Augustin Rösler C. Ss. R. 1851—1922.** Ein Bild seines Lebens und Schaffens im großen Gemälde der religiösen, wissenschaftlichen, sozialen und politischen Geistesströmungen der Zeit vom Vatikanischen Konzil bis zum Beginn des Pontifikates Pius XI., gezeichnet von *P. Dr Josef Schweter C. Ss. R.* Mit 5 Lichtbildern (644). Schweidnitz 1929, Bergland-Gesellschaft für Volksbildung. M. 10.—.

Das Lebensbild verdient wohl gerade in dieser Zeitschrift seine Ankündigung und kurze Besprechung. Es ist gewiß mancher Leser froh, zu erfahren, daß ein umfangreicheres, getreues Lebensbild jenes Priesters erschienen ist, der dem Klerus so manches Jahr mit seinem Leitartikel in diesen Heften ein weiser, sachkundiger Berater und Führer gewesen ist. Sein Mitbruder hat die 15 Tagebuchhefte samt den Jugenderinnerungen des Verewigten, sowie die Chroniken der Klöster, denen er zugeteilt gewesen, die reichen Korrespondenzen und mündlichen Mitteilungen, besonders der Mitbrüder, mit den eigenen Erfahrungen benützt, um ein möglichst wahres Bild dieses Sohnes des heiligen Alphonsus zu gestalten. Und er hat es verstanden, die schönen Seiten des Innenlebens P. Röslers, dessen harmonische Entwicklung und Ausbildung, wie seine vielgestaltige segensreiche Tätigkeit lichtvoll und pietätvoll darzustellen. Die ersten vier überaus interessanten Abschnitte sind seiner Jugend, dem Theologen und Neupriester, der Vollendung seiner theologischen Studien und den ersten zwei Priesterjahren mitten im Kulturkampf, dann dem Eintritt in die Kongregation und der ersten Tätigkeit als Redemptorist geweiht. — Die nächsten Abschnitte enthüllen uns eine so allumfassende, in die Zeitströmungen mächtig eingreifende Tätigkeit, daß man einfach staunen muß,

wie ein schlichter Exeges-Lektor an einer klösterlichen Hauslehranstalt (V. Absch.) sie auszuüben vermochte. Wir sehen Rösler als *apostolischen Arbeiter* auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbett, bei Kindern, als Aushilfspriester, Volksmissionär, Exerzitienleiter bei Klosterfrauen und Priestern, wie als Prediger auf drei Diözesan-Synoden. Dann zeichnet der Verfasser den P. Rösler als *Schriftsteller*, als Geschichtschreiber, Soziologen (Frauenfrage), Pädagogen, Aszetiker u. s. w. Beim Abschnitt über „Röslers größere Reisen“ lernen wir ihn bei den verschiedensten katholischen Kongressen als Redner kennen. Im IX. Abschnitt tritt er als *Führer im öffentlichen Leben* vor unser Auge, besonders als einflußreicher Berater der österreichischen und deutschen Bischöfe, vor allem des Kardinals Gruscha und des Bischofs Keppler von Rottenburg; ebenso durch seine Verbindungen mit den katholischen Gelehrten und als Kämpfer für die Interessen der Kirche. Der vorletzte Abschnitt behandelt Rösler als Persönlichkeit, als Mensch, Mystiker und Ordensmann und läßt uns in sein reiches, nimmermüdes Gebetsleben wie in sein Opferleben als Sohn des heiligen Alphonsus hineinschauen, auch ein wenig in den harten Kampf, den ihm sein Beruf fast bis in die letzten Jahre bereitet hat, die ihm endlich den Seelenfrieden brachten. Das Buch schließt im letzten (XI.) Abschnitt mit Röslers letztem großen Werk der Gründung des Redemptoristenkollegiums Breslau-Grüneiche mitten in der Umsturzzeit und den wahrhaft erbauenden Heimgang am 2. April 1922. — Aus dieser kurzen Übersicht ist es klar, daß das Buch Belehrung und Erbauung nach vielen Seiten bietet, und zugleich einen tiefen Einblick in das letzte Halbjahrhundert, wie auch in die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche. Man sieht, daß den Verfasser durchwegs das Streben nach Wahrheit geleitet, daß aber auch Verehrung und Dankbarkeit gegen P. Rösler die Feder geführt hat. Mancher wird vielleicht wünschen, daß der Verfasser nur das schöne Lebensbild gezeichnet und die immer wiederkehrenden Werturteile über den Verewigten mehr dem Leser überlassen hätte. Ein schönes Leben lobt sich selbst.

Gurk.

P. Franz Mair C. Ss. R.

17) **Des Herren Wort.** Das Kirchenjahr in katechetisch-liturgischen Homilien. Von Dr Karl Rieder. Kl. 8<sup>o</sup> (293). Paderborn 1928, Ferd. Schöningh.

„Diese *schlichten* Predigten sollen ein kleiner Beitrag sein zu der wichtigen Frage, ob und wie es möglich ist, den Gläubigen auch heute noch die Wahrheiten des Katechismus in anziehender, gefälliger Form, und zwar im Anschlusse an die Heilige Schrift und Liturgie nahe zu bringen.“

Mit diesen Worten charakterisiert der Herr Verfasser selbst sein Werkchen in Ziel und Anlage. Das Wort „schlicht“ haben wir unterstrichen. Die Darstellung und Auffassung ist in der Tat so. Die Anlage aber ist neu und interessant: Es werden Schrifttexte, nicht *immer* die Sonntagsevangelen gewählt, (1. Adventsontag, Christi Himmelfahrt u. a.), abgedruckt und der Betrachtung zugrunde gelegt. Warum auch nicht! Sodann sind bei fast jeder Predigt die Frage oder die Fragen des *Katechismus* angegeben, deren Inhalt in der Homilie behandelt ist. Das soll offenbar den Homilisten anregen, sich Rechenschaft zu geben, ob er im Laufe des Jahres oder doch der Jahre wenigstens die wichtigsten Stoffe des Katechismus durchnimmt, eine Frage, die sich die heutige Predigt unbedingt stellen und eine Aufgabe, die sie erfüllen muß. Die Auswahl der Themen zeigt, daß Dr. Rieder seine Aufmerksamkeit auch modernen Fragen zuwendet: „Ist Religion Privatsache“ (S. 163) zum Epistelabschnitt 1 Petr. 2, 11—13; „Verfassungsfeier“ S. 240. „Wir wollen es gut haben“ S. 245. Egoismus S. 250, Die Sorge für den Leib u. a. m.

Frankfurt a. M.

Dr Herr.



18) **Brosamen vom Tische des Evangeliums.** Fünfminutenpredigten für das ganze Jahr. Von *Dr Josef Nepp*, Domchorvikar in Salzburg. Regensburg 1929, Manz.

Der Titel ist insofern nicht ganz richtig, als man in fünf Minuten schlechterdings keine Ansprache im Ausmaß der vorliegenden halten kann. Aber das ist Nebensache, denn eine kleine Frühpredigt darf ruhig auch zehn Minuten dauern.

Der Verfasser nimmt einen Gedanken aus der Evangelienperikope, natürlich meist den dem Leser oder Zuhörer geläufigen Hauptgedanken oder hervorstechenden Text und knüpft daran seine meist moralischen Ausführungen oder Anwendungen. Für Priester sollen diese Vorträge nur als Stoffquelle dienen; „da sie aber ganz ausgearbeitet sind, so dürften sie auch frommen Laien als Lesungen für Sonn- und Feiertage gute Dienste leisten.“ So die Vorrede. Infolge der Kürze und Knappheit sind natürlich manchmal die Gedanken nur angedeutet, so in der Predigt 5. Sonntag nach Pfingsten, S. 108 ff., wo in der *Fünfminutenpredigt* das 5., 6., 7. und 8. Gebot (als Beispiel) behandelt werden!

Frankfurt a. M.

*Dr Herr.*

19) **Neutestamentliche Predigten.** Herausgegeben von *P. Dr Thaddäus Soiron O. F. M.* 15. Heft: **Jesus fragt . . .** Fastenpredigten von *P. Dr Thaddäus Soiron.* Paderborn 1929, Schöningh.

Der Herausgeber der „Neutestamentlichen Predigten“ behandelt sieben Fragen Jesu: zwei Fragen an Petrus, je eine an die Rotte, an Judas, an den Knecht des Hohenpriesters im Palaste des Kaiphas, an die frommen Frauen und endlich an seinen himmlischen Vater. Alle diese Fragen gelten nicht nur denen, an die sie unmittelbar gestellt werden, sie gelten der ganzen Menschheit, auch uns. Sind doch in diese Fragen wichtige Probleme eingestreut vom Leiden, von Sünde und Sündenfall, vom Menschen ohne Gott, die heute überall aktuell sind. Sind auch die Predigten in der Diaspora einer Großstadt gehalten worden, so wird doch jeder Seelsorger, auch der Seelsorger auf dem Lande, darin viel praktischen Inhalt finden.

St. Georgen a. d. Gusen. *Leopold Rechberger*, Pfarrer.

20) **Neutestamentliche Predigten.** Herausgegeben von *P. Dr Thaddäus Soiron O. F. M.* 16. Heft: **Der Kreuzweg Jesu durch unsere Zeit.** Fastenpredigten von *P. DDr Bertrand Zimolong O. F. M.* Paderborn 1929, Schöningh.

Die Predigten handeln vom unversöhnlichen Haß der Feinde Jesu, von der Menschenfurcht der Anhänger Jesu, von dem weltlichen und lieblosen Sinn so vieler unverständiger Christen, dann über die Person Jesu, von seinen letzten Worten, von der überwindenden Kraft des Kreuzes und von der Liebe Jesu bis zur Vollendung. Das Ziel dieser Fastenpredigten ist, es klar und deutlich zu zeigen: Jesus ist auch heute noch auf dem Kreuzwege wie einst. Und der wahre und treue Christ muß mit ihm diesen Kreuzweg gehen. Die Ausdrucksweise ist in manchen Predigten des ersten Teiles zu kräftig: „Gesinnungsakrobaten“, „Wetterfahnen“, „Katholische Leisetreter“, „Drückeberger“ sind einige Beispiele solcher Ausdrücke. Lobend anzuerkennen ist die sorgfältige Wahl des Kanzelspruches, der regelmäßig die ganze Predigt beeinflusst.

St. Georgen a. d. Gusen. *Leopold Rechberger*, Pfarrer.

21) **In jener Zeit.** Katechetische Belehrungen meist im Anschluß an die Sonntagsevangelien. Von *Prälat Dr A. Keller*, weiland Stadtpfarrer in Wiesbaden. Herausgegeben von *Josef Gers-*

bach, Studienrat. 2. Band: Pfingstfestkreis. Gr. 8<sup>o</sup> (XV u. 640).  
Limburg a. d. L. 1929. Geb. M. 9.—.

Der homiletische und katechetische Nachlaß des langjährigen Stadtpfarrers in Wiesbaden, Prälaten Dr A. Keller, ist vom Studienrat Josef Gersbach in einem vierbändigen Werke unter dem Titel: Homiletische und katechetische Sonntagspredigten veröffentlicht worden als Teil der „Sammlung älterer und neuerer Werke aus dem Gebiete der Aszese, Homiletik, Katechese in wohlfeilen Ausgaben“, die der Verlag Gebr. Steffen in Limburg a. d. L. herausgibt. Der vorliegende zweite Band der *Katechetischen Belehrungen* ist der Abschlußband der „Homiletischen und katechetischen Sonntagspredigten“. Zugleich enthält dieser Band ein alphabetisches Sachregister für den 3. und 4. Band und eine Zusammenstellung der katechetischen Belehrungen nach dem Kölner Katechismus. Das Buch bietet nicht mehr als was es im Titel verspricht: *Katechetische Belehrungen*. Wer also fertige Predigten, auch katechetische Predigten darin suchte, würde sich getäuscht sehen. Dafür enthält es aber einen ungemein reichen Schatz von Lehrstoff, der zu katechetischen Predigten ebenso wie zu Katechesen auf der Oberstufe und zu Christenlehren verarbeitet werden kann. Auf jeden Sonntag fallen 11 oder 12 Themen, die auf je zwei Druckseiten behandelt werden. Dogma und Moral kommen in gleicher Weise zu ihrem Recht und auch die Liturgie ist nicht ganz vernachlässigt; unter den für jeden Sonntag aufgestellten Themen findet sich immer auch ein liturgisches. Die Abhandlung ist im reinen Lehrton gehalten, dogmatisch durchaus korrekt und recht klar. Die Übersichtlichkeit über den Stoff und damit auch die Brauchbarkeit des Buches würde noch gewinnen, wenn die einzelnen Gedankengruppen auch im Druck, für den Redezweck geordnet, hervortreten würden, was am besten durch Nummerierung im Text geschehen könnte.

Prof. Dr Jos. Jatsch.

22) **Katechetische Predigten: Die Gnadenlehre.** Von G. Ströbele, Stadtpfarrer in Stuttgart. 8<sup>o</sup> (256). Bad Mergentheim, Karl Ohlinger. M. 4.—.

Die Predigten sind zwar gut dogmatisch fundiert, dürften aber die Heilige Schrift entschieden mehr zu Wort kommen lassen, da es ja gerade für die hier behandelten Themen an Folien aus dem Worte Gottes nicht fehlt. Der Verfasser ist darin originell, daß er den Zusammenhang der *Darstellung* in einer Reihe von Predigten durch ein packendes Stichwort herstellt, in das das Thema gekleidet wird: Die Taufpaten Zeugen einer großen Stunde, Das erste Kreuzzeichen, Was der Taufstein predigt? Die erste Wandlung u. s. w. Es wäre zu wünschen, wenn dieser echt rhetorische Kunstgriff noch häufiger angewandt würde. Die Darstellung erhält dadurch etwas Frisches, Anschauliches, was immer, wenn der entsprechende lebendige Vortrag hinzutritt, den Zuhörer fesselt und zum Mitdenken anregt.

Auch die Übersicht, die bei Ströbele klar hervortritt, ist durch solche Darstellungsweise sehr erleichtert.

Sachlich und sprachlich hervorzuheben sind die Predigten über die Ehe. Namentlich die Hinweise über den *Beginn* des Zerfalles und der Geringschätzung des Ehebandes S. 245/246 halten wir für ebenso notwendig als berechtigt und wirkungsvoll. Dem Inhalte nach sind die Predigten, obwohl mit anderen apologetischen Anklängen reich durchsetzt, in bezug auf die eigentliche Kontroverse doch sehr sparsam, ja sie fehlt fast ganz auch in der Behandlung des allerheiligsten Altarsakramentes und der Beicht. Wir können bei der heutigen Mischung der Konfessionen nicht länger in dieser Zurückhaltung bleiben, soll infolge Verwischung der großen

und praktisch so wirksamen Gegensätze (Besuch der heiligen Messe, Kirchengelübte) der schon bestehende Schaden nicht noch größer werden.

Frankfurt a. M.

Dr Herr.

23) **Licht vom Kreuz!** Soziale Gedanken und Kräfte aus der Leidensgeschichte unseres Herrn. Sieben Fastenpredigten. Von *P. Gaudentius Füglein O. F. M.*, Stadtpfarrprediger von St. Anna, München. Regensburg 1929, G. J. Manz.

Ein nicht unwillkommener Versuch, die Leidensgeschichte in der Fastenpredigt hauptsächlich für die sozialen Fragen der Gegenwart auszuwerten und praktisch fruchtbar anzuwenden. Solche Anwendungen hört man sonst hier und da in eine Nutzenanwendung eingeflochten oder in dem schon öfter behandelten Fastenpredigt-Zyklus über die Persönlichkeiten, die im Leiden Christi auftreten, ausgesprochen. P. Gaudentius fragt und beantwortet in je einer Predigt: Was hat der leidende und sterbende Christus der Familie, Eltern und Kindern zu sagen, inwiefern leidet er gerade für sie; ebenso fragt und antwortet je eine Predigt in bezug auf Staat und Kirche, das Wirtschaftsleben, die Gemeinschaft der Sünder, die Gemeinschaft der Erlösten. In der Familienpredigt dürften einige Verbindungen etwas gezwungen erscheinen. Die Predigten sind des Studiums wert.

Frankfurt a. M.

Dr Herr.

### Neue Auflagen.

1) **Atlas Hierarchicus.** (Descriptio geographica et statistica Sanctae Romanae Ecclesiae tum Occidentis tum Orientis, iuxta statum praesentem.) Von *Karl Streit*. Gewidmet dem Heiligen Vater Pius XI. Zweite Aufl. Paderborn 1929, Bonifaziusdruckerei.

Die im Jahre 1913 erschienene erste Auflage des „Atlas Hierarchicus“ von Karl Streit fand zwar allseits freudige Aufnahme, infolge der Kriegswirren und der darauf folgenden Geldknappheit aber leider nicht die allseitige finanzielle Unterstützung, so daß ein Teil der Auflage unverkauft blieb und wegen der bedeutenden Veränderungen in der Nachkriegszeit unbrauchbar wurde. Ein Angebot aus den Vereinigten Staaten, das die Abnahme einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren zusicherte, sowie die Hochherzigkeit der führenden Männer der Bonifaziusdruckerei in Paderborn ermöglichten eine zweite Auflage, der der Stand der katholischen Kirche im Jahre 1929 zugrunde liegt, und die für die ganze katholische Welt berechnet ist, da der Text in fünf Sprachen (deutsch, italienisch, französisch, spanisch und englisch) abgefaßt ist. Für Nordamerika ist eine eigene englische Ausgabe veranstaltet worden, deren Verschleißer die Society for the Propagation of the Faith in New York ist. Da die Bonifaziusbuchhandlung - meines Wissens - das Werk nicht auf fünf oder acht Tage zur Ansicht zuschickt, und auch sonst keine übermäßige Reklame treibt, so mögen die geehrten Leser aus den folgenden Zeilen entnehmen, welche Schätze der „Atlas Hierarchicus“ birgt.

Das ganze Werk zerfällt in drei Teile, von denen der erste geographische und ethnographische Notizen, der zweite statistische Tabellen, und der dritte 38 Landkarten bringt. Der erste Teil, den der Verfasser bescheidenweise „Notae historicae necnon ethnographicae“ nennt, ist nichts anderes als eine kurzgefaßte *Kirchengeschichte* sämtlicher Länder der Welt,



die jemals mit der katholischen Kirche in Berührung kamen. Der Wert solcher „Notizen“ ist für den Priester wie für den gebildeten Laien gleich groß; der Religionslehrer kann diese „Notizen“ vorlesen oder vorlesen lassen, und so ihren Wert aus dem Interesse der Schüler erschließen. Man wähle z. B. das Kapitel: „Rom und seine Anstalten.“ Der zweite Teil mit der Überschrift „Statistische Tabellen“ enthält ebenfalls mehr als die Überschrift vermuten läßt. Auf 47 Seiten werden hier die Einwohner- und Katholikenzahl, die Zahl der Priester und Priesterkandidaten (Knaben- und Priesterseminare) sowie die Niederlassungen der männlichen und weiblichen Ordensleute sämtlicher Kirchensprengel der katholischen Kirche aufgezählt.

Der dritte Teil bildet den eigentlichen Atlas, der aus 36 Karten und zwei Ergänzungen besteht. Die einzelnen Karten behandeln: Rom (1), Italien (2—5), Spanien und Portugal (6), Frankreich (7), Großbritannien (8), Deutsches Reich (9a—9e), Österreich-Ungarn und die Nachfolgestaaten (10), die Nordischen und Baltischen Staaten (11), Polen und Litauen (11a), Rußland (12), die Balkanstaaten (13), Amerika (14—20), Asien (21—25), Afrika (26—30), Ozeanien (31—33), die orientalischen Riten (34—35), Übersichtskarte (36). Die zwei letzten Karten enthalten die Veränderungen während des Druckes.

Sämtliche Karten sind in *einheitlichen Maßstäben* (1 : 3,000.000, 1 : 10,000.000, 1 : 1,500.000 Stadien) und durchwegs *gleicher Projektion* angefertigt und können daher ohne besondere Schwierigkeit aus dem Atlas herausgenommen und zu einer *Wandkarte* vereinigt werden, wodurch ihr Wert noch bedeutend erhöht wird. Der Gefertigte hat mit solchen Schulwandkarten bei Mittelschülern die besten Erfahrungen gemacht.

Die Einzeichnungen in die einzelnen Karten sind zahlreicher als in anderen Atlanten, denn es sind nicht nur alle größeren Orte verzeichnet (mit eigenen Zeichen für Städte von 10.000, 25.000, 50.000 u. s. w. Einwohnern), sondern auch die *Residenzen der Erzbischöfe und Bischöfe* (in verschiedenen Farben, je nachdem sie zu einer Kirchenprovinz gehören oder unmittelbar dem Heiligen Stuhle oder der Propaganda unterstehen), die *Abteien und Kollegiatkirchen*, die *Wallfahrtsorte* und *Missionshäuser*, die *kirchlichen Lehranstalten*, Seminarien, Lyzeen, katholische Universitäten, sogar staatliche Universitäten mit theologischen Fakultäten u. s. w., so daß des Guten gewiß nicht zu wenig, sondern eher zu viel geschehen ist.

Eine bedeutende Verbesserung an den Karten ist in der zweiten Auflage dadurch vorgenommen worden, daß in allen Karten die *Schraffierung* der Gebirge (braun) eingetragen wurde. Die Neueinführung ist besonders bei den Missionskarten von Bedeutung, weil es dadurch möglich ist, die geographische Lage der einzelnen Gebiete sofort zu erkennen. Die Farbenverteilung in den Karten ermöglicht ein rasches Zurechtfinden in den einzelnen Kirchensprengeln, selbst auf eine größere Entfernung hin. Ein sorgfältig bearbeitetes Inhaltsverzeichnis erleichtert das Auffinden der einzelnen Länder, bezw. Orte.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe ist zu ersehen, daß der „Atlas Hierarchicus“ von Karl Streit nicht ein Atlas im gewöhnlichen Sinne ist, sondern vielmehr ein kirchengeschichtliches Compendium, das geeignet ist, die Kenntnisse jedes Einzelnen zu erweitern und zu tieferem Studium anzuregen, namentlich in den höheren Schulen. Da der „Atlas“ eine ganze Reihe von Hilfswerken ersetzt, ist auch der Preis nicht übermäßig, denn die Hilfswerke, einzeln gekauft, kämen gewiß höher.

Nach dem Gesagten kann die zweite Auflage des „Atlas Hierarchicus“ mit gutem Gewissen empfohlen werden. Einige Ungenauigkeiten kommen bei der Fülle des Dargebotenen nicht in Betracht.

Ried im Innkreis (Ob.-Öst.).

Studienrat Peter Kittlitzko, Prof. i. R.

2) **Religion und Offenbarung.** Von *Johannes Brunsmann S. V. D.*  
Zweite Aufl. (459). St. Gabriel bei Wien 1930, Verlag der  
Missionsdruckerei.

Unter obigem Titel liegt nunmehr die zweite Auflage des ersten Bandes der wertvollen Apologetik von Brunsmann vor. Besonders ausführlich wird die Lehre vom Wesen und Ursprung der Religion und von der geschichtlichen Wirklichkeit der übernatürlichen Offenbarung behandelt. Die Beweise für das Dasein Gottes werden aus der Philosophie vorausgesetzt. Sehr wertvoll sind die religionsgeschichtlichen Parallelen zum Alten und Neuen Testament.

Wien.

*Dr Reinhold.*

3) **Die Ethik des heiligen Augustinus.** *Zweite, vermehrte Aufl.*  
Von *Dr Josef Mausbach*, Univ.-Prof. und Dompropst in  
Münster i. W. 2 Bände (XI u. 442, VII u. 431). M. 15.80,  
geb. M. 19.20.

Die vorliegende Neuauflage dieses Werkes soll eine Ehrengabe sein zu dem 1500jährigen Gedenktage des Todes des großen heiligen Augustinus. Fürwahr, eine würdige Ehrengabe! Denn Professor Mausbach hat auch die neueste Augustinusforschung verwertet und bewiesen, daß dieselbe keine zwingenden Gründe beigebracht hat gegen die traditionelle Auffassung von der Bekehrung und der Lehre des heiligen Augustinus. In einem ziemlich ausführlichen, dem zweiten Bande beigefügten Anhang befaßt sich der Verfasser mit diesen neuen Forschungen. Dieser Anhang ist daher wichtig. Die Glaubwürdigkeit von den berühmten *Confessiones* S. Augustini wird überzeugend nachgewiesen. Das Problem über die unmittelbare oder mittelbare Erkenntnis Gottes bei Augustin wird gründlich erörtert; noch mehr die heiß umstrittene Augustinuslehre über Willensfreiheit, Sünde, Gnade und Erbsünde. Auch die Staats- und Kulturauffassung Augustins ist von vielen modernen Autoren eigens behandelt worden. Ich nenne nur O. Schilling, B. Seidel, H. Scholz, F. Offergelt, E. Troeltsch, Combes. All diese Arbeiten wurden von Mausbach in der vorliegenden Neuauflage seines Werkes verwertet, die sich also wirklich als eine verbesserte und erweiterte Auflage erweist. Um einen kleinen Überblick zu geben über die reiche Fülle des gebotenen Stoffes, seien hier kurz die einzelnen Kapitel angegeben. Einleitung: Die Persönlichkeit und die geschichtliche Stellung des heiligen Augustinus. 1. Kapitel: Die Glückseligkeit als Ziel und Vollendung des menschlichen Lebens. 2. Kapitel: Die sittliche Ordnung als Hinordnung zum absoluten Gute und Ziele. 3. Kapitel: Gott und Welt. 4. Kapitel: Die Gottesliebe (*caritas*) als Mittelpunkt der Sittlichkeit. 5. Kapitel: Die Weltlust (*cupiditas*) als Wesen und Quelle der Sünde. 6. Kapitel: Die weltliche Arbeit und Kultur. 7. Kapitel: Religiöse Weltflucht und Beschaulichkeit. 8. Kapitel: Der Zusammenhang und Ausgleich zwischen Weltflucht und Weltarbeit. Damit ist der erste Band zu Ende. — Im zweiten Bande werden behandelt: 1. Kapitel: Der Kampf Augustins mit dem Pelagianismus. 2. Kapitel: Die Bedeutung der göttlichen Gnade. 3. Kapitel: Die Erbsünde. 4. Kapitel: Die sittliche Unfreiheit des gefallenen Menschen. 5. Kapitel: Das sittliche Handeln außerhalb des Christentums und der Kirche. 6. Kapitel: Der Kampf und Sieg des Guten in der Entwicklung. Zuletzt wird dann als Ergänzungen zur Ethik des heiligen Augustinus der bereits oben erwähnte Anhang geboten.

Dem Fachmann fallen auf die sehr langen Ausführungen über die göttliche Gnade und Erbsünde. Sind dieselben auch notwendig für eine allgemeine Kenntnis der Augustinuslehre, so fallen sie doch aus dem Rahmen



der reinen Ethik heraus, die bekanntlich eine rein philosophische Disziplin ist und deshalb mit der Übernatur nichts zu tun hat. Ferner fällt dem Fachmann auf, daß manche Sonderfragen der Moral und Ethik übergangen sind. Es wurde dies bereits von manchen Kritikern und Freunden des Werkes bei der ersten Auflage bemerkt. So z. B. ist der lange und heftige Federkrieg zwischen Augustinus und Hieronymus über die Erlaubtheit der Notlüge übergangen.<sup>1)</sup> Ebenfalls ist keine Stellung genommen zu der Kontroverse, ob Augustinus die Sakramentalität der Ehe in unserem Wortsinn angenommen hat. Der Verfasser hat aber gemeint, auf diese Bemerkungen in der Neuauflage nicht eingehen zu können. Trotzdem wäre es ein sehr verdienstliches Werk, wenn Professor Mausbach uns die ganze Morallehre des heiligen Augustinus bieten würde, ähnlich wie Lauer uns die Moralthologie des seligen Albertus Magnus geschrieben hat. Aber auch so wie Prof. Mausbachs Werk vorliegt, ist es eine vortreffliche Ehrengabe zum St.-Augustinus-Jubiläum, eine Ehrengabe, die man nicht bloß in den Händen des Klerus, sondern auch unserer modernen Laienwelt wünschen darf.

Freiburg (Schweiz). Dr Prümmer O. P., Univ.-Prof.

**4) Die Grundgedanken des heiligen Augustinus über Seele und Gott.** Von Dr Martin Grabmann. 2. Aufl. (111). Köln 1929, Bachem.

„Bilder, . . . aus augustinischen Texten und Gedankengängen entworfen“, nennt der um die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie hochverdiente Verfasser bescheiden die für gebildete Leser bestimmte Schrift, die er in zweiter Auflage und in verändertem Gewande zum fünfzehnhundertsten Todestag des heiligen Augustinus der Öffentlichkeit übergibt. Die nicht zahlreichen Änderungen sind vor allem bedingt durch die neuen Untersuchungen über die Gotteserkenntnis und den Gottesbeweis des heiligen Augustinus (Hessen). Die aufrichtigen Gottsucher von heute, die den heiligen Bischof von Hippo zum Führer nehmen, können „Die Grundgedanken“ Grabmanns als vorzügliche Wegweisung benützen, um in die Gedankenwelt des heiligen Augustinus, die sich wie bei Kardinal Neuman um die beiden Pole Gott und Seele bewegen, eindringen.

Augsburg.

Domprediger Dr Geiger.

**5) Die Staats- und Soziallehre des heiligen Thomas von Aquin.** Zweite wesentlich vermehrte und verbesserte Aufl. Von Otto Schilling, Professor an der Universität Tübingen. 8<sup>o</sup> (VIII u. 360). München 1930, Max Huber. Brosch. M. 13.50, geb. M. 16.—.

Da Schilling allbekannt ist als gründlicher Thomaskenner, kann man schon von vornherein hier eine echt thomistische Doktrin erwarten. In der Tat ist das z. B. über das Naturrecht im ersten Teil Gebotene wirklich eine meisterhafte, klare Darbietung der Lehre des Aquinaten. Um nämlich die Lehre des heiligen Thomas über das Naturrecht zu verstehen, genügt es keineswegs, den einen oder den anderen Text anzuführen, sondern man muß alle einschlägigen Texte miteinander vergleichen und dabei nicht übersehen, daß der Thomas senior nicht selten stillschweigend den Thomas junior korrigiert hat. Nur höchst selten — so viel mir bekannt, nur ein paarmal — korrigiert ausdrücklich St. Thomas seine früheren Ansichten. Es ist daher häufig recht schwierig festzustellen, was der Aquinate als seine endgültige Ansicht ausgedrückt hat. Das gilt besonders über St. Thomas' Staats- und Soziallehre, die aus sehr verschiedenen Werken zusammen-

<sup>1)</sup> Vgl. unser Man. Theol. mor. II u. 169.



gelesen werden muß. Schilling führt nun eine große Anzahl von Belegstellen aus St. Thomas' Werken an für seine eigene Auffassung. Nach meinem Empfinden wäre es für den Leser viel besser gewesen, wenn nicht bloß etwa ein Dutzend nackte Zitate — wie es nicht selten vorkommt — aus den verschiedenen Thomaswerken angeführt, sondern auch die hauptsächlichsten *Texte* selbst im Wortlaut wiedergegeben worden wären. Denn viele Leser besitzen keine Opera-omnia-Ausgabe von St. Thomas, und diejenigen, die die Opera omnia besitzen, empfinden es als zu mühsam, die einzelnen Zitate und deren Wortlaut nachzuschlagen. Bei den Zitaten habe ich verschiedene Stichproben gemacht und nie eine Unkorrektheit gefunden. Vielleicht ist indes das Zitat auf S. 326, n. 4 nicht ganz korrekt. Also kurze Textangabe und nicht bloß nackte Zitate, zumal dort, wo Schilling eine von anderen Autoren, z. B. von Tischleder (S. 111) abweichende Thomaserklärung gibt; das wäre für eine Neuauflage ein Desideratum von den meisten Lesern. Für eine Neuauflage könnten wohl auch noch folgende Bemerkungen dienlich sein: S. 152, die Grundauffassung des heiligen Thomas betreffs der Begründung der Steuern wird heute abgelehnt. Dieser Ausdruck ist nicht ganz zutreffend, cfr. S. 242. S. 173 „als indifferent kann man alle Akte bezeichnen, die zu wenig vom Guten oder Bösen in sich schließen“. Dieser Satz ist nicht ganz genau und jedenfalls eine unglückliche Definition des moralisch indifferenten Aktes. — Ob auf S. 107 die thomistische Lehre über pietas und observantia richtig und klar wiedergegeben ist, möchte ich bezweifeln. Ebenfalls ist der auf S. 243 stehende Satz nicht zutreffend: „Desgleichen ist die von Thomas vorgetragene Lehre vom Krieg in einigen Punkten, wo der Einfluß römisch-rechtlicher Auffassungen sich geltend macht, nicht ganz einwandfrei.“ S. 315 heißt es: „Als Güter oder Zwecke der Ehe nennt Augustinus die Treue der Gemeinschaft, die Nachkommenschaft und den sakramentalen, unauflösliehen Charakter.“ Damit ist eine deutsche Übersetzung geboten der bekannten Ehegüter: bonum fidei, bonum prolis, bonum sacramenti. Daß aber *nach Augustinus* das bonum sacramenti in dem *sakramentalen* unauflösliehen Charakter besteht, wird nicht allgemein zugegeben.

Diese kleinen Ausstellungen beeinträchtigen in keiner Weise den wirklich großen, wissenschaftlichen und auch aktuellen Wert von Schillings Staats- und Soziallehre.

Freiburg (Schweiz). Dr Prümmer O. P., Univ.-Prof.

- 6) **Christus das Leben der Seele.** Von Abt D. Col. Marmion O. S. B., Maredsous. Übertragen von M. Benedicta v. Spiegel O. S. B. Mit einem Geleitwort von Prälat Prof. Dr M. Grabmann. Dritte Aufl. (462). Paderborn, Schöningh. M. 4.70, Ganzleinen M. 6.50.

Der anerkennende Brief, den Papst Benedikt XV. an den Verfasser Columba Marmion, Abt von Maredsous, richtete, sowie das empfehlende warme Geleitwort, das eine Autorität wie Prälat Grabmann, dem Werke mit auf den Weg gab, machen jede weitere Empfehlung überflüssig. Das Buch bedeutet wohl den besten Führer ins Wesen katholischer Frömmigkeit. Die Hauptvorzüge erblicke ich in der christozentrischen Komposition, in dem Eindringen in die thomistische Gedankenwelt, in der engen Anlehnung an die Johanneische und Paulinische Dogmatik, nicht zuletzt in dem zwingenden Zusammenhang, wie er hier zwischen Dogma und Leben, Lehre und Ascese hergestellt ist. Der praktische Seelsorger findet eine goldene Fundgrube zur Ummünzung für Predigt und Konferenzvorträge.

Das Werk ist in mehrere Sprachen übersetzt und hat bereits in zirka 100.000 französischen Exemplaren einen wahren Siegeszug gehalten.

Arnstein (Ufr.).

Dekan Rümmer.

- 7) **Zeremonienbüchlein für Priester und Kandidaten des Priestertums.** Von *Joh. B. Müller S. J.* Zehnte bis zwölfte Aufl. 16<sup>o</sup> (XIV u. 304). Freiburg i. Br. 1930, Herder.

Durch ein volles Vierteljahrhundert dient dieses praktische, durch Kürze und Genauigkeit gleich ausgezeichnete Büchlein der Einführung der Priesterkandidaten in die heiligen Zeremonien des Gottesdienstes. Die zehnte bis zwölfte Auflage hat wieder alle neueren Erlässe gewissenhaft nachgetragen und auch sonst zahlreiche Verbesserungen durchgeführt, so daß dieses Werkchen in seiner Art wohl der brauchbarste und verlässlichste Behelf ist für jeden, der die gottesdienstlichen Zeremonien erlernen oder nachprüfen will.

Linz a. D.

*Josef Huber, Spiritual.*

---

Soeben erschienen:

**„Klerus und Politik“ von Dr L. Kopler.**  
Separatdruck der gleichnamigen Artikelserie aus der Theol.-prakt. Quartalschrift 1929. Preis 1 S. (Porto separat).

Früher erschien vom gleichen Verfasser:

**„Religion und Politik“.** Preis 50 g. Zu beziehen von der Administration der Theol.-prakt. Quartalschrift oder vom Katholischen Volksverein für Oberösterreich, Linz, Harrachstraße 12.

Beide Abhandlungen sind auch in Form einer einzigen Schrift unter dem Titel: **Religion und Politik, Klerus und Politik** zu haben. Preis 2 S. (Porto separat.) Zu beziehen von der Administration der Theol.-prakt. Quartalschrift.

Dieses Buch „sollte sich in der Hand jedes gebildeten Katholiken und besonders jedes Geistlichen finden“. So P. V. Cathrein S. J. in diesem Jahrgang der Quartalschrift Seite 442.

---

## Besonders günstiges Angebot von Bibliothekswerken!

**Herders Konversations-Lexikon.** 3. Aufl., 11 Bde, in Originalband, Statt Mk. 300.— nur Mk. 75.—. **Wetzer & Welte's Kirchenlexikon.** 2. Aufl. in neuer Bearbeitung unter Mitwirkung vieler kathol. Gelehrter, begonnen von Jos. Kard. Hergenröther, fortgesetzt von Fr. Kaulen, 12 Bde, und Registerband, Origbd.-Hfrz., nur Mk. 50.—. (Zu diesen Preisen sind diese für Theologen bedeutenden Werke fast geschenkt!) **Bibliothek d. Kirchenväter.** 2. Aufl. Herausg. von Bardenhewer, Schermann u. Zellinger. Die bisher erschienenen 61 Bde. Hpgt., Statt Mk. 427.— nur Mk. 280.—. **Kraus F. X., Geschichte der christlichen Kunst.** 2 Bde, in 3 Teilen, Fortges. von J. Sauer. Mit 1726 Textabbild., und 44 Tafeln, Lex. 8<sup>o</sup> Frbg. 1895—1903. Orig. Hfrz., nur Mk. 140.—. **Kuhn, Allgemeine Kunstgeschichte.** 3 Bde, in 6 Halbbänden und Register. Mit 5572 Illustrationen, davon 4590 im Text und 982 auf 272 ein- und mehrfarb. Beilagen, Orig. Lwd., nur Mk. 200.—. **Pastor L. v. Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters.** Mit Benützung des päpstlichen Geheimarchivs bearbeitet. 1.—7. Aufl. Bd. I—XIII/2, Originalband, Statt Mk. 395.— nur Mk. 300.—. **Scherer, P. A., Bibliothek für Prediger.** 4.—5. Aufl. 8 Bde, Originalband. (vergriffen) nur Mk. 100.—. **Scherer, P. A., Exempel-Lexikon für Prediger und Katecheten.** 2. verb. Aufl. besorgt v. P. J. Lampert, 4 Bde, Hldr. (vergriffen) Mk. 90.—. **Kirche die katholische, unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild.** Herausg. von der österr. Leogesellschaft, Wien 1899—1902. 3 starke Quartbände, Mit 2353 Abbild., Tafeln und Karten, Orig. Lwd. (vergriffen) Mk. 30.—.

**HERDER & Co., Abteilung Antiquariat, Wien, I., Wollzeile 33**